Holzmind. Schulbibliothek.

Philol.
294 d (1

Gymnasialbibliothek

~~IX, 35.~~
~~V~~, II, ~~30~~
34

G. 1.14 (2)

457/2 E 3/20 B/5

Dubl. Bu Crit 91

(14)

<36605779600012

<36605779600012

Bayer. Staatsbibliothek

Museum

der

Alterthums-Wissenschaft

Herausgegeben

von

Friedrich August Wolf

und

Philipp Buttmann.

BIBLIOTHEK DES HERZOGL. GYMNASIUMS ZU HOLZMINDEN.

Erster Band.

Berlin,

in der Realschulbuchhandlung.

1807.

wGt/64/11

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Aus den Beständen der Niedersächs. Staats- und Universitätsbibliothek ausgeschieden.
Göttingen, den 13. JAN.

G o e t h e,

der Kenner und Darsteller des griechischen Geistes, empfange wohlwollend den mit Liebe dargebrachten Anfang einer Sammlung von Schriften und Aufsätzen, die bestimmt sind, hin und wieder das weite Gebäude von Kenntnissen aufzuklären, in welchen jener das Leben verschönernde Geist ursprünglich wohnte.

An wen unter den Deutschen könnte man bei einem Unternehmen solcher Art

eher denken, als an Den, in dessen Werken und Entwürfen, mitten unter abschreckenden modernen Umgebungen, jener wohlthätige Geist sich eine zweite Wohnung nahm? Seiner würden wir vor jedem andern gedenken, wäre auch nicht früher an einen der Herausgeber Sein freundschaftlicher Zuruf zu neuer veränderter Thätigkeit ergangen, ein Zuruf, der auch dem minder Vollendeten nachsichtigen Beifall gleichgesinnter Leser verhieſs.

Doch nicht, um sich eines begünstigenden Genius unserer Litteratur zu versichern, wollten die Unternehmer dieser Zeitschrift ihr erstes Blatt mit Seinem Namen zieren. Dazu hätte es dieses öffentlichen Schmuckes nicht bedurft. Sie wollten bei einem so guten Anlasse der bildungsfähigen Jugend des Vaterlandes sagen, mit wie inniger Empfindung Derjenige zu ehren sei, der ihnen die hin

und her geworfene Frage, zu welchem Ziele die Studien des Alterthums führen, schon längst genügender und schöner beantwortet hat, als die beste Erörterung je vermöchte. Denn woher liefs solche Erhebung über die engen Kreise und Tummelplätze des gewöhnlichen heutigen Lebens, woher liefsen solche Ansichten von Welt und Kunst und Wissenschaft sich gewinnen, als aus dem innern Heiligthume der alterthümlichen Musenkünste, welches sich endlich einmal wieder in einem natürlich verwandten Gemüthe aufschlofs? Einen Hypopheten von diesem Verdienst, der nicht allein die Sprüche und Ideen der verstummten Orakel auslegte, sondern selber viel Auslegungswürdiges hervorbrachte, näher erkennen und Seinen oft verborgenen Sinn ergründen zu lernen, schon dies wäre wohl des Schöpfens aus den ewigen Urquellen der Schönheit werth.

Ihr Wort und Ansehen, würdigster unserer Edeln, helfe hinfort uns kräftig wehren, daſs nicht durch unheilige Hände dem Vaterlande das Palladium dieser Kenntnisse entrissen werde; wie wir denn gegründete Hoffnung hegen, daran ein unverlierbares Erbgut für die Nachkommen zu bewahren. Wo auch der Grund zu suchen sei, in der Natur unserer Sprache, oder in Verwandtschaft eines unserer Urstämme mit dem hellenischen, oder wo sonst etwa: wir Deutschen nach so manchen Verbildungen stimmen am willigsten unter den Neuern in die Weisen des griechischen Gesanges und Vortrages; wir am wenigsten treten zurück vor den Befremdlichkeiten, womit jene Heroën andern den Zutritt erschweren; wir allein verschmähen immer mehr, die einfache Würde ihrer Werke verschönern, ihre berühmten Unanständigkeiten meistern zu wollen. Wer aber bereits so viel

von dem göttlichen Anhauche daheim empfand, dem wird der ernsthafte Gedanke schon leichter, in den ganzen Cultus der begeisternden Götter einzugehen.

Nur lassen Sie uns nicht weniger verhüten, daſs zu diesen Orgien nicht das buntgemischte Volk ohne Vorbereitung und Andacht sich dränge, um mit dem Stabe der Begeisterung umherzutaumeln. Bewillkommen wir zwar manchen gern, der in unsern Kreisen Erheiterung und Labsal sucht nach dem Ernste strengerer Wissenschaften oder der Dürre blos erwerbsamer; ebenso denjenigen, der sich als eifrigen Liebhaber alles Schönen ankündigt; mag auch mancher der eigentlichen Genossen nicht gerade das Höchste der Wissenschaft nach den reichsten Gesichtspunkten umfassen, und sich mit einem und anderem Theile als fleiſsiger Arbeiter begnügen, immerhin befangen in dem Wahne, wirklich zu lieben, was

er nur als sein Tagwerk treibt: jedoch veredle jeder von Allen seine Bemühung und selbst sein Spielzeug durch sinnvolle Behandlung und durch die Richtung nach den anerkannten besten Zwecken. So werde, so bleibe der Deutsche, ohne die Emsigkeit des bloſs gelehrten Sammlers zu verachten, ohne den bloſsen Liebhaber allgemeiner Bildung zurückzuweisen, überall der tiefere Forscher uud Ausleger des aus dem Alterthume flieſsenden Groſsen und Schönen; und er gebrauche solche Schätze, um unter dem Wechsel wandelbarer öffentlichen Schicksale den Geist seiner Nation zu befruchten, deren Bessere durch das Studium einheimischer Werke keinesweges unvorbereitet sind, die höhere Weihe zu empfangen.

Mögen Sie, Kenner und Darsteller des griechischen Geistes, noch lange ein wirksamer Beschützer und zufriedener Zuschauer so nützlicher Bestrebungen seyn!

Möge Ihr geliebtes Weimar unter seinem herrlichen, von allen Musen gefeierten, Fürstenhause bald wieder in verjüngter Blüthe strahlend, auch fernerhin neue schöne Talente für das übrige Deutschland wecken! Möge Ihnen nie Kraft und ungestörte Muſse fehlen, um auf dem Wege, worin Ihr Leben selbst dem Stufengange der Griechen nachahmt, itzt diese, itzt eine andere der holdesten Künste, und bald auch dunkele Räume oft entweihter Wissenschaften zu erleuchten!

Darstellung

der

Alterthums - Wissenschaft.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Der Inhalt dieses Aufsatzes sollte seit geraumer Zeit als Einleitung zu einer Revision oder encyklopädischen Uebersicht derjenigen Kenntnisse dienen, die man gewöhnlich philologische nennt. Zwischen den Jahren 1783 und 1790, als der Verfasser auf einem damals berühmten Sitze deutscher Gelehrsamkeit zu lehren anfing, fühlte er sich ohne Unterlaſs beunruhigt von dem Wunsche, sich selbst und seinen Zuhörern bestimmtere Rechenschaft zu geben über den allgemeinen Begriff, Gehalt, Zusammenhang und Hauptzweck jener Studien; über welches alles die Schriften der anerkanntesten Kenner wenig Befriedigendes darboten. Einige, die auf solche Betrachtungen sich beiläufig einlieſsen, schwankten unentschlossen über die vornehmsten Tendenzen dieses ganzen Zweiges der Gelehrsamkeit, etwa wie gewisse Mitglieder

einer geheimen Gesellschaft, nicht immer Neulinge, einander über die Idee und Absicht ihres Ordens befragen; viele behaupteten, man erlerne die alten Sprachen der Geschichte und sogenannten Sachkenntnisse halber, wogegen die meisten das Lesen und Verstehen der Schriftsteller in den Grundsprachen als den letzten Zweck und die vielseitigste Beschäftigung mit den Sachkenntnissen als bloſses Mittel zum Verständnis der Schriftsteller betrachteten. Hie und da hörte man wol sogar urtheilen, überhaupt dürfte der Betrieb dieser Studien sich am besten durch die enge Verbindung rechtfertigen, worin sie nun einmal mit der gesammten Litteratur der Neuern, besonders mit manchen unserer nützlichsten und nutzbarsten Wissenschaften ständen, da freilich der erste Rang eigentlich solchen Kenntnissen gebühre, welche die Grundlagen des heutigen gesellschaftlichen Wohlstandes und aller bürgerlichen Glückseligkeit ausmachten: eine Ansicht, die manchem weisen Staatsmanne gefallen muſs, der jede Wissenschaft gerade in dem Maaſse schätzt, als sie zu den Künsten des Erwerbes im Frieden und im Kriege, zur Verbesserung der Finanzen, der Fabriken, des

Handels, der Land- und Haus-Wirthschaft beitragen mag *).

Diese und andere von einander abweichende Meinungen verdoppelten des Verfassers Eifer, die höchsten Gesichtspunkte der alterthümlichen Philologie möglichst genau zu erfassen, und einen Versuch zu machen, wie sich die einzelnen, theils auf deutschen Universitäten seit beinahe hundert Jahren erläuterten, theils noch in der Folge zu bearbeitenden, Doctrinen zu einem organischen Ganzen vereinigen liefsen, um alles, was zu vollständiger Kenntnifs des gelehrten Alterthums gehört, zu der Würde einer wohlgeordneten philosophisch-historischen Wissenschaft emporzuheben. Mit dieser Idee gab er in mehrmals wiederholten Vorlesungen unter dem Namen einer Encyklopädie und Methodologie der Studien des Alterthums einen Entwurf, dessen Ausführung nach erlangter Reife auch

*) *Haec studia annonam non reddunt viliorem*, soll einst jemand von den Sprachkenntnissen des Alterthums gesagt haben. Die Griechen hatten für dergleichen Denkart ein ausdrucksvolles Wort, das uns Neuern mangelt, vermuthlich weil uns die Idee lange fremd war, αἰσχροκέρδεια.

dem gröſsern Publicum mitgetheilt werden sollte. Was er damit bezweckte und auf welche Gegenstände die Vorträge, wie es schien, nicht ohne Nutzen lernbegieriger Jünglinge, gerichtet waren, drückt sich am deutlichsten durch die Worte selbst aus, in denen er die erste öffentliche Ankündigung davon machte: „*Encyclopaedia philologica, in qua, orbe universo earum rerum, quibus litterae antiquitatis continentur, peragrato, singularum doctrinarum ambitus, argumenta, coniunctiones, utilitates, subsidia, denique recte et cum fructu tractandae cuiusque rationes illustrabuntur.*"

Eine erwünschte Lehrstelle gab dem Verfasser mehr als zwanzig Jahre hindurch Gelegenheit, sowohl die allgemeine Uebersicht der Wissenschaft des Alterthums als alle ihre wichtigern Theile vorzutragen, selbst bis auf die Litterär-Geschichte derselben und die historische Entwickelung des Ganges, den diese Studien bis auf unsere Zeit genommen haben. Begreiflich änderte und bildete sich bei jeder Wiederholung seines Vortrages der Gehalt und die Behandlungsweise der Materien; während aus den ersten noch sehr unvollkommenen

Skizzen durch den zu früh verstorbenen Fülleborn und andere Zuhörer *) eine Art von Grundrissen im Druck bekannt gemacht wurden. Ihn selbst hinderten von Zeit zu Zeit mehrere litterarische Arbeiten an der Ausführung seines Plans, überdem immer geneigt zu glauben, daſs ein solches Werk nicht spät genug erscheinen könne, zumal wenn ein Gelehrter beständige Veranlassung hat, empfänglichen jungen Männern eine Anzahl leitender Begriffe und Aufschlüsse zu geben, die sie weiterhin noch besser als er selber ausbilden und mit eigenen Schätzen bereichern mögen. So kam er denn in den Fall, die Worte Quintilians auf sich anwenden zu dürfen: „*Quantum notando consequi potuerant, interceptum boni iuvenes,*

*) *G. G. Füllebornii Encyclopaedia philologica s. primae lineae Isagoges in antiquarum litterarum studia, Vratisl.* 1798. 8. *Edit. altera auct. et emendatior cur. J. G. Kaulfuſs.* Dieſs ist ein Compendium nach den ersten Linien, die theils in Vorlesungen, theils auf einigen unvollendet gebliebenen Blättern: *Antiquitäten von Griechenland,* Halle, 1787, gegeben waren. Man vergleiche unseres *J. E. Koch's Hodegetik für das Universitäts-Studium, Berlin* 1792, 8. S. 64-98. und *Desselben Encyklopädie aller philologischen Wissenschaften, Berlin,* 1793. 8.

sed nimium amantes mei, temerario editionis honore vulgaverant."

Noch sieht er unter den itzigen Umständen nicht der Mufse entgegen, die sein Vorhaben begünstigen könnte. Unterdessen wurde es bei Anlafs der gegenwärtigen Zeitschrift nützlich erachtet, wenigstens die Grundzüge zu einer allgemeinen Darstellung der griechischen und römischen Alterthums-Kenntnisse zu liefern, doch nicht lateinisch, wie das gröſsere Buch geschrieben werden sollte, sondern in der ihm ungewohntern Sprache, die auch unter unsern Humanisten mehrere Leser findet. Die Ausarbeitung sollte itzt das Geschäft weniger Wochen seyn, und wurde anziehend durch die Entfernung von den Drangsalen der Zeit, die uns mahnen, in angenehmern Perioden der Geschichte, vorzüglich des schönen Alterthums, Erhohlung und frische Energie zu suchen *).

*) Gewifser Leser wegen mag hier die Bemerkung stehen, dafs bei dieser Schrift nichts von dem benutzt wurde, was etwa in den letztern Jahren über das Allgemeine der philologischen Studien herausgekommen ist. Zu Lesen und Nachschlagen von Büchern war überhaupt weder Veranlassung, noch Mufse, noch Neigung; aufser wenn zuweilen zufällige Erinnerung dazu verleitete.

Ob übrigens unsere Behandlung der Gegenstände und die Angabe ihrer Zwecke den Namen einer Wissenschaft, der hier diesen Kenntnissen ertheilt wird, hinlänglich rechtfertige, mögen andere beurtheilen. Aber hoffentlich wird niemand unter den Gelehrten, die sich mit Natur-Kenntnissen und den genauern Wissenschaften beschäftigen, von der Natur, in ihrer echten groſsen Bedeutung, den Menschen ausschlieſsen; und niemand, der unsere Studien ein wenig kennt, wird glauben, daſs das, was durch historische Untersuchungen des Alterthums und durch Bekanntschaft mit den Sprachen und den unsterblichen Werken desselben zur harmonischen Ausbildung des Geistes und Gemüths gewonnen wird, eben so vollkommen auf irgend einem andern Wege könne erreichet werden. Berlin, im Jul. 1807.

Darstellung
der
Alterthums - Wissenschaft
nach
Begriff, Umfang, Zweck und Werth.

In dem Reiche der Wissenschaften, welche die Natur und den Menschen nach den mannichfachsten Ansichten umfassen, sehen wir neben den ältern, überall bekannten, Gebieten einzelne Bezirke, obgleich von neuerlichem Anbau, schnell zu Ansehen und fester Verbindung mit den angrenzenden erhoben; andere, zwar erst künftiger Bearbeitung geräumt, dennoch ihre Tendenzen und einigermaſsen ihren möglichen Umfang andeuten. Bei diesen neuen geistigen Eroberungen erfreut uns im voraus die Hoffnung des Beitrages, den sie der gemeinsamen Ausbildung versprechen, und eine liberale Schätzung stellt sie nach solchen Erwartungen gern in die Reihe der früher anerkannten Provinzen. Weniger glücklich sind diejenigen Theile unseres Wissens, die, obschon durch

nützlichen Ertrag und gelehrte Anbauer bekannt, in ihren reichen Materialien, in ihren verschiedenen Behandlungsarten und selbst in wechselnden Namen schwankende Grenzen und unbestimmten Umfang verrathen. In solcher ungünstigen Lage steht noch immer die Summe der Kenntnisse, von der wir handeln. Man nennt sie bald Philologie, bald classische Gelehrsamkeit, bald alte Litteratur, bald Humanitäts-Studien, zuweilen noch mit einem ihnen fremden und ganz modernen Namen, schöne Wissenschaften *). Die Verschie-

*) Der letztere Name wird, wie es scheint, itzt von der Nation selbst, die ihn wahrscheinlich in die Mode brachte, weniger gebraucht. Man hört vielmehr *Littérature* als *Belles lettres*. Wenn ihn aber manchmal ein lateinisch schreibender Gelehrter nachgebraucht, vielleicht gar *litteras bellas* gesagt hat, so war Scherz offenbar die Absicht. Für unsern Kreis von Kenntnissen eignet sich die Benennung durchaus nicht: sie haben ohnehin Seiten, die durch alles andere eher anziehen als durch *beauté*. Wiederum bei alter Litteratur denkt man eigentlich nicht an einen beträchtlichen Haupttheil, die Kunst der Alten; da man gewöhnlich Litteratur und Kunst, als verschieden, neben einander zu stellen pflegt. Auf andere Weise ist die in England übliche Benennung, *classical learning*, zu eingeschränkt: wir haben es hier mit vielen Schriftstellern und Kenntnissen zu thun, die niemand in alter Bedeutung des Wortes classisch nennen möchte. Phi-

denheit der Titel, unter denen sich dieser Theil der Gelehrsamkeit ankündigt, wirkt durch die mancherlei hiehin und dorthin deutenden Ansprüche, die in den Titeln liegen, sogar nach-

lologie ferner, nach demjenigen Sinne, worin man den Ausdruck zuerst in Alexandrien zu brauchen anfing (Suet. de Gr. 10.), stimmt am meisten mit Litteratur überein, und ist in so fern ähnlicher Bedenklichkeit ausgesetzt; noch mehr heutiges Tages, wo man Philologie häufig für Linguistik oder Sprachenkunde überhaupt nimmt. Endlich derjenige Name, den man in unsern Zeiten der Humanität gewöhnlich hört, Humaniora, (im Französischen *humanités*, im Englischen *humanity*, im Italiänischen *umanità*, im Spanischen und Portugiesischen *humanidad* und *humanidades*,) auch dieser Name ist von Einer Seite zu weit, von anderer zu enge. M. s. ein kleines Progr. von J. A. Ernesti über das Wort *humanitas*, oder den Auszug daraus in der *Clav. Cic.* u. d. W. Doch bemerkenswerth ist es, daſs die Ausdrücke *humaniora studia, humaniores litterae* sich bei keinem alten lateinischen Schriftsteller finden und schwerlich im Gebrauch seyn konnten, weil der Comparativ einen Wink auf eine Relation enthält, die den Alten, wenn sie *studia humanitatis* sagten, gewiſs nicht einfiel. Gleichwohl ist jene Benennung so üblich geworden, daſs man mehrere Abhandlungen und Deklamationen *de litteris humanioribus* hat, von J. G. Walch, von C. Morgenstern u. a. Allein in keiner solcher Schriften findet sich, wenn mir recht ist, ein Belag für das Alter und die Echtheit der Bedeutung; jeder braucht das Wort als angenommen und wohl her-

theilig auf das Ansehen der sonst als nützlich erkannten Kenntnisse. Schlimmer noch ist es, wenn dergleichen Ansprüche nicht nur unbestimmt, sondern zum Theil auch ungegründet sind. Denn wer möchte heut zu Tage Philologie, als Litteratur oder als Sprachenkunde genommen, und die Studien, die zur Humanität d. h. zur höhern Ausbildung reiner Menschlichkeit führen, auf ein paar Nationen einschränken und auf die aus ihrem übriggebliebenen Vorrath von Denkmälern gezogenen Einsichten? Den schlimmsten Dienst aber erweisen einer Wissenschaft oft ihre eigenen Bekenner, indem sie bald ihren Werth und Einfluſs auf andere Arten der Bildung zu allgemein darstellen, bald selbst in Verlegenheit gerathen, wenn sie über den Inbegriff ihrer Bemühungen und deren Zwecke sich deutlich erklären sollen. Dies begegnete seither vielen und wohlbekannten Philologen. Einige klagten über Mangel an Achtung ihrer Studien, während sie nur einen kleinen Theil derselben kannten und einen weit kleinern bearbeiteten; andere gestanden, es

gebracht, ohne einen Scrupel, wie ihn sonst wohl lateinische Humanisten hatten. Der Gebrauch scheint sich aus dem Mittelalter herzuschreiben; doch es blieb mir immer ungewiſs, ob er früher in Italien aufgekommen ist, oder in Schottland, wo er seit vielen Jahrhunderten gewöhnlich war.

scheine bei dem genauen Bande, welches alterthümliche Philologie mit vielen heutigen Wissenschaften verknüpfe, kaum recht möglich, jener ein gesondertes Gebiet und sichere Grenzen anzuweisen *). In der That, ein wenig ehrsamer Lohn für Kenntnisse, die so manche Wissenschaft erweckten und nährten, wenn ihnen endlich nirgends eine Wohnung in eigenem Lande bliebe, eben weil sie zu oft in nachbarlichen Regionen hülfleistend verweilten, um fremdes Werk zu fördern.

Diese Betrachtungen veranlassen den Wunsch nach einer gedrängten Uebersicht dessen, was die sogenannten philologischen Studien nach ihrem Gehalt und Wesen seyn können und seyn sollen, oder nach einem Versuche, wie etwa der Hauptbegriff der ganzen Wissenschaft sich angeben und die Objecte derselben in scharf gezogene Grenzen sich einschliefsen lassen, nebst einer Andeutung der allgemeinsten Richtungen, wohin die vielfach zu vertheilende Bearbeitung des Stoffes streben müsse. Die Aufklärung dieses letztern Punkts sehen wir besonders für ein höchst nöthiges Geschäft an, und das schon lange abzuthun war. Denn wie in

*) So Heeren, im Eingange seines nützlichen Buches: *Geschichte des Studium der klassischen Litteratur, Göttingen*, 1797. 8.

den Wissenschaften, welche die uns umgebende Natur zum Gegenstande haben, so beruht in dieser, die sich hauptsächlich mit der moralischen Seite der Menschheit beschäftigt, aller wahre und tief eingreifende Sinn des Studium auf den höchsten Forderungen, die jede einzelne Bemühung, von dem kühnsten Fluge wissenschaftlicher Divination bis zu dem Fleiſse des mühseligen Sammlers, leiten und endlich das Ganze zu seinen letzten Zwecken hinführen müssen. Hier, wie in Erforschung der Natur, gedeiht kein Eifer demjenigen, der in irgend einem Winkel des groſsen Gefildes arbeitet, ohne zu wissen, wonach seine Mitarbeiter um ihn her auf andern Plätzen bemüht sind.

Um zuerst den Stoff zu bestimmen, den unsere Wissenschaft zu behandeln habe, thun wir rückwärts von den groſsen Völker-Wanderungen, mit denen die Umgestaltung der uns näher liegenden Welt zum Mittel-Alter, gleichsam eine Kluft zwischen älterer und neuerer Cultur, ihren Anfang nimmt, einen Blick auf den Gang der vorhergehenden Jahrhunderte. Dort sehen wir in den schönsten Gegenden der alten Welt nach und neben einander eine Reihe von Völkern handelnd auftreten, die noch heute ihr vormaliges Leben und Wirken in mehrern oder wenigern Ueberresten ankündigen. Man möchte gern alle solche Völker zusammen zu

Einer Kunde umfassen; doch vielerlei Ursachen machen hier eine Trennung nothwendig, und erlauben uns nicht, Aegyptier, Hebräer, Perser und andere Nationen des Orients auf Einer Linie mit den Griechen und Römern aufzustellen. Eine der wichtigsten Verschiedenheiten unter jenen und diesen Nationen ist die, daſs die erstern gar nicht oder nur wenige Stufen sich über die Art von Bildung erhoben, welche man bürgerliche Policirung oder Civilisation, im Gegensatze höherer eigentlicher Geistescultur, nennen sollte. Jene Art von Cultur (deren Name übrigens gleichgültig seyn mag, wenn nur die Sache genauer als bisher unterschieden wird) ist mit den Bedingungen eines Sicherheit, Ordnung und Bequemlichkeit bedürfenden Lebens fleiſsig beschäftigt; sie gebraucht dazu selbst gewisse edlere Erfindungen und Kenntnisse, die jedoch meistens auf unwissenschaftlichen Wegen gefunden, wie mehrere bei Aegyptiern und andern ältern Völkern, nie den Ruf erhabener Weisheit hätten erregen sollen; sie braucht hingegen weder, noch schafft sie eine Litteratur, d. i. einen Vorrath von Schriften, worin nicht eine einzelne Kaste nach amtlichen Zwecken und Nothdurften, sondern jeder aus der Nation, welcher bessern Einsichten vertrauet, Beiträge zur Aufklärung der Zeitgenossen

nossen darlegt. Das letztere, was bei einem glücklich organisirten Volke schon früher anfangen kann als Ordnung und Ruhe des äußsern Lebens *), ist vor den Griechen überhaupt von keinem Volke geschehen, und keines gewann vor ihnen jene höhere Cultur, die geistige oder

*) Dies war wirklich bei den Griechen der Fall, und blieb es bis weit in die Zeiten ihrer schönen Litteratur. Man würde sich von der bürgerlichen Policirung dieses Zeitraums einen viel zu vortheilhaften Begriff machen, wenn man dessen Geisteswerke und Denkmäler der Kunst zum Maaſsstabe von jener nehmen wollte. Erst die Römer brachten in das Leben und Verkehr der Menschen mehr Ordnung und conventionelle Bestimmungen, als die unbegüterten, nur wohlhabenden und der Natur treuer lebenden, Bewohner Griechenlandes thun konnten. *Mores et instituta vitae,* sagt Cicero, *resque domesticas ac familiaris nos profecto et melius tuemur et lautius.* Aber es gab mehrere Völker, die nicht allein hiemit anfingen, sondern auf immer auch dabei stehen blieben, wie der fernste Osten von Asien gethan hat, ähnlich solchen Individuen, die es nicht an Reinlichkeit, Schicklichkeit und Bequemlichkeit von Wohnungen, Kleidungen und allen Umgebungen fehlen lassen, aber niemals das Bedürfniſs höherer Aufklärung empfinden. Bei den Griechen, auch den gebildetsten Attikern, trat oft das Gegentheil bis zur Verwunderung ein, und man vernachlässigte das als unbedeutend, was wir vermöge unserer Ordnungsliebe insgemein als Grundlage der geistigen Veredlung selbst anzusehen pflegen.

litterarische. Man fürchte nicht, die Völker des Orients hier unter ihr Verdienst geschätzt zu sehen: eine nähere Ausführung obiger Bemerkung würde dergleichen Verdacht leicht abwenden. Allein die bloſs natürlichen, kaum zu eigentlicher Kunst des prosaischen Vortrages vorgeschrittenen Anfänge geistiger Ausbildung, dergleichen wir besonders von den Hebräern durch ihre heiligen Bücher erhalten haben, tragen bei sämmtlichen Orientalen einen von dem griechischen so auffallend verschiedenen Charakter; und gleicherweise die Reste von Kunstwerken jener Gegenden hatten, ehe sie hellenisirten, eine von allem europäischen Geschmacke so abweichende Manier, daſs sie mit dem, was Griechenland und Rom uns hinterlieſsen, sich nur zu einem sehr heterogenen Ganzen vereinigen würden. Drittens schreckt uns noch bei allen solchen Völkern die äuſserst geringe Zahl übrig gebliebener Werke zurück, die höchstens ein nothdürftiges Verstehen ihrer Sprachen, aber kein innigeres Auffassen ihrer geistigen Organisation und ganzen Eigenthümlichkeit gestatten. So bleiben uns denn nur zwei Nationen des Alterthums, deren Kenntniſs eine gleichartige Wissenschaft bilden kann, Griechen und Römer. Asiaten und Afrikaner werden als litterarisch nicht cultivirte, nur civilisirte Völker, unbedenklich von unsern Grenzen ausgeschlos-

sen; so auch die später bedeutend gewordenen Araber, wiewohl sie mit Hülfe der Griechen, wie vorher die Römer, einen gewissen Grad gelehrter Bildung erreichten. Es werden demnach dergleichen entweder fragmentarische oder in Bücher-Kerkern annoch versteckte Litteraturen, und weit mehr jene der entferntesten Völker Asiens, gänzlich den Orientalisten überlassen, die selbst sich wieder in mehrere Classen theilen; ja es wird erlaubt seyn, im Geiste der Alten, die auf die *Barbari* als auf unedlere Menschengattungen mit Stolz herabsahen *), sogar den Namen Alterthum in ausnehmendem Sinne auf die beiden durch Geistescultur, Gelehrsamkeit und Kunst verfeinerten Völker einzuschränken.

Das erstere dieser Völker war, wie schon bemerkt wurde, auch das erste der Erde, bei welchem der Trieb sich auf mannichfaltige Art auszubilden aus den innersten Bedürfnissen des

*) Wenigstens die Griechen, denen, wie aus Aristoteles Politik erhellet, die Sclaverei als ein natürlicher Zustand erschien. Sie ordneten gleichsam die Menschen in drei Classen, freie Griechen, despotisch beherrschte Barbari, und Leibeigene. Von ihren Geschichtschreibern und Rednern wird zuweilen sogar eine Art von Rechtsgründen aufgestellt, kraft deren die Nicht-Hellenen als untergeordnete Menschengattungen betrachtet werden müſsten.

Geistes und Gemüthes hervorging, und aus leidenschaftlicher von einem Objecte zum andern forteilender Neigung ein schön geordneter Kreis von Künsten und Kenntnissen entstand, die das Leben des Menschen zur eigennutzlosen Beschäftigung seiner höhern Kräfte erhoben *). Dies ist ein Grundsatz, der die strengste Prüfung des Historikers aushält; und mit der Priorität ist zugleich die Originalität der griechischen Cultur ausgedrückt. Zwar ist es möglich, es wird selbst durch historische Angaben wahrscheinlich, daſs die Griechen uranfänglich manche Elementar-Begriffe ihrer Wissenschaften, manche technischen Regeln der Künste aus dem früher civilisirten Orient gewannen; demungeachtet erscheinen sie gleich in ihren ersten Staatsvereinen und Verfassungen, in Sitten, in Sprache, in allem, was ein Volk charakteristisch unterscheidet, aus angestammter Natur so original,

*) Mit wenigen Hauptstrichen zeichnet den spielenden Fortgang Horaz, Epist. II. 1, 93.

Ut primum positis nugari Graecia bellis
Coepit, et in vitium fortuna labier aequa,
Nunc athletarum studiis, nunc arsit equorum;
Marmoris aut eboris fabros aut aeris amavit;
Suspendit picta vultumque animumque tabella;
Nunc tibicinibus, nunc est gavisa tragoedis;
Sub nutrice puella velut si luderet infans,
Quod cupide petiit, mature plena reliquit.

als jemals eines war; sie wuſsten auch dem von auswärts Entlehnten solch einen Stempel ihres Genius aufzudrücken, und es so zu bereichern und zu befruchten, daſs alles bald ihr Eigenthum wurde; und also durchliefen sie in dem ganzen Gange ihrer Ausbildung eine Stufenleiter, an der man, wie an einem Culturmesser, den Gang rein menschlicher Entwickelung überhaupt wahrnehmen kann. Man ist berechtigt noch mehr zu sagen, obwohl nicht zur Ehre der modernen Welt. Den Griechen, die schon Horaz, mit einem Seitenblicke auf seine Römer, bloſs nach Ruhm geizend nannte *), verdanken die Neuern vorzüglich, daſs bei ihnen, die das Schöne immer nach dem Nützlichen suchten, nicht alles Wissen wiederum kastenmäſsig, daſs die bessere Cultur nicht gänzlich in den Dienst der Civilisation zurückgewiesen worden, daſs sogar verschiedene Studien, die als eine Art von Luxus unbelohnt bleiben müssen, wenigstens nie-

*) *Graiis — praeter laudem nullius avaris.*
Und nach der vorhin angeführten Stelle, als Gegenbild:
Romae dulce diu fuit et solemne, reclusa
Mane domo vigilare, clienti promere iura;
Cautos nominibus certis expendere nummos;
Maiores audire, minori dicere, per quae
Crescere res posset, minui damnosa libido.
Romani pueri longis rationibus assem
Discunt in partis centum diducere etc.

manden, der auf des Staates Hülfe verzichtet, untersagt werden. Fortblühend, so gut sie in dieser Beschränkung können, erwarten dann dergleichen Studien ihren Lohn von sich allein, und finden, wenn sie dessen bedürfen, Trostes genug in dem Ansehen, worin sie einst bei den edelsten Menschen standen, denen absichtlose Uebung ihrer Kräfte und reine Befriedigung ihrer Wiſsbegierde Alles war. Wie hätte sonst, selbst in den strengern Wissenschaften, die Liebe zu tiefern Forschungen entstehen können, wenn die Griechen nur für das unmittelbar Nützliche gearbeitet hätten?

Die Römer waren zwar nicht ein Volk von originalen Talenten, auſser in der Kunst zu erobern und zu herrschen; sie gingen sogleich in ihrer frühesten Policirung, nachher in den mehresten Künsten, von den Mustern ihrer Nachbarn, meistens griechischer Stämme, aus; sie ahmten späterhin, als sie eine Litteratur gleich einer ausländischen Waare bei sich aufnahmen, die Griechen mit Eifer nach: doch thaten sie dies in einigen Zeitaltern mit vielem Glück und mit so eigenthümlich groſsem Sinne, daſs sie, gegen die Meinung der neuesten Hellenen-Freunde, etwas mehr als Traditoren griechischer Litteratur wurden; auch bereicherten sie die empfangenen Theile des gelehrten Wissens mit manchem, was nähere Beziehung auf das

praktische Leben hat: wie sie denn z. B. für wissenschaftliche Theorie des Rechtes beinahe dasselbige leisteten, was die Griechen in der Philosophie geleistet hatten *).

Nehmen wir nun einen Fall an, der, wäre er eingetreten, der modernen Gelehrsamkeit durchaus eine andere Strafse geöffnet, eine andere Farbe gegeben haben würde. Gesetzt es hätte sich von beiden genannten Völkern sehr weniges erhalten, etwa einige Homerische Gesänge, einige Trauerspiele des Aeschylus und Sophokles, ein paar Schriften des Platon oder Aristoteles, ein paar Fragmente des Horatius, Cicero, Tacitus, nebst etlichen gröfsern und kleinern Werken der zeichnenden Künste oder bedeutungsvollen Trümmern schöner Architek-

*) Es liefse sich hierüber eine Vergleichung zwischen beiden Völkern anstellen, die das Verdienst des römischen in ein sehr vortheilhaftes Licht setzen könnte. Besonders müfste genauer, als bisher geschehen, der Charakter und Einflufs der Secten gezeichnet werden, die von Augusts Regierung an durch Labeo und Capito und deren Schüler in die Jurisprudenz eingeführt wurden, die einzige Wissenschaft, wo man die Römer von eigenen Secten oder Familien reden hört. Die Materie wäre für Männer wie Hugo und Savigny, oder wenn sonst noch jemand die gelehrten Rechtsquellen besucht. Unterdessen vergleiche man die von Bach angeführten Schriften in *Hist. Jurisprud. Rom. ed. 5. p.* 383.

tur; so würde ohne Zweifel, wenn anders die Ueberbleibsel der Schrift in ihren ausgestorbenen Sprachen nur eben so verständlich wären, als die Kunstdenkmäler seyn möchten, es würde, meinen wir, nothwendig bei jedem, den Forschbegierde über den Bedarf der Gegenwart hinaustreibt, eine Menge Fragen nach allem entstehen, was vielleicht irgendwoher von Völkern solcher Vorzüge und Treflichkeit zu entdecken wäre. Ohne die mindeste Verbindung unserer Litteratur uud Kenntnisse (falls wir deren ohne den Vorgang der Alten erworben) mit der Litteratur jener Völker, müſsten wir doch sie gewiſs keiner geringern Aufmerksamkeit werth achten, als jedes andere uns völlig fremde Volk, von dessen Zuständen entdeckende Reisende berichten. Ganz besonders, sollte man meinen, müſste uns alles anziehen, was sich im angenommenen Falle von der Nationalcultur, von den politischen Anordnungen, von den Erfindungen und Sitten jener Alten muthmaſsen oder wissen lieſse. Etwas ähnliches geschah ja von den Neuern seit langer Zeit in Ansehung Aegyptens und mehrerer Länder des Orients. Was wäre auch unwürdiger, als auswärtige Länder und Menschen etwa nur in so weit interessant zu finden, als ein eigentliches Interesse des politischen oder kaufmännischen Verkehres obwaltet? Den Menschen sucht zunächst der Mensch;

ihn strebt er, ohne alle Nebenabsichten in seiner eigenen Natur, in allen seinen Umgebungen zu erkennen. Selbst die entlegensten Gegenden wünscht er zu durchforschen und die Fähigkeiten, den Charakter, die Denk- und Lebensweise ihrer Bewohner zu studiren. Dergleichen Ansprüche auf unsere Aufmerksamkeit machen nicht die cultivirten Völker allein, auch die rohesten, welche gröſstentheils Eine Beschreibung alle umfaſst. Ob dies aber bloſs auf die gleichzeitig mit uns lebenden Nationen anwendbar sei, oder auch auf längst verloschene; ob Entfernung der Zeit einen kleinern Antheil von Theilnahme entschuldige, als Entfernung des Ortes, dies möchte eine Bedenklichkeit seyn, die höchstens das Vorurtheil auf Augenblicke verwirren kann, aber der in die Sache dringenden Einsicht unschwer zu entscheiden ist.

Doch es bedarf glücklicher Weise keiner hypothetischen Betrachtung. Von jenen zwei berühmtesten Nationen der alten Welt hat sich bis auf unsere Tage ein so ansehnlicher Vorrath von Werken gerettet, daſs mehr als zweitausend Jahre hindurch fast kein Säkulum ohne bezeichnende Spuren ihres Daseyns ist, ein Vorrath, den man, vollständige und in Bruchstücken erhaltene Schriften zusammengezählt, auf eintausend sechshundert, an gröſsern und kleinern

Arbeiten der zeichnenden und bildenden Künste viel zahlreicher, vielmehr im wahren Sinne des Wortes unzählbar schätzen darf *). Es sind unter diesen Ueberresten, obgleich sie überall nur wie Trümmer eines ungeheuren Schiffbruches erscheinen, wodurch die Vorstellung des einst beisammen seyenden Ganzen zuweilen erschwert wird, dennoch so viele Hauptschriften und Meisterwerke übrig, die der alten Cultur und nachher der unsrigen die bestimmtesten

*) Jene Summe mag denen übertrieben dünken, die das Alterthum nach der Anzahl von Schriften schätzen, die sie etwa in dem ersten Unterrichte kennen lernten. Sie beruhet auf einer ziemlich genauen Zählung, bei der jedoch alle kirchlichen Schriftsteller ausgeschlossen wurden; obwohl ein Clemens von Alex., ein Hieronymus, Arnobius und ähnliche, den alterthümlichen Studien grofse Dienste leisten und keine Vernachlässigung verdienen; was auch Gelehrte, wie Valckenaer u. a. vor ihm, einsahen. Uebrigens sind hier die zahlreichen Werke von Polygraphen, wie Aristoteles, Lucianus, Galenus, einzeln gezählt worden, eben so die Reden eines Lysias, Demosthenes, Cicero u. s. w.; anders aber bei Briefen und den vielen kleinen prosaischen und poetischen Arbeiten, wo eine ganze Sammlung als Eine Nummer gilt. Noch ist zu gedenken, dafs unser Vorrath lateinischer Schriften in der Gesammtzahl wenig über ein Viertheil beträgt. Hingegen von Griechen haben wir, allein bis auf den ersten eigentlichen Schriftsteller Roms, Livius Andronikus, an vierhundert und funfzig Schriften und kleinere oder gröfsere Fragmentisten.

Richtungen gegeben haben. Vorzüglich begünstigten uns glückliche Zufälle in den litterarischen Fächern; wiewohl weniger durch Zufall als durch absichtliche Veranstaltung im Alterthume selbst solche Schriften am treuesten aufbewahrt wurden, die sich dem Ideale der Vollendung am meisten näherten, und solche, anders als bei uns geschieht, wo stets das Neueste das Neue verdrängt, als Vorbilder des Nacheifers den folgenden Zeitaltern übergeben, und durch wiederholte Abschriften immer frisch erhalten wurden *). Zwar haben wir an wissen-

*) Was hier von einer ordentlichen Veranstaltung gesagt wird, bezieht sich auf die Censuren, Register, Tafeln (πίνακες) der Grammatiker zu Alexandria und Pergamum, besonders auf diejenige Auswahl der besten Schriftsteller, welche Aristophanes von Byzant und Aristarchus machten, um aus der übermäſsigen Anzahl von Büchern die lesenswürdigsten und in Materie und Form classischesten auszuheben. Von den Urtheilen dieser Kunstrichter hing späterhin das ganze gelehrte und ungelehrte Alterthum ab; die von ihnen auserkorenen Schriftsteller wurden am eifrigsten gelesen, also auch am fleiſsigsten abgeschrieben, da die übrigen nach und nach aus den Händen geriethen, oder bloſs von wenigen Liebhabern des Seltenen und den *heluones librorum* gesucht wurden. Für allgemeine Bildung hingegen las und copirte man vorzüglich die ungefähr sechzig ausgewählten Autoren, Homerus, Hesiodus, Pindarus, Sophokles, Euripides,

schaftlichen Aufklärungen, an mancherlei Bemerkungen, an historischen Angaben, welche die Alten in so viele Bücher niederlegten, unermeſsliche Verluste erlitten; indem sich dar-

Aristophanes, Herodotus, Thucydides, Platon, Xenophon, Lysias, Demosthenes u. s. w. Möchten nur nicht so viele andere dieser Classen noch im Mittelalter verloren gegangen seyn, wie ein Archilochus, Mimnermus, Alcäus, Sappho, Stesichorus, Anakreon, Epicharmus, Menander, Philemon, Theopompus, Ephorus u. s. w. Daſs nemlich die meisten von diesen bis zu dem Untergange des west-römischen Reiches unverloren waren, bezeugen viele Citaten aus ihren Werken; einige Schriften scheinen sich bis in das zwölfte Säk. erhalten zu haben. Ueber die gedachten Censuren selbst s. m. Ruhnken. *hist. crit. oratt. Graecc.* vor dessen Rutilius Lupus p. XCIV. seqq. Wyttenbachii *Vit. Ruhnk.* p. 144., die Anmerk. dazu p. 286., meine *Prolegg. ad Hom.* p. CXC. Uebrigens bin ich nicht der Meinung Heeren's (in der oben citirten *Geschichte* S. 32.), daſs jene Auswahlen von Schriftstellern zum Nachtheil der Litteratur gereicht hätten. Wenn man an den Urtheilen selber nichts zu tadeln hat, so möchte man mit allem Recht nach dem Grunde der Meinung fragen. Bei gleich groſsem Fleiſse im Abschreiben konnte es ohne eine solche Leitung kaum anders seyn, als daſs man Werke, die mehr nach dem verderbten Geschmacke späterer Zeitalter waren, am häufigsten copirt und auf die Nachwelt gebracht hätte, nicht grade einen Aeschylus, Sophokles, Euripides, Herodotus, Thucydides, Platon, Aristo-

thun läſst, welcher merkwürdigen Völker Geschichten mit dem Untergange von zwanzig und mehr Schriften verschwunden sind, ja schon die Erwägung, wie viele Beobachtungen und Ideen aus einem einzigen der erhaltenen Bücher, z. B. einem Aristoteles oder Plutarchus, zu uns gelangten,* die Wichtigkeit vieler Verluste ähnlicher Bücher schätzen lehrt, deren etliche tausend in dem Zeitraume zwischen Perikles und Jul. Cäsar über Philosophie, Völkergeschichte und Naturkenntnisse die Bibliotheken der Alten anfüllten. Dem allen jedoch unerachtet, hat sich bis auf unsere Zeit vieles erhalten, was in künstlerischer Hinsicht musterhaft, und in wissenschaftlicher wichtig ist; und es bewährte sich an mehrern classischen Werken so sehr die Ahnung ihrer Urheber, die ihnen unvergängliche Dauer gegen die Stürme der Zukunft weissagten, daſs sich hier öfters die Hand des waltenden Schicksals offenbaret. Durch solcher Ueberreste Anzahl und Gehalt werden wir Spätlinge in den Stand gesetzt, mit, wo nicht vollständiger, doch begnügender Einsicht, in gewissem Betracht sogar

teles, Theophrastus s. w. Wir denken sogar, es könnte jemand etwas Aehnliches für die Litteratur der Neuern wünschen, um die Austheilung der Kränze nicht dem Zufall, dem Eigensinne von Recensenten, den gemischten Lese-Cirkeln anheimzustellen.

tiefer als die Alten selbst, in alles, was sie so denkwürdig auszeichnete, ohne auffallende Unterbrechungen einzugehen, und ihr Thun und Leiden in den hauptsächlichsten Verhältnissen zu verfolgen. Und hiemit sprachen wir die höchste Tendenz der Wissenschaft aus, die am schicklichsten den Namen der *Alterthums-Wissenschaft* führen wird. Jeder andere Name, so gewöhnlich er bei den übrigen Völkern Europas ist, hat weniger Grund; der eine ist zu weitläuftig, ein anderer zu eingeschränkt; keiner für das Ganze erschöpfend.

Wird hienach noch eine nähere Beschreibung des Ganzen unserer Wissenschaft gefordert, so wird sie auf den Inbegriff der Kenntnisse und Nachrichten gehen, die uns mit den Handlungen und Schicksalen, mit dem politischen, gelehrten und häuslichen Zustande der Griechen und Römer, mit ihrer Cultur, ihren Sprachen, Künsten und Wissenschaften, Sitten, Religionen, National-Charakteren und Denkarten bekannt machen, dergestalt daſs wir geschickt werden, die von ihnen auf uns gekommenen Werke gründlich zu verstehen und mit Einsicht in ihren Inhalt und Geist, mit Vergegenwärtigung des alterthümlichen Lebens und Vergleichung des spätern und des heutigen, zu genieſsen.

Die Quellen, aus denen der Alterthums-

Forscher seinen Stoff hernimmt, zugleich die Gegenstände, in deren Anschauen und Genufs er sein Studium übt, sind Ueberreste alter Zeiten, alte Werke, alte Denkmäler. Sie kamen uns aus allen den Jahrhunderten zu, die das Entstehen, Aufblühen, Wachsen und Verblühen beider Nationen enthalten, also zuerst von über 1000 J. vor Chr. G. bis zu dem Anfange der historischen Olympiaden (776) und Roms Gründung, gegen Mitte des achten Jahrhunderts v. Chr. G. (754); dann seit dieser Zeit bis gegen Ende des fünften Säk. nach Chr. G. (476), endlich bis zur Einnahme Constantinopels durch die Türken (1453), um auch die im Mittelalter zu langsamem Tode kränkelnden und doch noch mit Homers und Platons Musen verkehrenden Griechen des Byzantinischen Reiches nicht auszuschliefsen und gleichsam das letzte Versiegen beider zusammen geleiteten Volks-Ströme zu beobachten. Es betragen diese drei grofsen Abschnitte zusammen einen Raum von ungefähr dritthalb Jahrtausenden; dennoch ist darin nicht leicht ein Menschenalter, das für uns leer an Ueberresten in den verschiedenen oder doch in gewifsen bedeutenden Classen wäre. So haben wir z. B. Münzen durch fast zwei Jahrtausende, aus einigen Ländern ziemlich ununterbrochen; und manche Jahrhunderte und einzelne kürzere Zeit-Abschnitte sind

so voller Zeugen des damaligen Zustandes der Dinge in der moralischen und politischen Welt, daſs hie und da eine Periode klarer vor unsern Augen dasteht, als einige der neuesten verwirrten Zeitpunkte der Geschichte *).

Die gesammten Ueberreste sind von dreifacher Art: theils schriftliche Werke, wozu auch die vor der Verbreitung der Schreibkunst nur gesungenen, später erst aufgezeichneten, Barden-Lieder gehören; theils künstlerische, d. h. Werke der Zeichnung und Bildnerei, sowohl der mit der Poesie verschwisterten Kunst, als der gemeinen Technik; theils Ueberbleibsel gemischter Art, an welchen Litteratur und gemeine Technik ungefähr gleichen Antheil haben. Hieher gehören die meisten mit Aufschriften versehenen Steine, die

*) Man vergleiche einmal die Periode von Cäsars Thaten und dessen Dictatur mit der Geschichte der französischen Revolution, oder die Geschichte des peloponnesischen Krieges mit der von diesem und jenem neuen Kriege. Besonders war es in den Zeiten, wo groſse Tugenden und groſse Verbrechen sich gleich öffentlich den Völkern zeigten, weit leichter, über den Gang und die Triebfedern der Begebenheiten etwas sicheres zu erkunden. Auf alle Weise ist es ein Vorurtheil, zu meinen, daſs die Geschichte der Welthändel in dem Grade glaubwürdiger werde, als sie sich unsern Tagen mehr nähere.

die sich weit mehr den Schriften als den Kunst-Producten nähern.

Es fordern und leiden diese drei Classen von Werken wieder eine zwiefache Ansicht und Behandlung. Von der einen Seite sind sie als Monumente und Zeugnisse vergangener Zustände anzusehen; in welcher Hinsicht sie, bis zu einem Fragmente eines mittelmäſsigen Schriftstellers, bis zu der kunstlosesten Anticaglie herab, einen geschichtlichen Werth haben, da auch die unbedeutendsten Stücke der Art unsere Aufmerksamkeit belehrender und gemüthlicher fesseln, als neuere Arbeiten von gleichem Unverdienst. Von der andern Seite sind die Werke des Alterthums als ästhetisch schöne zu betrachten, deren freilich eine geringere Zahl vorhanden ist, vornehmlich aus den blühendsten Altern beider Völker; wiewohl auch die Mittelmäſsigkeit jener Ueberbleibsel wegen der groſsen Muster, nach denen sie arbeitete, immer einen edleren Stempel hatte, als den moderne Mittelmäſsigkeit erreicht. Es versteht sich hiebei von selbst, daſs die zweite Gattung alterthümlicher Werke, die schönen oder classischen, zugleich als Denkmäler anzusehen sind, wenn gleich oft nur von Gesinnungen, von Gemüthsstimmungen, zuweilen von ganz momentanen Zuständen; indem viele der eigentlicher so zu nennenden Denkmäler,

als eine nachlässig gemachte Compilation von Geschichten, ein gewöhnliches Geräth alter Keller und Küchen, eine unförmliche Münze, eine beschriebene Ziegelmarke, beinahe gar nicht unter ästhetische Betrachtung fallen. Nachtheilig indefs würde man den Umfang des Studiums verengen, wenn man, wie bei der Notiz der alten Kunstwerke jetzt von den meisten geschieht, mit falschem Eckel blofs das Classische und Schöne aushöbe, alles übrige aber sogenannten Alterthums-Krämern überliefse. Dergleichen Denkart ist eher selbstsüchtig und vornehm, als wahr und liberal. Schon oft warf ein unscheinbares Bruchstück schlechter Technik, eine geistlose Stelle eines Versificators, längst gewünschtes Licht auf ein besseres Werk; so dafs nur derjenige Tadel verdient, der das Einzelne über seinen Werth erhebt, in Hinsicht auf Litteratur oder Kunst oder Geschichte.

So viel über die Idee und das Allgemeine der Wissenschaft, über die Zeitalter und die Arten der Ueberreste, als der Materie, in welcher sie arbeitet. Itzt fehlt vor allen Dingen eine Begründung, die ihr theils geschichtliche Data geben müssen, theils Entwickelungen philosophischer Grundsätze, deren Resultate entweder sich in Fertigkeiten verwandeln, oder davon ausgehen. Natürlicher Weise haben die in Schrift verfafsten Werke unter allen den

ersten Rang: sie liefern die Hauptmittel, die andern recht zu verstehen und zu beurtheilen; sie schaffen uns vermittelst der Sprachen eine Vertraulichkeit mit den Ideen und Ausdrucksarten des Alterthums; daher denn ein höchst vollkommenes Verstehen der Schriftsteller nebst der Prüfung des Ursprünglichen oder Nachgefälschten, des Echten oder Unechten, des Aeltern oder Spätern, welches alles in den schriftlichen Werken vermischt liegt, zu den nothwendigsten Erfordernissen gehört. Wie die praktische Beschäftigung hiemit auf unsere Ausbildung wirke, davon soll hier noch nicht die Rede seyn; nur so viel werde bemerkt, daſs ein tieferes Studium der Sprachen den Unterschied von Sprach- und Sach-Kenntnissen, den man gewöhnlich macht, überall nicht anerkennt. Allein hier reden wir allerdings von den alten Sprachen nicht sowohl als einem der Objecte der Wissenschaft, vielmehr in soweit deren Kenntniſs instrumental ist. Dadurch nemlich erhalten wir ein *Organon* für die gesammte Wissenschaft, in welchem zuerst, nach einer philosophischen Erklärung der allgemeinen Grundsätze der Sprache aus den Gesetzen des Denkens, die Theorie der griechischen und lateinischen Sprache nach dem von Zeit zu Zeit veränderten Sprachgebrauche abgehandelt wird. Ich sage, nach dem von Zeit zu Zeit veränderten

Gebrauche. Denn unter Grammatik wird hier nicht das eingeschränkte System von Regeln einer Sprache aus einem einzelnen Zeitraume ihrer Blüthe verstanden; was vielleicht bei neuern Sprachen hinreicht, wo wir meistens nur auf gegenwärtige Nutzbarkeit derselben, nicht auf ihre frühere Litteratur sehen: der Name umfaſst vielmehr alle Zeiträume des Lebens einer Sprache, d. h. die Untersuchungen über ihre Entstehung, ihren Bau, ihre fortschreitende Bildung, also über Orthographie und Orthoëpie, Prosodie, Etymologie, Analogie und Formenlehre, Syntax und Idiomen. Diese Untersuchungen sind von der einen Seite historischer, von der andern philosophischer Art: jenes, sofern jede Sprachregel von einer Thatsache ausgeht, einem aus unverdorbenen Stellen der Alten kritisch erweislichen Sprachgebrauche; dieses, weil keine Regel in den Sprachen feststeht, ohne durch die Natur des Redegebrauches begründet zu seyn. So wird denn aus der Grammatik gewissermaſsen Geschichte einer Sprache, die bei der griechischen einen Zeitraum von dritthalb tausend Jahren hindurchgeht; eine Erscheinung, die bei keiner andern jemals eintrat, und vielleicht nie wieder eintreten wird. Durch eine so weitumgreifende Behandlung der beiden Sprachen wird ferner die Grammatik derselben erst eine sichere

Grundlage der Auslegungskunst und Kritik, da der bei dem Fortgange der National-Cultur sich mannichfach umgestaltende Sprachgebrauch bekannt und ausgemacht seyn muſs, um über den wahren Sinn eines Schriftstellers und über das, was bei ihm für echt und unecht zu halten sei, nach sichern Gründen zu entscheiden.

Die nächstfolgende, auf die Grammatik der griechischen und lateinischen Sprache gebaute, Hermeneutik war unter den Händen mehrerer guten Ausleger bisher schon sehr vollkommen, doch als Theorie ist sie es noch keinesweges. Noch sucht sie für die Kunst, die Gedanken eines Schriftstellers aus dessen Vortrage mit nothwendiger Einsicht aufzufinden, mancherlei Begründung in Untersuchungen über die Natur der Wort-Bedeutungen, über Sinn eines Satzes, über Zusammenhang einer Rede, über viele andere Punkte der grammatischen, rhetorischen und historischen Interpretation. Jedoch zum Glück für die Ausübung wird durch dergleichen Analysen das Geniale des Auslegungs-Künstlers nicht eben geweckt, auch nicht vermehrt die Gewandtheit des Geistes, um in mehrere Sprachen und in die verschiedenen Alter einer jeden, in die von der heutigen so abweichende Denkart früherer Jahrhunderte, in die Eigenheiten jeder Gattung der Rede, in die persönlichen Individua-

litäten eines Autors einzugehen, und so mit jedem Autor übereinstimmend zu denken, ja indem man die Erscheinungen der Litteratur vor und nach ihm vergleicht, noch beurtheilend über ihn zu denken. Denn dies, dies ist erst das Verstehen in höherer Bedeutung, dasjenige, wodurch der Ausleger, allenthalben einheimisch, bald in diesem, bald in jenem Zeitalter mit ganzer Seele wohnt, und hier einen treflichen Schriftsteller der Bewunderung, dort einen unvollkommenen dem Tadel des Lesers mit Beweisen seiner Urtheile ausstellt.

Es kann aber von diesem allen wenig geleistet werden, am wenigsten ein Auffassen der Eigenthümlichkeiten von Zeiten und Schriftstellern, wenn nicht vorher Zeiten und Schriftsteller hinreichend bestimmt sind, die den Ausleger eben beschäftigen; ingleichen läſst sich kein Text mit nothwendiger Ueberzeugung von der Harmonie unserer Gedanken mit denen des Verfassers erklären, ehe nicht die Echtheit und Richtigkeit seines Vortrags bis auf die einzelnen Ausdrücke erwiesen worden, oder doch erweisbar ist. Aus beiderlei Betrachtungen entsteht die philologische Kritik, mit welcher zur Beurtheilung der behandelten Materien oft eine mannichfaltige doctrinale Kritik, und bei Schriften, die auf Schönheit des Vortrags Anspruch machen, die rhetorische oder, wie

man unter uns sagt, ästhetische zu verbinden ist. Auch diese zwei letztern Arten der Kritik kann der Forscher des Alterthums nicht ohne Gefahr entbehren, obgleich die Sprach-Kritik für ihn das Hauptgeschäft bleibt, und er sich hin und wieder begnügen muſs, gleich dem Alexandrinischen Gelehrten, der zuerst den Namen des Philologen annahm, in beträchtlichen Theilen des übrigen Wissens nur mit Beta bezeichnet zu werden *). Des Alterthums-Gelehrten eigentlicher Beruf kann, zufolge der Natur der Sachen, kein anderer seyn, als das Alte bei beiden Völkern überall in seiner ursprünglichen Gestalt, in seinem wahren Zusammenhange darzustellen. Die philologische Kritik aber erforscht vornehmlich das Alter, die Echtheit und Authentie der schriftlichen Werke, und beurtheilt deren originale Richtigkeit oder ihre bald zufälligen, bald vorsetzlichen Verderbnisse, nicht selten bis zur demonstrationsfähigen Wiederherstellung dessen, was ein Urheber wirklich geschrieben hatte, oder doch bis zur befriedigenden Anzeige dessen, was nicht

*) Eratosthenes aus Cyrene, Bibliothekar der groſsen Bibliothek zu Alexandria um das J. v. Chr. 215, nahm bekanntlich zuerst jenen Titel an. Den Beinamen erhielt er, weil er in keinem der vielen Fächer, in denen er arbeitete, den ersten Rang behauptete. S. Suidas Lex. T. I. p. 850. mit Küsters Anmerk.

des angeblichen Urhebers ist. Da diese Kunst entweder sich auf handschriftliche Urkunden stützt, oder aus innern Beweisgründen etwas aufklärt, wovon es keine Zeugen giebt, zuweilen nicht einmal geben kann, so unterscheidet man hienach eine niedere Kritik, besser eine beurkundende, und eine höhere, die man lieber die divinatorische nennen sollte. Selten arbeiten beide Gattungen getrennt zu ihrem gemeinschaftlichen Zwecke; doch finden sich der Fälle nicht wenige, wo die kritische Divination allein sich zu den höchsten Graden von Wahrscheinlichkeit erhebt; da hingegen die aus beiden Gattungen zusammengesetzte Kritik den redlich Suchenden oftmals zu einer Wahrheit leitet, die nicht minder überzeugend ist, als deren die exacten Wissenschaften sich mit Recht rühmen. Denn worin wäre es sehr verschieden, wenn für den Kenner durch haltbare Beweisgründe dargethan wird, wie etwas nicht sicher Beglaubigtes vor tausend bis zweitausend Jahren war oder nicht war, und wenn durch strenge Demonstrationen anderer Art das Unbekannte und Unsichtbare in der Natur und im Weltgebäude enthüllt wird? Allerdings verschieden ist die Art der Beweise, so auch die Kunst der Beweisführung: wo letztere gröfser sei, wo sie eindringendern Scharfsinn und umsichtigeres Urtheil fordere, ob bei dem mathe-

matischen Calcul, oder bei Berechnung und Abwägung unendlich ungleicher geschichtlichen Momente, mögen andere entscheiden: aber die erreichte Gewifsheit ist öfters hier nicht geringer als dort, obgleich keine Kommensurabilität in den Graden solcher Gewifsheit statt findet; so dafs bei denen, welche historisch-kritischen Demonstrationen den Mangel mathematischer Strenge und Evidenz vorwerfen, am Ende die Geschichte ihre Schuld tragen mufs, dafs sie eben Geschichte ist, und nicht Mathematik. Dasjenige nun, was unsere Kunst hie und da schon oft und dergestalt gethan hat, dafs später gefundene historische Zeugnisse das Urtheil des Kritikers und seine Entscheidung, nicht Meinung, für jeden Urtheilsfähigen und zuweilen gar für Unfähige bestätigten, das wird doch nicht auf Ahnungen beruhen, sondern auf Grundsätzen, deren System mit philosophischer Genauigkeit aufzustellen der Wissenschaft nicht gleichgültig ist *).

*) Es giebt zwar Gelehrte, die in allem, was sie Wort-Kritik heifsen, wenig mehr als ein sinnreiches Gaukelspiel von kleinen Möglichkeiten sehen: aber es wäre leicht, die Ursachen dieses Irrthums aufzuklären. Bei einigen sind sie ganz individuell, zuweilen gar körperlich, und daher ihre Erwähnung widerlich; andere wissen nicht W a h r h e i t oder G e w i f s h e i t von W a h r s c h e i n l i c h k e i t und von M ö g l i c h k e i t zu

Neben den bisher erwähnten Disciplinen, die dem Freunde des Alterthums die Wege bahnen, erwartet ihre Stelle zuletzt die Kunst des Stils und der Composition, sowohl in Prosa als in Versen, nebst den Grundsätzen der alten Metrik. Denn nur die Fertigkeit nach der Weise der Alten zu schreiben, nur eigenes productives Talent befähigt uns, fremde Productionen gleicher Art ganz zu verstehen und darin mehr als gewisse untergeordnete Tugenden aufzufassen; und in sofern wird die Fertigkeit in den alten Sprachen, wenigstens in der lateinischen, zu schreiben hier mehr als subsidiarisch. Es ist itzt nicht davon die Rede, ob jemand sonst der Mühe werth hält, die Früchte gelehrter Forschungen in einer Sprache vorzutragen, in welcher allein sie in ihrer ursprünglichen Form und Farbe auf jedes künftige Jahrhundert über-

unterscheiden, noch weniger die Grade beider letztern; manche endlich verwechseln das Unvermögen, das aus mangelhaften Materialien entsteht, mit dem Unvermögen der Kunst. Allein eben da beweiset die Kritik oft ihre beste Kraftäufserung, wo sie aus Gründen zeigt, bis zu welcher Stufe der Ueberzeugung auf beiden Seiten sich gelangen lasse, und warum ein Ausdruck, eine Stelle unheilbar sei. Uns dünkt, die Aerzte, mit denen sich manchmal die Kritiker vergleichen, kennen in ihrer Kunst ganz ähnliche Triumphe.

gehen können, oder ob man auch bei Schriften von gelehrtem Inhalt der einzigen Nothhülfe, möglichen Uebersetzungen, vertrauen will, die immer unter den Originalen bleiben, oft trefliche Originale zu Caricaturen für das Ausland verunstalten: wie es scheint, will freilich das neueste Europa nur den die Einmal der Ewigkeit geweiheten Schriftsteller erläuternden Büchern erlauben, so lange mit fortzuleben, als jedes vermag: wiewohl die Hoffnung, immer mehrere Sprachen neben uns zu jedem Gebrauche ausgebildet zu sehen, früher oder später, damit nicht die Uebermenge der dann zu lernenden Sprachen den Strom der Gelehrsamkeit durch zu viele Kanäle verseichte, sogar eine unausweichliche Nothwendigkeit erwarten läſst, das was eigentlich nicht zur litterarischen Bildung Eines Volkes, sondern der ganzen denkenden Welt gehört, und zu unvergänglichem Erbgut bestimmt ist, nur einer einzigen alten und vielleicht, bei gewissen Materien, Einer heutigen Sprache anzuvertrauen; wenn nicht etwa unsere Landesleute, aus Liebe zu ihrer Sprache oder aus Liebhaberei an allen, dergleichen Uebereinkunft stören werden, um in jederlei Sinn gelehrter als ihre Nachbarn zu seyn. Doch ich wollte nicht den jetzigen Gebrauch einer todten Sprache als einer lebenden empfehlen, sondern betrachte hier die Kunst

in den alten Sprachen zu schreiben als ein Mittel, nicht zur Erlernung der Sprachen, sondern wodurch hermeneutische und kritische Gewandtheit und Tiefe gewonnen wird. Ganz vorzüglich bei dieser Kunst der Composition that seither die philosophische Theorie die unsichersten Schritte, und möchte wol noch ein Weilchen so fort straucheln, wie viele auch reichhaltige Muster bei Alten und Neuern vorhanden sind, aus denen sie schöpfen könnte. Immerhin mag sie auch weiterhin unvollkommen bleiben; der Nachtheil wird nicht groſs seyn für den Ausübenden, dem durchaus eine andere Theorie förderlich ist, als unsere neuesten Weisen geben, bei deren tiefgeschöpften Analysen der ersten Gründe einer Kunst manchmal der beste Künstler vergessen kann, daſs gerade von der seinigen die Rede ist *).

*) Es scheint der Mühe werth, im Allgemeinen auf den Unterschied von Theorieen aufmerksam zu machen, welche die Production erleichtern, und die auf die abstrusen Entwickelungen der innern Natur der Künste und ihrer ersten Gründe gehen. Wer möchte den letztern ihr Verdienst absprechen und ihren wissenschaftlichen Werth? Aber nur die erstern kannte das Alterthum, dessen τέχναι und *artes* wirkliche Redner und Dichter bildeten; da wir heut zu Tage bald Theorieen haben werden, wonach sich eben so wenig eine Rede oder ein Gedicht machen läſst, als ein Gewitter nach einer Brontologie.

Durch philosophische Grammatik also und die besondere beider Sprachen, durch Hermeneutik, Kritik und die Fertigkeit des Stils werden die Studien vollendet, die den Eintritt in den Kreis der Gegenstände vorbereiten, welche das Historische und Reale der Wissenschaft und die nähere Anschauung der alten Welt gewähren. Zwar auch so wird der Forscher vielerlei andere Hülfskenntnisse nöthig haben, besonders aus einigen heut zu Tage gleichsam neugeschaffenen Disciplinen und Real-Wissenschaften, zuweilen auch die Kenntniſs fremder Sprachen, als der orientalischen, der neugriechischen, etlicher modernen; sonst wird er manche Untersuchung auf halbem Wege zu verlassen genöthigt seyn, manchen irrigen Fund für eine nützliche Entdeckung geben, und andern Wissenschaften unbrauchbare Data als Resultate gründlicher Prüfungen darbieten. Jedoch allzu weit ist schon das eigene Gebiet der Alterthums-Wissenschaft, undurchgangbar nach allen Seiten auch dem Fleiſsigsten und Muthvollsten: wie sollte man das, was nur zur Aufhellung einzelner Materien, gewisser Abschnitte eines Schriftstellers, gewisser Dunkelheiten eines Kunstwerks dient, mit in die Grenzen aufnehmen dürfen? Demnach zwingt schon die Menge der zudrängenden Sachen den Freund des Alter-

thums, sich bescheidene Schranken zu ziehen und seine Bemühung gewissen gleichartigern Gegenständen zu widmen, er müſste denn überall gefällige Oberflächlichkeit suchen wollen. Daher haben sich sogar einige Gelehrte einzig in den Werkstätten der Grammatik, Auslegungskunst und Kritik dermaſsen gefallen, daſs sie kaum jemals als Erläuterer der geschichtlichen Theile auftraten, während andere unter den Begriff des Grammatikers und Kritikers das alles zogen, was der Wissenschaft überhaupt zugehört *). Freilich kann auch der wahre Künstler dieser Art sein Geschäft nicht glücklich betreiben, ohne oft Materialien aus allen übrigen Bezirken und aller Polyhistorie zu holen, wie von ihm allein wiederum die Läuterung und Bearbeitung von jenen Materialien erwartet wird.

Denn nur die sichere Handhabung des beschriebenen Organon ist die Bedingung gründlicher, das Kennzeichen selbst erworbener Einsichten in das Alterthum; nur dadurch öffnet sich der Tempel, aus welchem den drauſsen

*) So vornehmlich die holländischen Gelehrten, z. B. Ruhnkenius in *Elog. Hemsterhusii*, wo er unter dem Ideale des Kritikers den Alterthums-Forscher überhaupt darzustellen sucht. Auf ähnliche Weise brauchten schon die Alten den Namen des Grammatikers, wie man aus Sextus und andern Schriftstellern weiſs.

Stehenden bloſs vereinzelte heilige Sagen zukommen. Ohne Zweifel werden sich immer Personen von allgemeiner Wisbegier finden, die sich mit Hülfe von Uebersetzungen und Auszügen eine gewisse Vertraulichkeit mit dem Alterthume erwerben; von je her gab es dergleichen Liebhaber dieser Kenntnisse. Man kann sie mit denen vergleichen, die, ohne die Tiefen des Geschichtstudiums zu kennen und selbst zu durchforschen, historische Kenntnisse einsammeln, um sie zur Bildung ihres Charakters und zu andern moralischen oder politischen Zwecken anzuwenden. Fanden sie sich von der Natur mit Anlagen ausgestattet, die dem Geiste der Alten verwandt und einer leichten Versetzung in fremde Denkarten und Lagen des Lebens empfänglich waren, so erlangten sie allerdings durch solche halbe Bekanntschaften mit den besten Schriftstellern mehr von dem Reichthume jener kraftvollen Naturen und groſsen Muster im Denken und Handeln, als die meisten von denen, die ihnen sich lebenslang zu Dollmetschern anboten. Ein glänzendes Beispiel hievon ist einer unserer Könige, auf den die Preuſsen und alle Deutschen stolz sind, und an den jede Erinnerung neben den erhabenen Charakteren alter Zeiten begeisternd wirkt. Allein sehr verschiedene Forderungen, als Männer dieser Art an sich machen, ergehen

an den eigentlichen Gelehrten, der selbst den Stoff zur mannichfachen Benutzung Anderer bereiten soll, und mit höhern Ansprüchen erhebt sich die Wissenschaft als ein Ganzes, um jeden der in ihr liegenden Zwecke zu erfüllen *).

Dazu

*) Dies muſs billig auch von moralischen Tendenzen gelten, obgleich sie nicht in das Innere der Doctrin gehören. Selten wird der wahre Kenner des Alterthums, *siquidem homo est*, diese schöne Frucht seiner Studien vernachlässigen. Manchem war sie selbst einer der ersten Gesichtspunkte. So schrieb der gröſste lateinische Philolog, J. Fr. Gronov, an den Staatsmann und groſsen Emendator der lateinischen Dichter, Nic. Heinsius: „*Ego a prima aetate in lectione veterum id potissimum habui, ut mei mores emendarentur, non ut apices et puncta librorum. Si interim frequenter legendo profecimus eo, ut genium capere scriptoris, ipsumque sua mente et stilo donare possem, in lucro deputavi.*" (*Burm. Syll. epistt.* T. III. p. 3.) Gäbe es nicht hin und wieder ähnlich lautende Aeuſserungen bei berühmten Sprachgelehrten, die der Menge als trockene Grammatiker und Kritiker bekannt sind, so würde vielleicht jeder ungelehrte Stümper, der zur Unzeit moralisirt oder ästhetisirt, den Vorwurf der Inhumanität gegen sie ewig erneuern, weil sie in ihren Schriften nur das trieben, was ihres Geschäftes war. Sonderbar genug! Warum verfährt man nicht eben so gegen den Astronomen, gegen den Anatomen, den Botaniker, jeden Naturforscher, die so viele schöne Gelegenheiten zu Redensarten und Ergüssen über Gottes Allmacht und Güte ungenutzt lassen, während sie sich den trockensten und inhumansten Grübeleien und Speculationen hingeben?

Dazu verlangt sie, daſs man allerwärts mit eigenen Augen sehe, und verschmäht irgend etwas ohne genaue Prüfung anzunehmen, eine Prüfung, die man schlechterdings nicht ohne Kenntniſs ihrer Quellen und deren rechten Gebrauches anstellen kann.

Wir kommen itzt auf die besondern Doctrinen, welche zu der Contemplation des Alterthums führen. Sie nehmen ihren Stoff aus allen drei oben angegebenen Gattungen der Ueberreste, nicht allein aus den litterarischen. Um nicht von der Mythologie und den sogenannten Alterthümern zu reden, wie viele Beiträge von Nachrichten und Thatsätzen liefern nicht die Denkmäler der Kunst und jene von gemischter Art, selbst zur bloſsen Kenntniſs der alten Sprachen! Doch Schriften bleiben überall die Hauptquellen, die zuerst zu besuchen sind, und die Basen aller philologischen und archäologischen Untersuchungen; aus welchem Grunde denn an die Vorstudien, die die Schriften recht gebrauchen lehren, in guter Folge die Reihe der Doctrinen sich anschlieſst, worin der aus den übriggebliebenen Werken gezogene Gewinn, so weit er sich absondern läſst, gesammelt und aufbewahrt werden muſs. Wir wollen sie hier in derjenigen Ordnung aufführen, worin sie sich am natürlichsten zu den

vornehmsten Zwecken ordnen lassen, nach denen sie hintrachten.

Nichts ist nothwendiger, als sich zuvörderst mit den Schauplätzen bekannt zu machen, wo die bekanntern Völker der alten Zeit lebten und handelten, um ihre Wohnsitze kennen zu lernen und deren verschiedene Zustände in verschiedenen Zeitaltern, woraus manches der dem Alterthume eigenen Menschennatur erklärbar wird. Wiewohl, die alte Erdkunde ist uns nicht, wie die Chronologie, blos hülfsweise wichtig, zum Behuf der Geschichte; sie ist selbst ein Theil der Geschichte; und einer der schwierigsten für gelehrte Bearbeitung, theils wegen der Beschaffenheit der Quellen, woraus sie zu schöpfen ist, theils wegen der Kunst die Quellen zu gebrauchen. Von dieser Seite kömmt neben ihr die Geographie der heutigen Welt in geringe Betrachtung, sofern diese nur vorübergehende politische Nachrichten mit gewöhnlichem Urtheil zusammenbringt *).

*) Das Verdienst der neuern Geographie und der mit ihr verwandten Statistik leuchtet vorzüglich daraus ein, daſs beide fast monatlich eine neue Gestalt annehmen, wo dann die älteren Bearbeitungen wie Kalender zurückgelegt werden. Ja, wenige Stunden können unsern politischen Erdbeschreibern schlimme Zerrüttungen in ihrer Hände Werken machen, ein Erdbeben z. E., eine Schlacht, ein Friedensschluſs. Davor wenigstens

Hiezu setze man noch, daſs bei der alten Geographie so viele, sowohl die Natur der Länder als den statistischen Zustand derselben betreffende, Fragen periodisch durch alle Zeiträume hindurch beantwortet seyn wollen, indem auch die frühern Jahrhunderte nicht auszuschlieſsen sind, wo die Nachrichten und Angaben fast durchgängig mit wundersamen Mährchen sich vermengen. Daher müssen hier als zwei Hauptarten unterschieden werden I. die mythische Geographie und Uranographie, zur Kenntniſs der ältesten griechischen Vorstellungen vom Weltall und von der Erde und ihren Bewohnern, II. die historische, nebst Chorographie und Topographie. Dieser Theil beginnt ungefähr mit dem Zeitpunkte der Olympiaden, seit welchem die geographischen Nebel sichtbarer verschwinden, und eine bessere Kunde in zunehmender Deutlichkeit durch die folgenden Perioden der Völkergeschichte hindurchgeht. Trefliche und mit eindringender Kritik behandelte Beiträge von beiderlei Art haben wir neuerlich von Voſs und andern deutschen und einem französischen Gelehrten erhalten; aber noch vieles wartet hier auf wei-

ist die alte Geographie gesichert, indem ihr an sich gleichfalls wandelbarer Stoff längst unwandelbar geworden ist. Von der neuern Geschichte in Vergleichung der alten s. Ernesti Opuscc. orat. p. 294 ss.

tere und durch reichere Data begründete Untersuchungen.

Länger bereits und fleißiger haben die Neuern sich mit der zweiten Disciplin, der eigentlich historischen oder völker-geschichtlichen beschäftigt: gleichwohl fehlt auch ihr noch mancherlei Bearbeitung, um einen festen Grund für wissenschaftliche Behandlung zu legen. Auf den Namen der Wissenschaft kann die alte Geschichte ohnehin erst dann Anspruch machen, wann die nothwendigen Sichtungen ihres zerstreuten Stoffes durch Untersuchung der einzelnen Facta befriedigender vollendet und die Ketten der Begebenheiten so durchmustert seyn werden, daſs nirgends ein Hauptglied ungeprüft blieb; erst alsdenn kann die Geschichte, für den Verstand hinreichend vorbereitet, ihre ganz wissenschaftliche Gestalt für die Vernunft empfangen; wodurch sie eben das im Idealen seyn muſs, was die Natur im Realen ist, und die Welt-Begebenheiten, so weit es die dem Menschen vom Schicksal gestattete Freiheit leidet, nur eine andere Art von Erzeugnissen als die Producte der Natur *). Allein von dieser höhern Ansicht

*) Man vgl. die schöne Ausführung von Schelling in den Vorless. über die Methode des akademischen Studium S. 214 ff. Möchte dieser Denker dort auch über unsere ganze Wissenschaft nach seinen Ideen geredet haben.

möchten wir noch länger entfernt bleiben, wenn etwa früher wissenschaftlich gebaut werden soll, als die Materialien kunstmäſsig durch Sprachkenntnisse und kritischen Gebrauch der Quellen herbeigeschafft sind, und so lange man eine Menge mühsamer Vorarbeiten als auſserwesentlich und kleinlich bei Seite setzt. Solche Arbeiten sind der eigentliche Antheil des Alterthums-Gelehrten, der indessen, falls er selbst den Blick zu dem rein Wissenschaftlichen erheben kann, auch jene Benutzung des Stoffes nicht an die vielleicht nächstens sich meldenden Geschichts-Philosophen abtreten wird. Die politische und Völker-Geschichte aber begreift, eben so wie die Geographie und die Kunst-Geschichte, nicht allein die Griechen und Römer, sondern alle bekannten Völker jener Zeit, deren wir die allerwenigsten ohne die Ueberreste Griechenlandes kennen würden. Die Völker selbst werden nach Entstehung, Daseyn und Untergang, jedes für sich, aufzuführen seyn, nicht nach der Manier einiger neuern ins Dramatische gearbeiteten Universal-Geschichten, sondern in Aggregaten der neben und nach einander gereiheten Völker-Geschichten, deren gesammten Inbegrif dann Gedächtniſs und Verstand zu einem Ganzen nach Länge und Breite verbinden müssen. Uebrigens geben dem historischen Studium noth-

wendige Hülfskenntnisse die Chronologie der alten Zeiten und die historische Kritik.

Diejenige Doctrin, welche man insgemein, mit einem schon bei den Römern gebräuchlichen Ausdrucke, Antiquitäten nennt *), auch Archäologie, im Deutschen seit einiger Zeit Alterthumskunde, hat immer noch unbestimmte und nach Beschaffenheit der Sachen unbestimmbare Grenzen. Daſs darin am zweckmäſsigsten solche Gegenstände aufgenommen werden, als bei den heutigen Völkern unsere Statistik enthält, daſs wenigstens ein vorzügliches Augenmerk auf Staatenkunde zu richten sei, haben vorlängst Heyne und andere Gelehrte bemerkt. Man könnte auſserdem anrathen, in dieses geräumige Fachwerk noch

*) Plin. H. N. XIII, 13. Gell. I, 25. III, 2. XI, 1. XIII, 12. Cic. Acadd. I, 3. Augustin. de C. D. VI, 3. Diese Stellen werden gegen die Latinisten angeführt, die mit Chr. Saxius lieber *antiquitas* als *antiquitates* zu sagen riethen. Allein der Singular hat sichtbarlich eine weitere Bedeutung, und gewiſs konnte ihn kein Alter von einem Theile der Geschichtkunde oder als Titel eines historischen Werkes brauchen, für das was die Griechen ἀρχαιολογία nannten, wie sich Schriften des Phanodemus, Dionysius von Halik. u. a. betitelten. Erinnerte man sich etwa nicht des berühmten Varronischen Werkes, *Antiquitates rerum humanarum et divinarum*, desjenigen, von dem man vielleicht in neuern Zeiten zuerst den Namen entlehnt hat?

vieles zu bringen, was anderswo keinen recht angemessenen Platz findet, und doch von der Art ist, daſs dadurch die Kenntniſs des Charakteristischen im Alterthume gewinnt. Wenn daher in die Antiquitäten bei unsern beiden Nationen (bei den asiatischen bringt man das wenige dergleichen Wiſsbare besser in ihrer Geschichte unter,) wenn bei Griechen und Römern hieher am meisten die Nachrichten und Erläuterungen gehören, wodurch man den kürzer oder länger dauernden Zustand und die Verfassung im Politischen, Religiösen, Militärischen und in den damit zusammenhangenden Verhältnissen, nebst den Sitten und Gewohnheiten kennen lernt; so wäre zu wünschen, daſs noch manches Aehnliche zur Darstellung ihres Lebens benutzt, daſs besonders alles, was man von den mechanischen Künsten und allen Arten von Gewerben bei den Alten antrifft, sorgfältig gesammelt würde, wo z. B. der Landbau und vieles aus der alten Technologie weitläuftige Abschnitte anfüllen könnte. Zustände übrigens und Verfassungen sind hier durchaus der leitende Begriff, wogegen die Geschichte nur Begebenheiten und Ereignisse in ihrer Aufeinanderfolge erzählt; indem sie das Werdende, die Alterthümer hingegen das Gewordene darstellen. Demungeachtet wollen auch die letztern, wie mehrere mit Recht ge-

fordert haben, möglichst nach Perioden der Geschichte behandelt seyn, weil viele Vorstellungen höchstens halbwahr erscheinen, sobald sie nicht an bestimmte Zeitpunkte geknüpft werden. Beiläufig verdient Erwähnung, daſs die Alterthumskunde Griechenlandes ihr schönstes Interesse aus den Gemählden der jugendlichen Fortgänge empfängt, welche wir in allgemeiner Civilisation, in Staatenbildung durch Gesetzgebungen und geordnetes Gerichtswesen, weiterhin in mancherlei geistiger Cultur bei den griechischen Völkerschaften wahrnehmen; wodurch eben die, obwohl wenig neue Forschungen enthaltende und im Ganzen allzu moderne, Reise des jüngern Anacharsis so anziehenden Reiz erhält. Die römischen Antiquitäten führen uns näher an die Grenzen der neuern Welt. Sie liefern vorzüglich charakteristische Darstellungen einer groſsen Republik, die schnell zu männlicher Kraft emporreifte, als Haupt vieler Völker die höchste Kunst des Menschen, die Kunst Staaten zu regieren, ausüben lernte, und nach mannichfach veränderter Verfassung einen ansehnlichen Theil der Welt in ihren Verfall verwickelte. Uebrigens müssen mit den Antiquitäten Roms auch die des alt-römischen d. i. vor-Justinianischen Rechtes verbunden werden, ohne dessen wo nicht gründliche Einsicht, doch hi-

storische Kunde, mehreres in den römischen Schriftstellern unverständlich bleibt.

Hienächst lassen wir die Mythologie folgen, einen Theil alterthümlicher Kenntnisse, dem noch ungemein viel zur Ausbildung mangelt, da selbst des Stoffes dazu bis itzt allzu wenig zusammen getragen worden. Man hat diesen Stoff seither nur auf den leichtern Wegen gesucht, aber er ist an so vielen entlegenen Oertern versteckt, daſs dessen Sammeln eine der mühevollsten Arbeiten ist. Und damit wäre kaum die Hälfte des Ganzen ausgerichtet. Erst muſs bei der Untersuchung des Einzelnen eine mit philosophischem Geist gemachte Vergleichung der neuern und der ältern Welt hinzukommen, nemlich verschiedener in neuerer Zeit entdeckten unkultivirten Völker und ihrer Sagen und Ueberlieferungen, wie auch der hebräischen und anderer orientalischen, ohne doch das Gepräge griechischer Phantasie zu verfälschen, damit es durch das alles uns, denen tausend Ringe des frühesten Denk-Systems fehlen, einigermaſsen möglich werde, von der Kinder-Weisheit und den ersten Ideenspielen der Griechen richtige Begriffe zu erlangen. Die griechische Mythologie ist nemlich eine Sammlung solcher Vorstellungen, Sagen, Dichtungen, welche die Nation in den ersten Zeiten ihrer Existenz hervorgebracht hat, über Na-

tur und Welt und Götter oder höhere Wesen, über alles andere, worauf der noch nicht zur gezüchtigtern Cultur des Verstandes fortgeschrittene Mensch den äufsern und innern Sinn wenden konnte, besonders über die Geschichte der ältesten Ansiedelungen und der Grofsthaten von Anführern und Helden. Eine unserer Aufmerksamkeit würdige Mythologie dieses Inhalts erhalten wir wiederum allein aus den Griechen. Zwar hatten auch die Römer, wie vor ihnen die Etruscer, eine Zahl von altitalischen Fabeln, dergleichen wir aus dem Ovidius und einigen christlichen Kirchenlehrern kennen: aber da bei Verbreitung der griechischen Litteratur in Rom die griechischen Fabeln durch die Lesung der Dichter und durch das sogleich gräcisirte Theater bald in die italischen übergingen, zum Theil mit diesen zusammenschmolzen, und die von Griechen allein gepflegte Bildnerkunst die einheimischen Sagen und Ueberlieferungen von schönem und tiefem Sinn in das Reich poetischer Wahrheit verkörpert einführte; so war es natürlich, dafs die weniger dichterischen Sagen Italiens in die Dunkelheit zurücktraten, in der sie zuerst entstanden waren. In der griechischen Mythologie hingegen, die wir vollständiger überkommen haben, erblicken wir die ersten Elemente der Menschen-Geschichte und die Keime aller

wissenschaftlichen Aufklärung, nach welcher, von Heyne *) öfters empfohlenen, Ansicht sie den Kreis von Denk- und Vorstellungsarten der werdenden Nation aufschliefst in der ganzen Zeit vor Entstehung der eigentlichen Geschichte und Philosophie, mit welchem Zeitpunkte der Ursprung der kunstmäfsigen Prosa ungefähr zusammentrifft. Jede Hauptclasse von Fabeln, oder, wie ein holländischer Gelehrter**) zu sagen anfing, Mythen, giebt zu diesem System uralter Vorstellungen ihren Beitrag, nemlich die Natur-Mythen, als Versuche einer stammelnden Philosophie, ferner die Götter- und Dämonen-Lehre, die jedoch nicht als eine Religions-Theorie behandelt werden darf, dann die Traditionen von den Volks-Anführern und Heroen durch die sogenannten heroischen Zeiten hindurch, dann die moralischen Mythen und ältesten allegorischen Belehrungen für den Bedarf des menschlichen Lebens, endlich die geographischen, astronomischen und andern Fictionen des blofs poetischen Zeitalters. Aus

*) Man s. besonders *Dessen Vorrede zu M. G. Hermanns Handbuch der Mythologie, Berlin* 1787. 8.

**) G. J. van Swinden, der eine gelehrte Probe einer neuen Ausgabe des Apollodorus in den *Miscell. Observatt. crit. nov.* T. III. p. 37. hinterlassen hat. Vgl. Heyne im Apollod. S. 914. und hie und da in andern Schriften.

mehrern derselben erwuchs in der Folge ein Cyklus, der, von Barden und Dichtern gegründet, mehr oder weniger durch den Glauben des Volkes geheiligt, nachher von Künstlern aufgenommen und ausgebildet, einen Haupttheil der schönen Kunst des Bildners ausmachte, und als artistische Mythologie auf eine abgesonderte Behandlung Anspruch macht.

Der Mythologie kann unmittelbar die Geschichte der gelehrten Aufklärung bei beiden Nationen folgen, und zwar nach einer doppelten Abtheilung. Zuerst fordert unsern Fleiſs die äuſsere Geschichte der Litteratur, die von den schriftlichen Werken der Griechen und Römer, von deren Verfassern, ihrem Leben und den Umständen, unter denen sie schrieben, kurz von allem, was zu gelehrter d. i. gründlicher Lesung und Benutzung der Werke historisch vorbereitet, belehrende Nachrichten ertheilt. Dies ist das Feld, auf welchem G. J. Vossius, J. Jonsius und J. A. Fabricius mit Ruhm gearbeitet haben. Hier betrachten wir die Werke fürerst als Continentia, als Denkmäler ihrer Zeitalter und Urheber; weshalb uns hier die Biographik der Schriftsteller am meisten beschäftigt, mit beständigem Bezug auf die Staats-Geschichte und die Fortgänge der höhern Cultur. Die zweite Abtheilung muſs auf die Contenta der Werke

gerichtet seyn, und sie ergiebt die innere Geschichte der alten Erudition, oder die Geschichte des Ursprunges, Wachsthums, blühenden Zustandes und Verfalls der Litteratur, theils in den redenden Künsten, theils in allen den Kenntnissen und Wissenschaften, die von den Griechen und Römern angebauet worden. Es stellen sich von dieser Seite eben so viele Zweige dar, als es Künste und Wissenschaften im Alterthume gab, wie Geschichte der Poesie, des historischen Vortrages, der künstlichen Beredsamkeit, der Philosophie, der Mathematik, der Physik, der Natur-Beschreibung, der Arzneikunst, der Philologie u. s. w.

Um aber das Alterthum, so weit unsere Angaben reichen, in seinem grofsen Umfange in den Blick aufzunehmen, um gleichsam das durch den Verlust so vieler Werke zerrüttete Gebäude nach seinem Grundrisse zu construiren, mufs bei der zwiefachen Geschichte der Litteratur auf jede wichtigere Erscheinung in Ansehung der für uns verlorenen Schriftsteller gesehen werden; wozu Sammlungen ihrer noch hie und da vorhandenen Bruchstücke, nebst Nachrichten von ihrem Verdienste und Einflusse auf ihr Zeitalter förderlich sind. Wie weitschichtig dieses Geschäft sei, und wie viele Kunstfertigkeiten sich zu einem solchen Aufbau vereinigen müssen, übersieht man bei erster

Erwägung der Sache. Nur einige und dreifsig Trauerspiele haben sich von der Athenischen Bühne erhalten, aus Sicilien und andern Gegenden keine; da die Griechen neben ungefähr fünfhundert mit Beifall aufgeführten Tragödien wenigstens zweihundert berühmte und als classisch anerkannte hatten *): ein ähnliches Ver-

*) Die Richtigkeit von dergleichen Angaben zu erweisen, würde, wie mehreres andere, aufser unsern Grenzen führen. Dafs ich eher die Zahlen zu klein als zu grofs berechnete, kann einst eine möglichst vollständige Aufzählung der in jeder Gattung erlittenen Verluste zeigen. Man hat noch nichts Befriedigendes hierüber. In der Fabricischen Bibliothek sind z. B. bei den tragischen und komischen Dichtern in die Register der verlorenen viele Namen aufgenommen, blofs um von ihnen zu melden, dafs sie dahin nicht gehören; es herrscht auch in den Titeln einzelner untergegangenen Stücke viele Ungenauigkeit, selbst in den neuern Ausgaben der Dichter. Gelegentlich mufs übrigens hier die Fruchtbarkeit und Energie des Geistes der berühmtesten griechischen Dramatiker bemerkt werden, die das Erstaunen jedes Zeitalters erregen kann. Selten hinterläfst einer unter sechzig Stücke; einige hinterliefsen derselben an hundert und darüber, und Schauspiele von so kunstreicher Technik der Poesie, dafs zehn dergleichen in spätern Zeiten einem Dichter zur Unsterblichkeit zureichten. Und jene Dichter lebten zum Theil nicht ohne öffentliche Geschäfte; wenige überhaupt hatten nur Ein Lebensgeschäft, wie die meisten neuern.

hältniſs findet sich bei den übrig gebliebenen Komödien gegen die Zahl der ehemals aufgeführten und gebilligten, oder doch gelobten: in der Geschichte und Geographie sind für uns so viele reichhaltige Quellen versiegt, daſs wir z. B. von den siebzig Historikern, die den ersten Perser-Krieg beschrieben hatten, keinen einzigen besitzen; so haben wir von Rednern und Declamatoren, so weit sich nachrechnen läſst, an die achtzig, wo nicht mehr, verloren. Von solchen Schriftstellern nun müssen zur Vervollständigung des litterarischen Gemähldes nicht nur Lebens-Umstände und andere Berichte mit Urtheil gesammelt, es müssen auch deren Fragmente, die zuweilen zahlreich und gehaltvoll bei nachfolgenden Schriftstellern sich erhielten, zusammengelesen und, wo irgend möglich, zu kleinen Ganzen verbunden werden. Nachdem dieses geschehen, macht Kunst und Wissenschaft jeder Art an die Bearbeitung des Stoffes neue und weit schwerere Forderungen. Nicht bloſs alterthümlicher Litterator und Kritiker muſs der seyn, der die innere Geschichte einer Kunst oder Wissenschaft zu bearbeiten gedenkt; er muſs auch die Kunst oder Wissenschaft selbst inne haben, deren Gang er zeichnen, deren Gewinne und Resultate er würdigen will. Ueberaus selten finden sich beiderlei Eigenschaften in einiger Vollkommenheit bei-

sammen. Daher die beklagenswerthe Erfahrung, daſs wir von gewissen Wissenschaften, wo der Tiefsinn und Scharfsinn des Griechen so vieles bei geringen Hülfsmitteln entdeckt hat, noch wenige gründliche historische Untersuchungen lesen, z. B. von der Mathematik, besonders von der Astronomie der Griechen, wo es doch die Neuern nicht an gelehrten Compilationen fehlen lieſsen *).

Durch die so zur Uebersicht gebrachten Disciplinen möchte die Masse der Sachen erschöpft scheinen, deren Kenntniſs das Alterthum in seinen wichtigsten Verhältnissen und Eigenthümlichkeiten wieder zu einem belebten Ganzen machen kann. Nur noch zwei oder drei Künste, die zwischen den redenden und bildenden

*) Man denke hiebei an Werke, wie das gepriesene von Montucla über die Geschichte der mathematischen Wissenschaften, ingleichen an den *Essai sur l'histoire générale des Mathématiques par Chr. Bossut,* so viel dieses Buch auch durch die ital. Uebersetzung von Greg. Fontana (Mailand, 1802, 8.) gewonnen haben mag. Was hier überall zu wünschen übrig bleibt, würde sich dann zeigen, wenn Gelehrte, wie Ideler oder Reimer denselbigen Materien ihren gelehrten Fleiſs widmeten. Monographieen über besondere Gegenstände, wie über einzelne Schriften des Archimedes, Apollonius von Perga etc. sollten zunächst mehrere beschäftigen.

bildenden mitten inne stehen, verdienen eine vorbeieilende Erwähnung. Es sind dies die mimetischen Künste, deren Darstellungen alle vorübergehend sind und keine eigentlichen Denkmale hinterlassen, die Musik und die Declamationskunst, oder ältere Rhapsodik (ἡ ῥαψῳδική), und die aus der letztern entwickelte Orchestik, Schauspielkunst, hohe Tanzkunst. Von diesen Künsten ist uns aus unsern Alten viel zu wenig bekannt, um sie einer vollständigen Betrachtung unterwerfen zu können; wiewohl wir uns zu hüten haben, den Werth von dergleichen Künsten, z. B. der Musik, darum herabzusetzen, weil ihre grofse Verschiedenheit von den unsrigen einleuchtet. Läfst sich auch nicht genügend angeben, was sie in jeder ihrer Functionen bei den Alten waren, und welche Stufen sie erreichten, so gilt doch ein Schlufs für ihren Werth aus der Vortreflichkeit der übrigen Künste, in deren Gefolge sie von Richtern des zartesten Schönheitsgefühles geschätzt wurden *).

*) Jeder erinnert sich hier der genauen Verbindung dieser Künste mit der theatralen Poesie, deren Muster zu den glänzendsten Erzeugnissen des griechischen Genius gehören, oder auch an die Würdigung, die Aristoteles jenen Künsten zu Theil werden liefs. Etwas mehr hierüber würden wir wissen, wenn die Dichtkunst des Philosophen nicht als ein Fragment einer gröfsern

Itzt tritt an die Reihe die zweite Gattung der Ueberreste des Alterthums, die Werke der Zeichnung, Bildnerei und gemeinen Technik, um an und in sich selbst betrachtet zu werden, nicht von Seiten der Ausbeute, die sie den realen Disciplinen schaffen. Allein die grofse Anzahl und Mannichfaltigkeit solcher Werke und verschiedene andere Schwierigkeiten, die in den Gattungen derselben liegen, werfen uns hier fast unüberwindliche Hindernisse entgegen. Erstlich sind diese Ueberreste selber heutiges Tages in mehrere Gegenden der Erde vertheilt, wohin Glück und Zufall sie aufser dem Mutterlande zu ihrem Nachtheile zerstreuet haben: die meisten lassen sich allein an den Orten, wo sie einmal aufgestellt sind, kunstgemäfs studiren, um wiederum andere nach Abbildungen, die eigentlich alle mangelhaft bleiben, mit Einsicht zu beurtheilen. Ferner die Abbildungen, die uns hier dasjenige verschaffen müssen, was bei den schriftlichen Ueberresten der Bücherdruck leicht und mit immer gröfserer Richtigkeit leistet, sie selbst, diese Abgüsse, Abdrücke, Abformungen, sind bei den beschauungswürdigsten Werken keine gangbare Waare. Schon durch diese Schwierigkeiten werden viele, die sonst das

Schrift, ja als ein Fragment eines ersten Entwurfes auf uns gekommen wäre.

Alterthum im Ganzen zu umfassen wünschten, auf beständig von diesem schönen Theile desselben ausgeschlossen: aber weit gröſser ist noch ein anderes Hinderniſs. Zur Beurtheilung und zum Genusse der Werke der redenden Künste bringt oder erwirbt ein jeder, mehr oder minder leicht, dergleichen Vorkenntnisse, ohne die beides nicht zu erlangen ist: ganz anders ist dies bei den Werken der Zeichnung und Bildnerei, wo die elementarischen Uebungen und Fertigkeiten, die ersten Bedingungen alles wahren Kunstgenusses, selten im rechten Maaſse in den jugendlichen Unterricht aufgenommen werden *). Demnach könnte man

*) Auch in diesem Punkte waren die Griechen mehr um das bemühet, was menschlich schöne Bildung giebt, als um dergleichen Kenntnisse und Uebungen, wodurch der Bürger zu einem gewissen Bedarf des Staats-Wohlstandes vorbereitet wird. Zu den frühzeitig in den Unterricht aufgenommenen litterarischen, oder, wie sie sagten, musischen Vorübungen kam späterhin die Kunst des Zeichnens als ein Theil der ἐγκύκλια παιδεύματα eines wohl erzogenen Jünglings. So sagt Aristoteles Polit. VIII, 3: „Die Jugend wird im Zeichnen unterrichtet, nicht um sich beim Kaufe und Verkaufe von Hausgeräthen und andern Kunstsachen nicht hintergehen zu lassen, sondern um Einsichten in das Wesen der körperlichen Schönheit zu erlangen: denn überall nur auf das Vortheilhafte zu sehen, ist des Freien und Edelsinnigen unwürdig." Nemlich die Beschäftigung selbst mit den liberalen Kün-

laut dessen, was wir oben von der Nothwendigkeit eigener productiver Fertigkeit zu tieferem

sten und Kenntnissen gab nach griechischer Meinung noch keinen gültigen Anspruch auf liberale Erziehung; alles kam auf die Art an, wie man sie trieb, und ob zu dem Zwecke, dem ganzen Menschen eine allseitige Bildung seiner edelsten Kräfte zu verschaffen. Die Musik z. B., auf einem Instrumente bis zur Virtuosität getrieben, erschien dem denkenden Griechen als illiberal, wo sie nicht von andern Talenten und Fertigkeiten unterstützt wurde. Vgl. Aristot. a. a. O. Cap. 6. Mit ähnlichem Sinne hört man die Philosophen, Mathematiker, Astronomen in Griechenland von dem Verdienstlichen in ihren Wissenschaften urtheilen. So verschmähete Archimedes gerade den Ruhm, weshalb allein ihn die Menge bewunderte, den aus seinen mechanischen Erfindungen, „als entsprungen aus Bedürfniſs, und daher allzu verwandt mit den Werken der bloſs dienstbaren Künste." Plut. im Marcellus T. I. p. 305 ff. Τηλικοῦτον φρόνημα καὶ βάθος ψυχῆς καὶ τοσοῦτον ἐκέκτητο θεωρημάτων πλοῦτον Ἀρχιμήδης, ὥστε ἐφ᾽ οἷς ὄνομα καὶ δόξαν οὐκ ἀνθρωπίνης ἀλλὰ δαιμονίου τινὸς ἔσχε συνέσεως, μηδὲν ἐθελῆσαι σύγγραμμα περὶ τούτων ἀπολιπεῖν, ἀλλὰ τὴν περὶ τὰ μηχανικὰ πραγματείαν καὶ πᾶσαν ὅλως τέχνην χρείας ἐφαπτομένην ἀγεννῆ καὶ βάναυσον ἡγησάμενος, ἐκεῖνα καταθέσθαι μόνα τὴν αὐτοῦ φιλοτιμίαν, οἷς τὸ καλὸν καὶ περιττὸν ἀμιγὲς τοῦ ἀναγκαίου πρόσεστιν, ἀσύγκριτα μὲν ὄντα τοῖς ἄλλοις, ἔριν δὲ παρέχοντα πρὸς τὴν ὕλην τῇ ἀποδείξει, τῆς μὲν τὸ μέγεθος καὶ τὸ κάλλος, τῆς δὲ τὴν ἀκρίβειαν καὶ τὴν δύναμιν ὑπερφυῆ παρεχομένης κ. τ. λ. Man s. die weitere Ausführung in Jacobi's ideenreicher Abhandlung über gelehrte Gesellschaften, S. 8. folgg. u. Bossut *Essai sur l'hist. gén. d. Mathémat.* T. I. p. 58. 75. seq.

Verständnifs der Schriften sagten, hier gleichfalls behaupten, dafs am Ende nur die Wenigen zu echter vollendeter Kennerschaft gelangen dürften, die mit künstlerischem Talent gebohren und mit Gelehrsamkeit ausgerüstet, die besten Gelegenheiten benutzten, die nöthigen technischen Kenntnisse sich praktisch und theoretisch zu erwerben. Allein eben solche bedauern oft mit dem schriftstellerischen Alterthume zu wenig vertraut zu seyn, als dafs sie ihre Einsichten in die alten Kunstwerke als einen Theil unserer Wissenschaft treiben könnten. So bemächtigten sich dann desselben, zumal seit Winckelmanns grofsem und besonders begünstigtem Vorgange, manche Litteratoren, denen weder von den Gelehrten noch von den Künstlern eine Stimme gestattet wurde. Kein Wunder also, wenn sich Einfälle und Träume über Kunstwerke und Künstler verbreiteten, dergleichen jemand über Dichter vorbringen könnte, der nie eine poetische Stimmung in sich empfunden, nie den kleinsten Versuch in der Dichtkunst gemacht, nur aus einigen Lehrbüchern erfahren hätte, wie etwa ein Gedicht entstehe. In diesem Betracht benahmen sich wenigstens ältere Archäologen mit sichernder Bescheidenheit, da sie die Werke der Kunst als blofse Denkmäler des Alterthums, und sich als Erläuterer der am meisten ins Auge

fallenden Attribute und ähnlicher Dinge anboten. Doch es litt hierunter viel zu sehr die Schätzung der Kunstwerke als solcher, um über der Tugend des Gelehrten das Interesse der Wissenschaft länger vergessen zu können. Sie mache daher in Zukunft ihre Ansprüche, wie seither, unbekümmert, ob man solche früh oder spät erfüllen möge. Sollte jedoch weiterhin gute Lehrart leichter zu gründlichen Studien der alten Sprachen führen, und wird dann der wohl geschlossene Kreis der Alterthums-Kenntnisse einer kräftigern Jugend vorgehalten, so zweifeln wir nicht, daſs die wissenschaftlichen Anforderungen auch hier ihrer Erfüllung sich immer mehr nähern werden, je öfter und andringender sie hervortreten.

In Ansehung der Anordnung und Eintheilung der Materien zur Erläuterung alter Kunstwerke hat man früher eine so unklare Weise befolgt, daſs es schien, man wollte die geistvollsten Arbeiten der Künstler keinesweges für das gelten lassen, wofür sie selbst sich ankündigten. Man betrachtete sie vielmehr so, wie man vielleicht ein Siegeslied des Pindarus oder ein Trauerspiel des Sophokles der nützlichen Geschichte und Mythologie halber lesen könnte; man vermischte ferner die ungleichartigsten Dinge als Ueberbleibsel alter Völker: und darauf lief noch die Classification hinaus, die Jac.

Spon in Vorschlag brachte, indem er der ganzen Kunde den Namen Archäographie beilegte *). Man hat seitdem die unbestimmten und nicht viel passendern Namen Archäologie und antiquarisches Studium **) vorgezogen, und einige bessere Anordnungen versucht. Itzt indessen, da man einem treflichen Muster folgend, die Werke der Kunst von Denkmälern des Alterthums wohl unterscheidet, läſst man wieder theils die Grenzen des Gebietes hie und da schwankend, theils wird manches vernachlässigt, was zur Kenntniſs des historischen Zusammenhanges beitragen kann.

Um daher jedes bedeutende Stück des in Bildern sich aussprechenden Alterthums nach seinem Werthe zu behandeln, wird vor allen Dingen eine, so viel möglich, vollständige Aufzählung des Erhaltenen nothwendig

*) In *Miscell. eruditae antiq.* 1685. f. auch in *Poleni Suppll.* T. IV. Noch neuerlich billigte den Namen nicht ohne Gründe der erste der itzigen französischen Antiquare, A. L. Millin in seiner *Introd. à l'étude des monumens antiques*, Paris 1796. 8.

**) L'antiquaria bei den Italiänern. In Deutschland hat man auch Studium der Antike gesagt. Von neuerlich versuchten Anordnungen ist die beifallswürdigste ohne Zweifel die von Böttiger gegebene in dem 1 Th. seiner *Andeutungen zu 24 Vorless. über die Archäologie*, Dresd. 1806. 8. deren Fortsetzung sich allzu lange verzögert.

seyn. Es müſste, diesem Plane zufolge, der Vorrath von plastischen, graphischen, glyptischen, architektonischen und andern solchen Ueberresten zu einer einleitenden Notiz, in so guter Ordnung als sich thun läſst, gesammelt und aufgeführt werden, nemlich die uns übrig gebliebenen Statuen, Büsten, Reliefs, Zeichnungen, Malereien, Musiv-Arbeiten, geschnittenen Steine, die Trümmer der alten Baukunst, nebst andern Resten von untergeordnetem Verdienst, die man die prosaischen Stücke der Kunstwelt nennen könnte. Ob man sogleich hier oder an einem andern Orte das Vornehmste von Lebensumständen und Merkwürdigkeiten der Künstler einschalten wolle, kann gleichgültig scheinen; nur ganz sind dergleichen Nachrichten nicht zu übergehen, und können doch kaum in die Geschichte der Kunst selber gezogen werden. Was aber die Aufzählung der erhaltenen Werke betrift, so wird jeder, übrigens weit entfernt so viel daraus zu erwarten, als uns die Fabricischen Bibliotheken in Ansehung der Schriften geben, wenigstens vorläufig ein Verzeichniſs wünschen, das uns mit den in den Museen und Galerieen Europens aufgestellten, theils irgendwo abgebildeten, theils sonst berühmt gewordenen Stücken bekannt mache *).

*) Auf dieses gewiſs von mehrern gefühlte Bedürfniſs machte schon Heyne in der *Lobschrift auf Winckelmann*

Auf ein solches Repertorium würde dann bei den nähern Erläuterungen in den folgenden Disciplinen der Kunstlehre und der Kunstgeschichte Rücksicht zu nehmen seyn, und man würde durch den Ueberblick so vieler und mannichfaltiger Ueberreste auf eine anziehende Art zu dem ganzen Studium eingeladen werden. Daſs durch dergleichen erste Bekanntschaften nichts weiter als allgemeine, noch nicht durch eigene Einsicht begründete, Kenntnisse entstehen müſsten, möchte dem gehofften Nutzen wenig Eintrag thun: es ist derselbige Fall in der äuſsern Litteratur-Geschichte, wo auch nur Aufzählung der Schriften nach Zeitaltern und Classen mit Anführung der besten fremden Urtheile und Kritiken über den Gehalt der Schriften erwartet wird. Bei der Er-

aufmerksam: „Ein Verzeichniſs, ein Repertorium von allen Antiken, die man kennt, wäre eines der ersten Werke, welches das Bedürfniſs des Studiums des Alterthums fordert. Dies Verzeichniſs sei vorerst nur historisch und litterarisch; es enthalte die historischen Nachrichten desjenigen, was bereits von jedem Stücke berichtigt und was davon geurtheilt worden ist, wo man davon eine Nachricht und eine Zeichnung oder Kupfer finden kann. Dies Verzeichniſs wird, wenn einmal eine Anlage gemacht ist, bald richtiger, kritischer und vollständiger können gemacht werden, und Supplemente liefert alsdenn von Zeit zu Zeit, wer da kann und will."

klärung dieser Einleitung verstände sich ohnedies, daſs vieles entweder in Originalen oder in Abformungen und Kupferstichen den Augen des Lernenden darzustellen wäre, begleitet mit einzelnen Bemerkungen über Schönheit und Alter und die Stufen oder Gegentheile davon, wie sich eben die Gelegenheit fände. Für Berichtigung und Mittheilung genauerer Kenntnisse werden sodann die übrigen Disciplinen, jede nach ihrer Bestimmung, zu sorgen haben.

Die nächste muſs, wie es scheint, ein Analogon von demjenigen seyn, was für die schriftlichen Werke Grammatik, Hermeneutik und Kritik leisteten. Nemlich auch die Werke der Kunst bedürfen zu ihrem Verständniſs und zur Bildung eines richtigen Urtheils darüber eine dreifache ähnliche Theorie, die wir Kunstlehre nennen können. Es soll in derselben nicht von neuem das Materiale wiederholt werden, was schon die Völkergeschichte, die Antiquitäten und die Mythologie lieferten: nunmehr ist es Zeit, im Zusammenhange theoretisch und praktisch die Grundsätze und technischen Regeln zu erläutern, nach welchen die Künstler des Alterthums arbeiteten, und nach denen folglich wir ihre Werke betrachten, erklären und an ihnen Verschiedenheit des Stils und der Arbeit, früheres und späteres Alter, Echtheit und Unechtheit unterscheiden müssen.

Hieher gehören noch die Lehren von der Symbolik, von der Allegorie und aller Ikonologie der Kunst, wo überall viele Gegenstände sich darbieten, welche neue philologische und philosophische Aufschlüsse fordern.

In den beiden bisher bezeichneten Abtheilungen des archäologischen Lehrkreises war es schon hin und wieder nöthig, einzelnes aus der Geschichte der Kunst einschaltend zu erläutern. Itzt erwartet man eine aus den Quellen gezogene, aus Vereinigung von gelehrten und Kunst-Kenntnissen entstandene, streng historische Ausführung alles dessen, was das Aufkeimen, die Blüthe und Ausartung der Kunst angeht, nach ihren verschiedenen Zweigen, bei jedem der Völker, welche sie einst trieben oder beförderten; von der Zeit der ersten Vorspiele bis zu der Periode, wo nach langen durch die Asiaten geleiteten Elementar-Uebungen die schöne, eigentlich griechische Kunst durchbrach; sodann dieses an Kunst-Producten reiche Zeitalter hindurch, bis zu dem Verluste der griechischen politischen Selbstständigkeit; endlich noch durch die spätern Jahrhunderte, woraus bei weitem die meisten der geretteten Denkmäler sich herschreiben; alles hier bald ausführlicher, bald kürzer, je nachdem ein Zeitraum durch geniale Nachahmung oder technischen Fleifs sich ausgezeichnet hat. Hier ist

der Blick anhaltend auf die Kunst selbst zu richten, und auf die classischen Werke jeder Art, da es bei solchen geschichtlichen Entwickelungen nicht mehr um Notizen von dem Vorrathe der Ueberbleibsel zu thun ist, auch dieser Vorrath hier nicht einmal unterzubringen wäre; ja, wir sind durch den Verlust der allermeisten groſsen Werke vor Alexanders Zeit genöthigt, eben so sehr uns mit dem einst Vorhandenen und dessen aufs neue versuchter Construction zu beschäftigen, als mit den zufällig uns zugekommenen Resten. Um aber die Werke nach kritischen Grundsätzen an ihre rechten Stellen zu bringen, haben wir einen Ariadnischen Faden nöthig, der den Mangel der Zeitbestimmungen ersetze, welche nicht die Werke der Kunst, wie die schriftlichen, an der Stirne tragen. Einen solchen Faden geben, wie unsern Wünschen nach einst Göthe's und seiner Kunstfreunde Scharfsinn im Einzelnen lehren wird, die durch die Zeiträume der blühenden Kunst hindurchgehenden Münzen in ihrer Technik und ganzen Behandlung, die durch wohl vorbereitetes Beschauen und Vergleichen zu ähnlichem treffenden Tact verhilft, als es die Beobachtung der Zeit- und Orts-Eigenthümlichkeiten in den alten Schriften bewirkt. Obgleich also die Lehre von den Münzen ihre Stelle anderswo erhält, so ist doch diese aller

Kunstgeschichte zuwachsende Frucht numismatischer Kenntnisse hier schon unentbehrlich; wie wir denn überhaupt, wenn von der Folge die Rede wäre, in der jedes zu treiben, der Numismatik ohne Bedenken den ersten Platz anweisen würden.

Ehe wir zu dieser Wissenschaft kommen, verdient die Archäologie der Baukunst eine kurze Erwähnung. Daſs auch zu der Einsicht in die herrlichen Reste dieser Gattung sowohl eine vorläufige Notiz des Erhaltenen, als eine Kunstlehre nach den Mustern und Regeln der Alten, endlich eine eigentliche Geschichte der Architektur erfordert werde, geht aus der Aehnlichkeit mit dem Obigen genugsam hervor. Besonders aber sollte, wer sich mit dieser Classe von Werken nicht als Architekt, sondern als gelehrter Antiquar bekannt machen will, sein Augenmerk auf alles das richten, was von dorther zur Aufhellung der übrigen Kunstgeschichte dienen kann. Sein Bau ist durchaus ein anderer, als auf den der künftige praktische Bauverständige hinarbeitet.

Zufolge der oben angegebenen Ordnung nimmt nunmehr die Numismatik ihre Stelle ein, als die erste derjenigen Doctrinen, die sich auf die dritte Gattung der Ueberreste, auf die von gemischter Art, beziehen. Wiederum ein sehr geräumiges Feld, das aber durch

die Schriften Eckhel's und anderer neulich verstorbenen Gelehrten, die demselben unter vortheilhaften Umständen das Leben widmeten, nach allen Seiten bearbeitet und für das Studium erleichtert worden. Und wie beträchtlich ist nicht die Bibliothek der ältern Bücher über dieses Fach! Durch die Menge solcher Schriften ist endlich nun so vieles auf die Geschichte der alten Staaten und Regenten Bezügliche erschöpft, und höchstens für einzelnen grübelnden Scharfsinn eine bedeutende Nachlese übrig gelassen, daſs wir desto mehr angereizt werden, bei der Beschäftigung mit den Münzen die Aufmerksamkeit auf den vorhin gedachten Zweck zu lenken. So kommen wir vielleicht in den Stand, aus der archäologischen Kritik die herumtäuschenden Meinungen und Ahnungen loszuwerden, die so oft den Zugang zur Wahrheit sperrten, und wir werden lernen, wo feste Grundsätze und eine auf Grundsätzen beruhende Divination nicht zureicht, lieber das echt gelehrte Bekenntniſs der Unwissenheit geltend zu machen. Die unbescheidene und zutappende Kritik oder bescheidene Unkritik, die von vielen Antiquaren seither getrieben wurde, dürfte eigentlichen Philologen unglaublich scheinen, die in ihren schriftlichen Werken mit wissenschaftlicher Strenge und Subtilität ver-

fahren lernten, und möchte mehr als alles sie von dem Antiken-Studium abschrecken.

Die zweite Doctrin dieser Reihe geht auf die alten griechischen und lateinischen Inschriften, die ebenfalls zur Aufklärung des Alterthums so viele Materialien liefern, daſs einige Gelehrte, vorzüglich italiänische, lebenslänglichen Fleiſs darauf verwendet haben. Jedoch wird uns die Epigraphik, (unter welchem Namen wir alles begreifen, was sich auf Stein- und Metallschriften beziehet) nicht durch die Formen von Seiten der Schönheit wichtig, sondern durch die grammatischen, lexikalischen, geographischen, historischen und andere Beiträge, die sich daraus allein zur Vervollständigung mancher Lücken unserer Kenntnisse erlangen lassen. Einen der vornehmsten Abschnitte macht hier die griechische und römische Diplomatik, die uns wieder zu der Schwelle der Grammatik zurückführt, zur anschaulichen Kenntniſs der Alphabete, wie sie lange vor unsern griechischen und lateinischen Handschriften vorausgingen.

Durch diese Gesammtzahl von Disciplinen stellt sich das ganze Gebiet unserer Wissenschaft in allen seinen Bezirken auf eine Weise dar, daſs sich theils dessen Inhalt und Gröſse im Allgemeinen ergiebt, theils daraus leicht zu erwählen und auszusondern ist, was zum pro-

pädeutischen Unterricht oder zur Vorschule litterarischer Laufbahnen, zu dem, was die Engländer classische Erziehung nennen, lehrens- und erlernenswerth seyn möchte. Nur einige jener Objecte des Unterrichts, verbunden mit den Grundkenntnissen der Geschichte, der Mathematik, Physik, Naturbeschreibung und der Philosophie, sollten eigentlich, nach dem wohl verstandenen Sprachgebrauche selbst der Alten, den Namen Humanitäts-Studien tragen *). Viele Materien hingegen aus der hier

*) Wann die Römer *studia humanitatis et litterarum* zusammensetzen, wie sie thun, bezogen sie das zweite Wort recht eigentlich auf die griechische φιλολογία, die in gewissem Sinne fast mit jeder Wissenschaft verbunden seyn kann. Verbunden seyn: denn medicinische, mathematische und ähnliche Wissenschaften, sogar die Philosophie, lassen sich *sine litteris* wohl treiben und pflegen, wie man noch heute an berühmten Beispielen sieht, wie auch schon Epikurus that. Solchen kömmt aber der Name *studiosi litterarum* nach altem guten Gebrauche nicht zu. *Humanitatis studia* hingegen umfassen alles, wodurch rein menschliche Bildung und Erhöhung aller Geistes- und Gemüthskräfte zu einer schönen Harmonie des innern und äussern Menschen befördert wird. Die heutige nähere Bestimmung muss natürlich von manchen Verschiedenheiten der Verhältnisse abhangen, worin wir gegen Griechen und Römer stehen in den Zeiträumen ihrer besten Cultur. Am richtigsten sahen und befolgten dies die Engländer, wie aus Knox's Buche *on liberal*

hier entworfenen Encyklopädie von Kenntnissen, die sich überhaupt nicht dem gemischten Haufen anbieten dürfen, sind zur Pflege der humanen Bildung gerade nicht nutzbarer, als unsere sonst so bewunderungswürdigen exacten Wissenschaften. Uebrigens finden sich auch bei uns Dornen genug auf den Wegen, die zu den Blumenfeldern führen; an diesen Dornen mag Geduld und beharrlicher Fleiſs geübt werden, und der zerstreute Sinn der Jugend sich sammeln lernen, oft der einzige Gewinn von Bedeutung, den der Jüngling aus den mathematischen Anfangsgründen für das übrige Leben davon trägt.

Um endlich fremden Händen nichts Wesentliches übrig zu lassen, machen wir den Be-

Education, Sheridan's *on Education* und aus mehreren dergleichen Schriften erhellet. Am wenigsten lieſs sich überhaupt diese Nation zur Geringschätzung der alten Litteratur und Sprachen durch Erziehungskünstler und Neuerer bereden, die ihr, selbst aus America, ein wohlthätigeres Licht der Cultur im Mutterstaate anzünden wollten. Einen hieher gehörigen lesenswerthen Aufsatz enthält Godwin's *Enquirer* P. I. *Essay* 6., geschrieben gegen die Zeit, als ein deutscher Pädagog das Studium der alten Sprachen bei uns mit furchtbaren Waffen angriff, in einem Bande einer *allgemeinen Revision des Erziehungswesens*, die vermuthlich nun bald von neuem zu revidiren seyn wird, nachdem man die Früchte so vieler Uebertreibungen gesehen hat.

schlufs mit einer historischen Uebersicht der Schicksale unserer Wissenschaft, seit dem Untergange der letzten philosophischen Schulen zu Athen unter der Regierung Justinians, das lange Mittelalter hindurch, bis auf das Ende des achtzehnten Jahrhunderts, nebst der allgemeinen philologischen und antiquarischen Bücherkunde. Denn einzelne Nachrichten von wichtigern Schriften und gelegentliche bibliographische Angaben können schon früher bequem beigebracht werden. Diese letzte Abtheilung ist durch ihren Inhalt, der in jede der vorigen eingreift, und durch die Seitenblicke, die sie auf den Gang der modernen gelehrten Cultur werfen mufs, eine der anziehendsten und nützlichsten, zumal wenn man darein die Biographieen der berühmtesten und auf ihre Zeitalter wirksamsten Litteratoren verflechten will. Die vornehmsten Absichten aber, auf die es hier ankömmt, vereinigen sich dahin, den Geist, den Charakter, die Gesichtspunkte kennen zu lernen, in und unter welchen man in neuern Zeiten nach wechselndem Bedürfnifs und Geschmack diese Studien bearbeitet hat, um sowohl die neben einander bestehenden Zwecke und Vortheile derselben nach ihrem verhältnifsmäfsigen Werthe zu prüfen, als den für alle Zeiten gleich grofsen und würdigen Hauptzweck zu erfassen, der allein,

obwohl noch wenig erkannt, die Beschäftigung mit dem Alterthume allgemeiner machen und verewigen müſste.

Welches ist nun dieser Hauptzweck der hier im Grundriſs dargestellten Kenntnisse? Steigen wir zu dem Gipfel über einige der Anhöhen hinan, auf denen man in verschiedenen Perioden verweilend geglaubt hat, die reichsten Gesichtspunkte gefunden zu haben. Denn da das vielseitige Gebäude gleichsam mehrere Theile und Stufengänge hat, so genügte es von Zeit zu Zeit den meisten, sich auf diesem und jenem einen Standort zu wählen, und man hielt sich für solche Anstrengungen durch einzelne Gewinne genug belohnt; mancher glaubte wol in der Mitte des Weges schon das erhabenste Ziel zu sehen. Nunmehr aber, nachdem wir die Objecte der verschiedensten Bemühungen in ihrem Zusammenhange aufgestellt und in dem Mannichfaltigen die Einheit erblickt haben, nun wird es leichter seyn, eine freie Aussicht zu nehmen und die obersten Zwecke und Gesichtspunkte des Ganzen zu entdecken.

Es gab von dem vierzehnten bis in das sechzehnte Jahrhundert eine Zeit, wo man die Werke des Alterthums nicht nur als einzige Muster in jeder Darstellung und Kunst, sondern auch als Magazine der reichhaltigsten Gedanken und Grundsätze ansah, vermittelst

deren man neue Kreise von Kenntnissen bilden und die eben entstehenden Systeme von Wissenschaften gründen könnte. Man studirte die Geschichte und Politik der Alten, um in den Einrichtungen der jungen Staaten und sogar (die Diplomatiker mögen erstaunen,) in dem höhern Geschäftsleben davon Gebrauch zu machen; man las und commentirte alte Dichter, Redner, Geschichtschreiber, um mit ihnen in Poesieen, in Declamationen, in vaterländischen Geschichten zu wetteifern, wie es die Künstler in Italien mit den zuerst entdeckten Kunstwerken versuchten. So ergriff man das Alterthum in der ersten Freude über dessen Wiedererwachen bald als ein grofses, an Ideen und Sachen ergiebiges Ganzes, betrieb jeden Theil davon zu unmittelbarer Anwendung, und bemühete sich, sowohl materiellen und wissenschaftlichen als mancherlei formellen Nutzen daraus zu ziehen. Es ist nicht zu leugnen, dafs dies alles schöne und für damalige Zustände fruchtbare Ansichten waren; jedoch wenige derselben können noch die unsrigen seyn. Die Wissenschaften haben sich seitdem bis zur Unkenntlichkeit bereichert; kleine Lehrbücher der Neuern enthalten mehr begründete Sätze, mehr ausgemachte Wahrheiten, als die gröfsten Werke berühmter Alten, und um aus den letztern noch hin und wieder versteckte Goldkörner zu sam-

meln, scheint das Nachgraben zu kostbar*): übrigens hat unsere Welt eine so neue und unser Wissen überall eine so patriotische Gestalt angenommen, daſs für Kunst-Producte in einer alten Sprache fast nirgends Bühnen zur Ausstellung und prüfende Richter vorhanden sind.

Von geringerem Gehalt waren weiterhin die Zwecke, auf die man das Studium der Alterthums-Kenntnisse zu stützen suchte. Sie bezogen sich gröſstentheils auf untergeordnete materielle Vortheile. Also erkannte man allgemein die Hülfe, welche viele jener Kenntnisse den Wissenschaften unserer heutigen öffentlichen Bedürfnisse leisten, und gab ihnen demnach Empfehlungen ihrer Nutzbarkeit im Staate zu besserer Betreibung sogenannter Hauptwissenschaften. Nicht anders meinte man ehedem die Philosophie selbst zu ehren, wenn man einen günstigen Blick auf sie warf als auf eine, ungewiſs ob die Fackel vorhaltende oder die Schleppe nachtragende, Magd der höhern Facultäten. Unsern Studien indeſs konnte in diesem Betracht neuerlich nicht einmal eine glei-

*) *Auch das Gold kann man zu theuer kaufen*, hörte man in Gesprächen oft den Ahnherrn der neuern deutschen Pädagogik sagen, wenn er zugeben muſste, daſs das griechische Alterthum herrliche Schätze von moralischer Weisheit bewahre, die noch itzt des Aufsuchens werth wären.

che Beehrung werden, da die allherrschenden Wissenschaften der Zeit, schon längst von dem Einflusse Griechenlandes und Roms entbunden, von daher keine bedeutenden Entdeckungen erwarten durften. Wo man aber nichts mehr aus den Alten zu lernen fand, da vergaſs man oft, wie manches sich auf immer an ihnen lernen lieſs: sonst würde man, um von Vielem nur etwas zu sagen *), nicht nur den Resultaten ihrer Untersuchungen, sondern auch ihren wissenschaftlichen Methoden nachgeforscht haben, selbst in Wissenschaften, wo wir weit über ihnen stehen, z. B. in den mathematischen, deren gelehrte Kenner noch itzt den Beweisarten und dem ganzen synthetischen Gange der griechischen Erfinder ihre Bewunderung nicht versagen. Auſserdem hat allerdings die frühere Geschichte von Wissenschaften noch ein besonderes Interesse, sofern in den wissenschaftlichen Grundsätzen neuerer Zeit hie und da Dunkelheiten liegen, die bloſs durch den Zu-

*) Es ist nemlich eine weitläuftige Materie, im Einzelnen zu zeigen, wie die ideale Richtung, die wir aus dem Studium der Alten bei richtiger Leitung annehmen, unsern Geist befruchten und in den meisten wissenschaftlichen Anstrengungen fördern müsse. Trefliche Gedanken hierüber lasen wir vor kurzem in einem einleitenden Aufsatze von Fr. Creuzer zu einem Stück Uebersetzung aus Plotinus im I. Th. der von ihm und C. Daub herausgegebenen *Studien.*

sammenhang und die Analogie älterer Vorstellungsarten können gehoben werden. Am einleuchtendsten aber ist die Wichtigkeit unserer Studien freilich in denjenigen Theilen des Wissens, die von geschichtlicher Seite ganz auf dem Alterthume ruhen. Zu dieser Classe gehört vorzüglich die von liberaler Gelehrsamkeit unterstützte protestantische Theologie, und die Jurisprudenz, die bis auf das Justinianische Recht, folglich auf die Quellen des ältern römischen und selbst des griechischen Rechtes, zurückgeht. Dies muſs aber noch immer jede gelehrte Behandlung des bürgerlichen Rechtes sich vorsetzen, weil viele Begriffe darin nur aus dem Standpunkte in ihrem römischen Vaterlande klar werden, noch mehr weil die alten Gesetze oder Bruchstücke, so sehr sie verschnitten und verstümmelt auf uns gekommen sind, einen wissenschaftlichen Grund bilden, auf dem die Neuern ihre rechtlichen Gebäude nach veränderten Bedürfnissen und Bequemlichkeiten aufgerichtet haben, einen Grund von so gleichartigem analogen Geiste der Principien, daſs die Fruchtbarkeit desselben uns noch da leitet und aufklärt, wo keine ausdrücklichen Bestimmungen Licht geben; ein Fall, der nicht von Systemen zu erwarten ist, die nach und nach aus heterogenen Gewohnheiten und Grundsätzen entstanden sind. In dergleichen Wissen-

schaften also, deren erste Quellen mehr oder weniger aus dem Alterthume fliefsen, ist schlechterdings keine gründliche Einsicht zu erlangen, ohne sich mit den Verfassungen, Lebensweisen, Sitten, Sprachen und Ideen der alten Welt vertraut gemacht zu haben: hingegen würde die gröfste Zerrüttung jener Kenntnisse erfolgen, wenn die ihrer Natur nach sich öfters umgestaltende Philosophie die Stelle der historischen Grundlagen vertreten wollte; wovon die Barbarei voriger Zeiten in der theologischen und juristischen Litteratur warnende Beispiele gegeben hat *). Bei dem allen ist dieser ganze

*) Wie die Theologie unter ungelehrten Händen gelitten, ist nicht unbekannt, und seit den ersten Reformatoren oft beklagt worden. Seltener hört man itzt ähnliche Klagen der Rechtsgelehrten, wie in folgender Stelle aus Mureti Praef. ad Comment. de orig. iuris: „*Hodie non aliter ius civile discere cogimur, quam si, sublatis et exstinctis omnibus Aristotelis eiusque interpretum scriptis, fragmenta tantum quaedam reperirentur, e variis Alexandri, Themistii, Simplicii, Philoponi et aliorum decerpta commentariis, ex quibus utcumque in communes locos digestis Aristoteleam philosophiam discere iuberemur. Accessit aliud multo perniciosius et exitiosius malum. Nam, quum superioribus saeculis, densissima quadam caligine animis hominum offusa, omnes propemodum bonae artes oppressae ac sepultae iacerent: exstiterunt in illis tenebris homines audaces ac praefidentes, qui nulla Latini sermonis intelligentia, nulla veteris reipublicae Roma-*

historische Gesichtspunkt und der damit verbundene materielle Nutzen, so schätzbar er übrigens seyn mag, dem Alterthume und dessen Werken fremd und durchaus zufällig. Auch ist leicht einzusehen, wohin dereinst eine solche Würdigung gelehrter Bildungsmittel führen müſste, sobald etwa die eine oder andere itzige Bedarfs-Wissenschaft sich mehr, als bereits geschehen, von dem Ansehen alter Schriften

nae cognitione, arrepto, ut inter caecos, iuris interpretandi munere, verbosissimis et insulsissimis commentariis illas qualescumque veterum Prudentum reliquias onerarunt, et ita imposuerunt generi humano, ut hoc quoque politissimo et eruditissimo saeculo iudicia tamen plerisque in locis ad eorum somnia dirigantur, et ex eorum indocta doctrina exerceantur. Quos quod quidam inelegantes quidem et incultos, sed magno tamen ingenio et acri iudicio praeditos vixisse aiunt; de istoc videbimus. Nam ne ego quidem eis ingenium adimo; nimis potius ingeniosos fuisse dico: illud quidem certe negari non potest, cuius quis civitatis neque linguam teneat, nec formam, leges, mores, instituta cognoverit, eius ius civile non posse ab eo, quamlibet ingeniosus sit, commode intelligenterque tractari. Satis igitur magna gratia iis haberi non potest, qui hanc caliginem discutere, et istis impostoribus personam, sub qua tam diu hominibus illuserunt, detrahere conantur, ac perficere, ut, quemadmodum ceterae omnes disciplinae a teterrimo barbarorum dominatu liberatae, splendorem suum his temporibus receperunt, ita disciplina iuris tandem aliquando in pristinam restituatur dignitatem etc."

und deren Auslegung losmachte: es würden dann bald die schönen Hülfskenntnisse auch die letzte Auszeichnung verlieren, die ihnen die hergebrachte Meinung geliehen hat.

Eben so ärmlich dürfte es seyn, ein Studium von so weitem Umfange, wie gleichfalls bisher geschah, durch den einseitigen Nutzen der Linguistik zu empfehlen, in so weit alte Sprachen noch itzt als Werkzeuge heutiger Gelehrsamkeit gelten. Ohnehin läfst sich dies eigentlich nur von der lateinischen Sprache behaupten, oder vielmehr es liefs sich in den vorigen Zeiten sagen, als der meiste Unterricht noch lateinisch gegeben wurde, und die Bibliotheken beinahe nur aus lateinischen Schriften bestanden. An dieser Sprache also würde es bei jenem Zwecke schon genügen dürfen, und an demjenigen Latein, das man seit etlichen Jahrhunderten meistens schlecht genug schrieb, so dafs es zu dessen Kenntnifs wahrlich keiner mühsamen Reise über Hellas und Latium bedurfte. Um die griechische Sprache hätten vollends wenige sich zu bemühen, aufser um vielleicht ein paar hundert Kunstwörter ihrer Wissenschaften richtig aussprechen, schreiben und etymologisch verstehen zu lernen. Und wäre denn dies so vieles Aufwandes an Zeit und Mühe werth, da es sich nicht einmal obenhin

lernen läſst, wenn es soll wirklich gelernt werden, nicht auf fremden Glauben angenommen.

In eigenthümlicher Würde und mit den fruchtbarsten Tendenzen zeigt sich das Studium der alten Sprachen, wenn es von jeder Beziehung unabhängig und als Zweck an sich betrachtet wird. Bei dieser Betrachtung liegen folgende von wenigen recht erwogene Hauptsätze zum Grunde. Die Sprachen, die ersten Kunst-Schöpfungen des menschlichen Geistes, enthalten den ganzen Vorrath von allgemeinen Ideen und von Formen unseres Denkens, welche bei fortschreitender Cultur der Völker sind gewonnen und ausgebildet worden; sie liefern daher in ihren Zeichen eine Menge einzelner Gemählde von nationalen Vorstellungen, wodurch der Gehalt theils sinnlicher, theils besonders intellectueller Ideen und das Charakteristische in Auffassung von beiden dargestellt wird. Demnach muſs jede ihrer Absicht einigermaſsen genügende Sprache gewisse Classen von Ideen darbieten, die nach der physischen und sittlichen Individualität des Volkes, welches sie bildete, vorzüglich bearbeitet, vervollkommnet und mit angemessenen Ausdrücken bezeichnet sind. In der Art der Bezeichnungen aber liegen nicht geringere Schätze als in den Zeichen selber. Denn, wie die letztern in jeder Sprache den Forscher mit neuen Vorstel-

lungen bereichern und dadurch seinen geistigen Gesichtskreis erweitern, so gewähren die Bezeichnungsarten und gleichsam Gepräge, die jede Nation ihren Vorstellungen aufgedrückt hat, einen zwar noch weniger erkannten, aber ebenso vielfachen Gewinn. Durch die Kenntniſs und fleiſsige Beschauung dieser Gepräge in mehrern Sprachen fangen wir zuerst an, uns in der Intellectual-Welt zurecht zu finden, und die bereits daheim erworbenen Reichthümer derselben besser kennen und gebrauchen zu lernen, indem die mancherlei Modificationen ähnlicher Haupt-Ideen uns zwingen, die an denselben vorkommenden Unähnlichkeiten wahrzunehmen, und solche Vorstellungen, die uns schon unter andern Denkformen bekannt waren, von neuen Seiten aufzufassen. So erhalten wir in den mit einander verglichenen Wörtern und Ausdrucksarten nicht etwa armselige Schätze vieler gleichgeltenden Zeichen, sondern einen uns wirklich bereichernden Vorrath von Mitteln zur Auflösung und Zusammensetzung unserer Ideen, der auf keinem andern Wege zu gewinnen ist; und hierauf gründen sich wieder Uebungen des Verstandes, welche eine Gewandtheit und Fertigkeit verschaffen, ohne die keine höhere Operation desselben von statten gehen kann *).

*) Man sehe G. B. Funk's kleine Schrift: *Ueber den Nutzen richtig getriebener Philologie*, eine Abhandlung

Wir kommen auf diese Bemerkung nachher zurück, wenn wir von dem Werthe grammatischer Uebungen reden: itzt war es uns nur darum zu thun, eine der vornehmsten Tendenzen aller Sprachenkunde überhaupt anzudeuten. Allein wenn hienach jede nicht dürftige und rohe Sprache ihre Erlernung durch sich selber belohnt, so muſs eine reiche und ausgebildete dies in viel höherm Grade thun; wenn jede neuere abgeleitete Meng-Sprache einer groſsen Nation, dann weit mehr eine ältere und ursprüngliche, oder doch gröſstentheils aus eigenem Stamme entsprossene. Hier scheint es nicht zudringlich, auf einige Eigenschaften der beiden gelehrten Sprachen (linguae utriusque, wie der römische Stolz sagte) aufmerksam zu machen, wodurch diese Sprachen, besonders die griechische, weit vor ihren ältern und jüngern Schwestern hervorragen *). Es ver-

eines der besten und gelehrtesten Schulmänner Deutschlandes, die in Inhalt und Ausführung ein weitläuftiges Buch aufwiegt. Sie ist wieder abgedruckt in dem *Berlinischen Magaz. d. Wissensch. u. K.* 1784. B. II. St. 1.

*) Man hat mehrere Declamationen *de praestantia linguae Graecae*, ein Thema, womit die Lehrer der griechischen Litteratur vormals oft ihre Vorlesungen eröffneten. Aber wer hat viele dergleichen kleine Schriften gelesen, nur gesehen? Eine von edlerem Charakter und mehr wissenschaftlichem Inhalt ist D. Ruhnkenii *Orat. de Graecia, artium ac doctrinarum inventrice, L. B.* 1757. 4.

diente, wenn dazu Raum wäre, eine ins Einzelne gehende Ausführung, wie glücklich die Muttersprache der Musen jede natürliche Stufe der Bildung durchgangen ist; wie sie von jeder der Geisteskräfte, die sich bei den Griechen in schönster Folge entwickelten, erzogen und gepflegt, für Dichtkunst, Beredsamkeit, Philosophie und mancherlei andere Arten des wissenschaftlichen Vortrages bearbeitet und gezüchtigt, bei fast gleich jugendlicher Zartheit und Fülle und Kraft bis zu dem höchsten Alter gelangt ist, in welchem sie noch vermögend war, halbe Barbaren zu menschlichen Gesinnungen und Gefühlen aufzuregen, ja selbst in den letzten Jahrhunderten etwas von ihrem Geiste in ihr entartetes Vaterland und in den Westen Europens herüber zu hauchen; wie sie reich an Bezeichnungen von sinnlichen und besonders moralischen Begriffen, vielgewandt und bedeutsam in Bezeichnungsarten, bildsam zu leicht verständlichen Formen durch Zusammensetzung wie durch Ableitung aus eigenen Quellen, endlich wie sie den Gedanken tief schöpfend, fest ergreifend, oft plastisch darstellend, zugleich bis in das Innere der Empfindung und des Affectes eindrang, und noch da gleichsam mit Farben mahlte, wo die Geschäftsprachen der spätern Welt sich beinahe mit einem mathematischen Plus und Minus behelfen. Nicht

minder wichtig für historische und philosophische Zwecke der Sprachenkunde ist die Bemerkung, dafs jene Sprache, weil sie erst spät die Herrschaft meisternder Grammatiker erfuhr, lange Zeit hindurch die eigenthümliche Denkart einer Nation rein aussprechen und der ungetrübte Spiegel des Nationalgeistes bleiben mufste; eine Seite, von der sie den meisten neuern Sprachen weit vorgeht, wiewohl die unsrige und die englische sich darin mit der griechischen wohl vergleichen dürfen.

Ferner kommen bei jeder der alten Sprachen nicht nur solche Vorzüge in Betrachtung, als die eben erwähnten, sondern auch, was gewöhnlich nicht bedacht wird, eben ihr Alter und unsere Jugend. Denn in dem Grade wie ein Volk von uns entfernter und abweichender ist in Denkart, Sitten und Lebensweise: und solche Abweichungen verursacht schon der Abstand der Zeit: um desto mehrere uns ungewohnte Ansichten der Dinge, um desto mehrere neue Ideen und neue Modificationen derselben mufs nothwendig die Sprache des Volks darbieten. Ein Beweis hievon ist die Leichtigkeit, mit der wir ungefähr drei heutige Sprachen unserer Nachbarn gegen eine der alten lernen, indem ein gewisser, man möchte sagen, Neo-Europäismus diese wie zu Einem Idiom vereinigt: allein eben die gröfsere Schwierigkeit

einer alten Sprache, die auf eine fremde Welt von Ideen und Bezeichnungen hinweiset, verspricht auch im Allgemeinen unsere Mühe reichlicher zu belohnen. Was aber hier von Sprachen entfernter Zeiten behauptet wird, gilt ebenso von den gleichzeitigen der entferntern Weltgegenden; so daſs diese, wenn die Wahl nicht durch conventionelle Rücksichten Einmal bestimmt wäre, unter den heutigen immer die lernenswertheren seyn möchten. Vielleicht wird diese Reihe von Bemerkungen manchem Leser seltsam dünken, der ansehnliche Massen von Menschen hie und da mit Einer Sprache zu jedem Bedürfniſs ausreichen sieht und sich dabei wohlbefinden: doch wird man sich erinnern, daſs wir nicht von dem Gebrauche der göttlichsten aller Himmelsgaben zu gemeiner Nothdurft des Lebens reden, sondern von der höchst wichtigen Hülfe, die ihr Besitz und ihre Handhabung der Entwickelung und Verfeinerung unserer Kraft zu denken und zu empfinden leistet. Demnach ist eine Nation keinesweges glücklich zu nennen, die alle höhere Ausbildung in ihrer Landessprache versprechen und vollenden kann, und dadurch an der Erlernung vorzüglicher ausländischen gehindert wird: ja, sie hat Ursache über eine Art von geistiger Conspiration zu klagen, wenn ihr die Nachbarn ihre so nachtheilige Lage nicht vorhalten,

halten, oder sie darin gar bestärken. Denn, so bequem und genügend sie ihre Sprache zu Schriften politischen, ökonomischen, medicinischen, militarischen, mathematischen und andern nützlichen Inhalts gebrauchen mag, so sieht sie sich doch in allem, was über die heiſshungrigen Forderungen der Civilisation hinausgeht, einer Menge von Vortheilen beraubt, auf welchen allein die Vielseitigkeit und Tiefe aller Cultur beruht. So muſs es annoch wenigstens scheinen, bis vielleicht in künftigen Zeiten eine Nation wieder hervortritt, die in der Sprache ihres Vaterlandes die unvertragsamsten Eigenschaften entwickeln und die menschliche Denkkraft an eigenem Maaſsstabe zu messen geben wird, vorausgesetzt, daſs dann auch eine solche Nation, wie die griechische vor der Zeit ihrer Erudition, nicht in Untersuchungen der frühern Schicksale und Verhältnisse unserer Gattung, sondern bloſs in genialen Productionen einheimischer Künste wird arbeiten wollen. Ob zu einer Erscheinung der Art irgend eine Hofnung vorhanden sei, ist ohne künstliche Divination zu errathen *). Unterdessen mögen

*) Schelling am angef. O. S. 33. „Die neuere Welt ist in allem und besonders in der Wissenschaft eine getheilte Welt, die in der Vergangenheit und in der Gegenwart zugleich lebt. In dem Charakter aller Wissenschaften drückt es sich aus, daſs die spätere Zeit

Bayerische Staatsbibliothek München

uns die Sprachen des gelehrten Alterthums nicht nur wegen der Werke beschäftigen, die sich durch sie allein in angeborner Schönheit und Kraft der Betrachtung und dem Genusse darstellen: nicht als modische Gewänder und Hüllen von Ideen, sondern als mit den Ideen innig verwachsene Kunstgebilde, sind uns diese Sprachen selbst eine Art von Denkmälern, würdig aufs sorgfältigste durchforscht und in ihren feinsten Theilen mit anatomischem Fleiſs beobachtet zu werden, theils um an ihnen die organisch fortgehende Bildung eines glücklich begabten Volkes wahrzunehmen, theils um dadurch unsere eigene Bildung zu erhöhen, und aus denselben nach und nach unsern Sprachen so viel anzueignen, als jede bei sanfter Zucht und strenger Güte ertragen mag. Auf diesem Wege begann einst bei den Neuern die Entwilderung der rohen und die Ausbildung der aus zufälligem Raube erbeuteten Sprachen; dieser Weg soll immer von neuem betreten werden, um sie für die Gegenstände alles popula-

von dem historischen Wissen ausgehen muſste, daſs sie eine untergegangene Welt der herrlichsten und gröſsten Erscheinungen der Kunst und Wissenschaft hinter sich hatte, mit der sie nicht durch das Band einer organisch fortgehenden Bildung, sondern einzig durch das äuſsere Band der historischen Ueberlieferung zusammenhing."

ren und Völker beglückenden Wissens so zu vervollkommnen, wie es das Maaſs ihrer Anlagen und die erweiterten Kreise unserer Vorstellungen und Einsicht gestatten. Am wohlthätigsten wird, wie auch neuerlich wieder versucht worden, sodann die eifrige Benutzung einer so geistvollen Sprache, wie die griechische ist, für die in manchen Punkten ähnliche deutsche werden, zumal wenn sich ihrer mehrere Schriftsteller annehmen, die aus genauer Kenntniſs von beiden zugleich die Linien des Rechten und Schönen in jedem Stil zu treffen wissen.

Ein mit dem obigen verwandter, jedoch verschiedener Zweck unserer Studien liegt in der Art und Weise, sowohl die alten Sprachen als die übrigen vorhin angezeigten Gegenstände zu studiren. Hier ist zuerst der methodische Geist in Erwägung zu ziehen, wovon mehr oder weniger durchdrungen die edleren Sprachen ihr Erlernen zu einem treflichen Mittel der Geistesbildung machten, ohne irgend eine Hinsicht auf das Erlernte. Daher gingen unsere Vorfahren so weit, die Grammatik jener Sprachen in ziemlich abschreckender Gestalt als eine nützliche Gymnastik des Verstandes auch denen aufzudringen, die nur allgemeine, nicht litterarische, Aufklärung suchten. Sie hielten die Zeit für unverloren, die jemand,

der niemals Sprachgelehrter werden wollte, einige Jahre hindurch auf solchen Unterricht wandte; wie vielleicht die sorgsame Mutter vor allen veredelnden Künsten die Tanzkunst auch dem Knaben zumuthet, dessen Ernste man es ansieht, er werde seinen Körper auf die schlichteste Art durch die Welt tragen, und weder als Liebhaber noch als Meister der Kunst auftreten wollen.

Die Grammatik selbst kann in die exegetische und technische eingetheilt werden. Die erstere, welche die Masse von Wörtern und Redensarten mit ihren Lauten, Formen und Bedeutungen erklärt, unterstützt vorzüglich den oben angegebenen Zweck der Analyse und Composition unserer Ideen. Um aber diesen Zweck in erwünschtestem Umfange zu erreichen, bedarf es der Vergleichung der Muttersprache mit einer und der andern abweichenden alten, wie eben die griechische und lateinische gegen jede moderne ist. Doch bleibt es nach allen seitherigen Vorarbeiten noch in beiden gar sehr dem eigenen, lange fortgesetzten Fleiſse überlassen, auf philosophischem und historischem Wege durch Etymologie, Analogie und Erforschung des Gebrauches zu untersuchen, wie und wann die Zeichen der Vorstellungen zuerst aufkamen, in welchen Grenzen sie sich fixirten oder zwischen welchen sie

schwankten, wie die Uebergänge von einer Vorstellung zur andern entstanden; wie sich die daraus erwachsenen verschiedenen Bedeutungen der Ausdrücke einander synonymisch näherten und von einander entfernten; wie dieser und jener Ausdruck in der einen oder andern Gattung der Rede und deren abgestuften Tonarten einheimisch wurde; wie die Wörter, die nie die Dinge selbst darstellen wollten, unter dem Einflusse von Meinungen und Sitten wechselten, sich neu gestalteten, neu färbten; wie einige seltener und unscheinbar wurden oder ganz untergingen, andere von frischer Bildung an ihre Stellen traten. Erst wann in beiden Sprachen dergleichen einzelne Untersuchungen in groſser Anzahl vollendet seyn werden, wird sich die Lexikologie derselben ihrer Vollkommenheit mehr nähern, wie seit kurzem die technische oder methodische Grammatik angefangen hat. Die letztere war bisher bei allen ihren Mängeln das nützlichste Vorstudium der eigentlich gelehrten Erziehung; sie würde aber, nach dem Muster der Stoiker mit einer Einleitung zur Philosophie verbunden, zugleich eine der anziehendsten Beschäftigungen werden können. Hiezu dürften ohne Zweifel manche lächeln, denen die Grammatik eben nicht in reizender Gestalt erschien: doch als nützlich müssen auch solche Lächler sie erkennen, und

als die beste angewandte Logik, die sich ihnen selbst wohlthätig erwies, da sie häufig versichern aus der theoretischen nichts weiter gelernt zu haben, als wie ein Mensch denke, der die Kunst wohl inne habe, und selbst nicht kunstlos zu denken sich einbilden. Bewies indessen die Sprachlehre ihr Verdienst nicht überall, wie sie sollte, so konnte es nur durch Schuld schlechter Methoden geschehen: aber wer dürfte ihr selbst etwas aufbürden, wodurch jedes andere Bildungsmittel, jede Kenntniſs oder Wissenschaft ihres Zweckes verfehlen müſste *)?

*) Funk am a. O. S. 115. „Die einzige Anmerkung möchte gewiſs hier an ihrem rechten Orte stehen, daſs verkehrte Methoden vermuthlich ebenso in allgemeinem Umlauf seyn würden, wenn man auch, bei sonst gleichen Umständen, die Objecte des jugendlichen Unterrichts ganz und gar änderte. Bei der Mathematik z. B. sollte man doch wol unter allen Wissenschaften am wenigsten Gefahr laufen, ein sinnloses Memoriren zu veranlassen. Gleichwohl, sobald man in jedem Lande einige tausend Lehrer dieser Wissenschaft, und zwar für die itzt gewöhnlichen Belohnungen, anzustellen nöthig hätte: so könnte es nicht leicht fehlen, man müſste auch eben wie itzt, diese Lehrer annehmen, so gut sie unter solchen Umständen zu bekommen wären; und dann würden ohne Zweifel in vielen Schulen Lehrsätze und Demonstrationen ebenso gedankenlos auswendig gelernt werden, als jetzo nicht selten unverstandene Regeln der Grammatik und Namen unbegriffener Ideen. Sollte jemanden diese

Demungeachtet ist erweislich, daſs sogar krüppelhafte Führer auf verdorbenen Wegen die den Sachen inwohnenden Vortheile nicht vermögen völlig zu zerstören, und daſs das Uebel verderblicher Methoden gewissermaſsen seine Heilung in sich trägt. Denn Uebungen des Denk-Vermögens an den Sprachen, die das Höchste und Tiefste, was in dem Menschen liegt, zusammenfassen, eröffnen wenigstens ihrer Natur nach das Feld aller abstracten Untersuchungen, und reizen uns, indem wir die Zeichen unserer Ideen selbst als Objecte behandeln, zum Nachdenken über die Intellectualwelt. Nirgends sind auch die Aufforderungen uns dahin zu erheben so anschmeichelnd; am dringendsten jedoch zeigen sie sich, wenn dazu das ungewohnte Organ einer fremden Sprache gewählt wird: eine solche ergreift die Auf-

Behauptung zu gewagt scheinen, so könnte ich hinzusetzen, daſs der *casus* wirklich *in terminis* existirt hat. In solchem Falle aber möchte die Mathematik noch unnützer seyn, als das itzt gewöhnliche Sprachenstudium; ohne daſs ich hoffentlich dadurch dieser Wissenschaft zu nah zu treten verdächtig werden könnte, die ich für eines der unentbehrlichsten Stücke des jugendlichen Unterrichts halte, und aufrichtig mit Diderot die Zeiten wünsche, wo jeder wahre Gelehrte im Stande seyn wird, die Eigenschaften der krummen Linien ebenso leicht und richtig darzuthun, als die Schönheiten des Homer, Plato, Cicero etc. zu fühlen.

merksamkeit stärker, und weil sie nicht, wie die Muttersprache, in die Empfindung einwurzelte, zwingt sie uns, die Erscheinungen gerades Weges zur Entscheidung der Vernunft zu bringen *).

Noch von andern Seiten wirkt, als eine Propädeutik zu kräftiger Ausbildung, die zweckmäſsige Art, die schriftlichen Werke des Alterthums zu behandeln und in ihren ganzen Sinn und Geist einzugehen. Dann ist nicht weiter von Uebungen einzelner Seelenkräfte die Rede; ein gleichmäſsiges Spiel aller zusammen beginnt, wenn die Geschäfte der Erklärung und Berichtigung praktisch angegriffen werden; es giebt fast keine wissenschaftliche und künstlerische Anstrengung der Seele, wozu es dabei an Stoff und Veranlassungen fehlte. Schon die ersten Versuche im Erklären belohnen mit manchem schönen Gewinne, und lassen die Jugend selbstthätig Blicke in die höhern Verrichtungen des

*) So urtheilten, scheint es, auch schon römische Kundige nach einem Fragment des Cicero bei *Sueton. de clar. Rhett. c.* 2. „*Equidem memoria teneo, pueris nobis primum Latine docere coepisse L. Plotium quendam; ad quem quum fieret concursus, quod studiosissimus quisque apud eum exerceretur, dolebam, mihi idem non licere; continebar autem doctissimorum hominum auctoritate, qui existimabant Graecis exercitationibus ali melius ingenia posse.*“

menschlichen Verstandes werfen. Allein bei weiterer Ausdehnung des Fleifses auf Schriftsteller aller Gattungen und Zeiten werden die Uebungen fruchtbarer durch die gröfsern Schwierigkeiten, die sich finden, um den oft verborgenen Gehalt einer Stelle und die in jeder Schrift vorhandenen Eigenthümlichkeiten persönlicher, localer und temporeller Art aufzufassen, indem man in dem Zeitraume vieler Jahrhunderte, wo immer ein späterer Schriftsteller den frühern, ein früherer den spätern erläutert, Ausdrücke, Vorstellungsarten und mancherlei historische Data aufsuchen mufs, wodurch anfangs undurchdringlich scheinende Dunkelheiten zerstreuet werden. Ein anderer Vortheil, der bei dieser und der kritischen Beschäftigung erhalten wird, kann ebenfalls nicht genug geschätzt werden, wir meinen eine sichere Angewöhnung, die zartesten Momente von Wahrheit und Wahrscheinlichkeit nach ihren Graden abzuwägen, wobei Gegenstände entfernter Zeiten nicht, wie die näher liegenden, unser Auge durch Antheil des Gemüthes blenden, oder, wie bei den blofs idealen Speculationen, durch andere Täuschungen berücken. Wendet man sich endlich ganz zur Ausübung der philologischen Kritik, so gewöhnt sich der Geist, aus einer Menge gleichgültig geprüfter Angaben und Zeugnisse dasjenige

auszuheben, was zur Entdeckung von Verderbnissen des Textes und zu deren Verbesserung leitet; so lernt man, was allein den Gelehrten von dem Belesenen unterscheidet, aus einem oft verwirrenden Gewühl unbrauchbaren Stoffes die Gesundheit seines Urtheils retten, und, während man früher empfangene Eindrücke schnell erneuet und sich gröſsere und kleinere Eigenheiten seines Schriftstellers lebhaft vergegenwärtigt, zwischen den hiehin und dorthin winkenden Stimmen über Authentie und Richtigkeit eines Textes entscheiden. Doch einen höhern Flug nimmt zuweilen die Kritik, wann sie von historischen Zeugnissen entblöſst einzig nach innern Sachgründen urtheilen und das Verlorene aus dem Zusammenhange des Uebriggebliebenen hervorziehen muſs. Nun wird hie und da eine Kühnheit nothwendig, die dem Ungeweihten eitel Temerität dünkt; und diese Kühnheit tritt eben da am feurigsten auf, wo vorher mit der besonnensten Kälte der Boden geprüft, das ist, jeder Gedanke und Ausdruck nach seiner Angemessenheit oder Zweckwidrigkeit erwogen worden ist. Anderswo wird der Kritiker, wie auch der Ausleger, dem begeisterten Seher ähnlich, wenn er veraltete Räthsel zu lösen bekömmt, die jedes vergangene Jahrhundert stets unauflöslicher verschlungen hat. Denn nicht selten wird seine Divina-

tion in Gegenden verlockt, wo kein Laut eines Zeugen erwartet werden kann, zu einzelnen, wie verwittert dastehenden Denkmälern der frühesten Zeit, deren Ursprung und ältere Beschaffenheit sich nur aus allgemeinen Wahrscheinlichkeiten auffassen läſst; ungefähr wie die Naturforschung oft über Gegenstände der Sinnenwelt arbeitet, welche kein Blick und kein Sehglas erreichen kann. Ins Kleine gehen alsdenn natürlich die Untersuchungen von beiderlei Art; so sehr ins Kleine, daſs sie vielen inhaltleer und ihre Objecte bloſse Phantome scheinen: allein die Kenner sehen ein, was das unermeſslich Kleine in der Harmonie mit dem Groſsen bedeute, und wie die Resultate solcher Forschungen überzeugend, wo nicht evident, können gemacht werden. Und wer hätte hier, wie in jeder Kunst und Wissenschaft, eine Stimme auſser den Kennern?

Aehnliches läſst sich den kritischen und erklärenden Arbeiten über die Werke der alten Kunst nachsagen. Die nehmliche Nüchternheit und Gewandtheit in Auffassung fremder Ideen wird auch bei ihnen erfordert und gewonnen, wenn durch Prüfung aller Momente, die bei Kunstwerken in Betracht kommen, deren Zeitalter oder doch die Classe, zu der ein jedes gehören mag, angegeben, wenn aus sehr zerstreuten, noch öfter aus verstümmelten, Anga-

ben eine beruhigende Wahrscheinlichkeit gefunden werden soll, weil der trümmerhafte Zustand feste Entscheidung unmöglich macht; oder wenn das, was den verdunkelten Sinn eines Werkes verrathen kann, aus dem groſsen Vorrath von mythischen Sagen und nationalen Vorstellungen ungezwungen geschöpft werden muſs, wobei der Betrachter sich jedem leitenden Eindrucke offen hinzugeben hat, um entweder den Gedanken eines Kunstwerks bestimmt zu verfolgen, oder wenigstens das Ursprüngliche zu ahnen.

Also wirkt die Kunstfertigkeit im Auslegen und Berichtigen der Ueberreste des Alterthums auf unsere Bildung, indem sie ihren eigenen Zwecken ein Genüge leistet. Aber (um anderswo Gesagtes eindringender zu wiederholen,) nur eine solche Bearbeitung der Werke und Denkmäler läſst uns in das Alterthum recht umfassende Blicke thun; nur eigene Beschäftigung mit den Stoffen und Formen desselben stimmt unsere Seele in den Geist der Alten und bereitet sie zu höherer Weihe, nicht eine schon fertige, wenn gleich noch so treue, Darstellung fremder Hände. Was aus dergleichen Darstellungen sich ziehen läſst, verhält sich zu jenen selbsterworbenen Einsichten, wie die Bekanntschaft mit auswärtigen Völkern und Menschen, die wir durch Reisebeschreibungen ma-

chen, zu den anschaulichen Kenntnissen, die der Aufenthalt bei ihnen und ein längeres Zusammenleben einflöſsen. Noch weniger endlich dürfen in Zeitaltern, die in gleichem Maaſse reich an groſsen Gestalten wie an umfassenden Ideen sind, mitgetheilte Kenntnisse die Stelle unmittelbarer Anschauung vertreten.

Wir können uns in dieser Schrift, die nur Andeutungen enthalten sollte, nicht auf die Würdigung der übriggebliebenen Werke selbst einlassen, als classischer Muster in mehrern Gattungen der redenden und zeichnenden Künste. Dies würde uns Stoff zu einem langen Abschnitte geben, wenn zumal die Treflichkeit einzelner Schriftsteller dargethan werden sollte: denn nicht wenige sind noch in unsern Händen, wovon jeder, sei er Dichter oder Geschichtschreiber oder Philosoph, allein einen weiten Kreis von belohnenden Betrachtungen aufschlieſst, so wie mancher zu seiner kritischen, historischen, ästhetischen Aufklärung den Fleiſs vieler Jahre erfordert. Allein der Gesichtspunkt von Seiten der Classicität einzelner Schriftsteller und Werke ihrer Gattung darf bei dem eigentlichen Alterthumskenner viel weniger vorwalten als der rein historische, der die Erscheinungen in ihrer organischen Entwickelung aufnimmt, wodurch allein man sich vor Vergleichungen der ungelehrten Liebhaberei

und andern schiefen Urtheilen sichert. Es soll daher in keiner Rücksicht der Streit angeregt werden, der einst bei den Nachbarn über den litterarischen Vorzug der Alten vor den Neuern geführt wurde: denn nur von Litteratur wurde damals geredet, der bildenden Kunst kaum Erwähnung gethan; wahrscheinlich weil man von dieser Seite die Vorzüge der Alten für unerreichbar erkannte: doch wenige der Streitenden unterschieden überhaupt, worauf es bei einer so verwickelten Frage ankam, oder überlegten, welche kunstreiche Wage vonnöthen war für eine Menge von Momenten, die, wären sie auch noch vollkommen bekannt, doch nach ihrem ganzen Gehalt zu fassen und zu berechnen uns kaum möglich bliebe. Zu unserer hiesigen Absicht wird es hinreichen, einige in der äufsern Lage der Alten gegründete Umstände zu berühren, wodurch bei ihnen, vornehmlich bei den Griechen, die Litteratur aufserordentlich begünstigt wurde. Denn erstens sah man in den Zeitaltern, die vorzüglich das classische Alterthum bestimmen, gewöhnlich nur solche Männer als Schriftsteller auftreten, die als Freigeborne ihre Jugend in einer würdige Denkart erweckenden Umgebung durchlebt, und ihren Charakter im Umgange mit Gleichen und durch bürgerliche Thätigkeit im Frieden und Kriege gebildet hatten, fern von

allen den Beschränkungen, wodurch Menschen der niedrigern Stände früh gedrückt, nachher durch Abrichtung zu mechanischen Fertigkeiten des Körpers, oder, was verderblicher ist, der Seele, an freier Kraftäufserung und an Erzeugung grofser Gedanken und Entschliefsungen gehindert werden. Nicht dem zahlreichen Haufen der Dienenden, durch dessen oft tiefe Erniedrigung dem übrigen Theile der Menschheit der Weg zu liberaler allgemeiner Cultur gebahnt wurde *), war das edelste Geschäft über-

*) Es ist eine bedenkliche Frage, ob ohne diesen einzigen Umstand, die Sklaverei, jemals irgendwo grofse Fortschritte in höherer Ausbildung des Geistes möglich gewesen wären. Sofern darf die heutige Humanität, die wieder schwerlich als neu-europäisches Gewächs entstanden wäre, nicht allzusehr seufzen über jenen Rest asiatischer Sitten bei den alten Bewohnern Griechenlandes und Italiens; denn dafür kann ein solcher frühzeitig öffentlich in Menschenrechten angenommener Unterschied von Herren und Dienenden wohl gelten, nur dafs die grofsen Reiche Asiens aufser Einem Despoten nichts als Dienende kannten. Ein härterer Name möchte übrigens im Allgemeinen der Sache in der griechischen und römischen Welt kaum angemessen seyn. Es gab ja dort Zeitalter und Gegenden, wo, selbst nach dem Zeugnifs der Alten, ein Leibeigener ein ganz schlechter, keines bessern Looses würdiger Mensch seyn mufste, wenn er sich nicht in wenigen Jahren Freiheit, eigenen Heerd und einen kleinen Erwerbzweig verschaffen konnte, wie der gröfste Theil

lassen, schriftliche Belehrung der Zeitgenossen und der Nachwelt; dies Geschäft konnte auch von niemand aus Begierde nach einem Arbeits- oder Ehrenlohne gesucht werden: die Schriftsteller waren bald die Organe eines ganzen Volkes, die nur ausbildeten, vortrugen, darstellten, was die vereinigte Wirksamkeit der vorzüglichsten Köpfe geschaffen hatte; bald waren es Staatsmänner, die von dem Geräusche des öffentlichen Lebens ausruhend, in ihren Schriften die gereiften Resultate eigener Beobachtungen und Erfahrungen niederlegten, oder geschäftlose Denker, die ihre Muſse der uneigennützigen Ergründung von Gegenständen widmeten, welche nicht leicht die Bedürfnisse einzelner Genossenschaften, sondern die allgemein wich-

unbegüterter Freien genoſs. Diesen wichtigen Vortheil sollte man billig bei Vergleichung gewisser neuern Verfassungen mit den alten nicht übersehen; wiewohl die rechtliche Nullität der Sklaven oft diese der unmenschlichsten Barbarei eines übermüthigen Herrn aussetzte. Alles wurde aber späterhin viel anders. Der römische Bürger wurde herabgedrückt und seine vormals glänzenden Vorrechte durch allgemeinere Vertheilung vernichtet, und gegen den verworfensten Taugenichts wurde die Regierung so human, daſs man sie den freien Bürgern aus guten Familien immer mehr näherte. Wäre man nur nicht erst seit den Neronen und Domitianen so liebreich geworden.

wichtigsten Angelegenheiten des Menschen förderten; es gab in jener Zeit, wo auch die Führung der Staatsgeschäfte wenig gesonderte Amtskenntnisse voraussetzte, noch nicht einmal einen gelehrten Stand, in dessen Händen, wie bei ältern policirten Völkern, irgend eine Wissenschaft hätte ein Kastengut werden können, anstatt ein gemeinsamer Besitz jedes der Geistescultur fähigen Bürgers zu seyn *). Und dies war eben der erste folgenreiche Schritt, der in Griechenland zur Veredlung der Menschheit gethan wurde. Zweitens gab die Verfassung der alten Republiken und eine gewisse Verborgenheit der Bücher vor der grofsen Menge dem Vortrage eine Freiheit, welche keine andern Grenzen kannte, als die ihr das anerkannte Gemeinwohl setzte; Fesseln neuerer Art legte sich nur der vor dem Volke redende Bürger an, nicht der Schriftsteller. Drittens wirkte bei den Griechen etwas, das von anderer Seite äufserst nachtheilige Folgen für die Nation hatte, wohlthätig auf die Litteratur, die politische Vereinzelung der Völker und Staaten: dadurch wurde jedem Schriftsteller das kleine Vaterland seine Welt, und seine Darstellungen erhielten eine Individualität, deren Mangel nie

*) Wie spät die Gelehrten der römischen Welt einen eigenen Stand auszumachen anfingen, zeigt Hegewisch in einer Sammlung *Kleiner Schriften* I oder II St.

durch bloſs objective Vollkommenheiten zu ersetzen ist. Wie verträglich aber beide Eigenschaften sind, und wie weitgreifend die oft ohne weitere Berechnung und tieferes Bewuſstseyn des Vorsatzes für eine kleine Zahl von Zuhörern oder Lesern bestimmten Wirkungen eines Geisteswerkes, dies beweisen uns deutlich die Ueberreste der Griechen. So national, ja so stammartig ihre Poesie, Redekunst, Geschichte und selbst ihre Philosophie war, so stehen dennoch ihre Dichter und übrigen Schriftsteller in ewiger Jugendkraft da, und ihre Geschichtschreiber mit den gefeierten Helden auf erhabenern Stufen der Unsterblichkeit, als ihren spätern Nachfolgern erreichbar waren. Viertens empfangen die Vorzüge solcher Werke einen eigenthümlichen Glanz durch die Priorität selbst, die einmal den zuerst schreibenden Völkern durch Gunst des Schicksals zu Theil geworden ist. Auch der geistvolleste Schriftsteller, der mehrern in derselbigen Gattung nacharbeitet, findet sich in der Wahl von Gedanken und Ausdrucksarten beengt; er sieht das Rechte und Schöne häufig vorweggenommen, und für sich Bemühungen übrig, die allzuleicht in Fehler verleiten, worunter noch der geringste die Fehlerlosigkeit der Nachahmung ist. Denn welche Kunst der Copie könnte je das frische geniale Gepräge ersetzen, worin der gediegene

Gedanke und die kräftig ausgesprochene Empfindung zum erstenmale hervortreten? Hiernächst werden uns die Schriften aus der Jugend der Nationen noch aus einem andern Grunde schätzenswerther, als die neueren bei ihrem weit gröſsern Reichthume an Beobachtungen, Ideen und Sachen. Aus jenen schöpfen wir einen Vorrath von Ansichten und Bemerkungen über Welt und Menschen, die späterhin nicht wohl in gleich allgemeiner Anwendbarkeit wiederkehren konnten, eben weil sie ihre Wiederholung gerade durch eine Behandlung entschuldigen müssen, die sie vieler empfehlenden Reize beraubt. Auf immer dürfen daher die Alten Anspruch machen, durch die Einfalt und Würde und den groſsen, umfassenden Sinn, womit sie, was wahr und edel und schön ist, ausdrücken, die Lehrer und Ermunterer jeder Nachwelt zu bleiben. Die Lesung und Betrachtung ihrer Werke wird in steter Verjüngung auf Geist und Gemüth wirken, nicht wie historisch aufgestellte Charaktere, sondern wie die Vertraulichkeit mit geschätzten und liebgewonnenen Personen: so werden sie durch die Gesinnungen und Gefühle, die sie mittheilen, in verderbten Zeitaltern die Gebrechen der Erziehung verbessern, und den Menschen über die mannichfaltige Beschränktheit der Gegenwart hinausrücken. Schon öfters gelang es den Mu-

sen, die blofs in den aus dem Alterthum überlieferten Künsten wohnen, durch ihre Zaubermittel die Rohheit von Völkern zu bezähmen und sie der wahren Menschenwürde zu nähern: wie sollten sie nicht in den spätesten Jahrhunderten ein Gleiches leisten, wenigstens an Einzelnen, die ihrer Begeisterung empfänglich sind *)?

Wir haben an einem andern Orte abgelehnt, dafs der Forscher des Alterthums den Alten ähnliche Werke in einer ihrer Sprachen verfassen solle. Sollte so etwas in der Litteratur, in Prosa oder Poesie, gefordert werden, warum dann weniger in der Kunst? Allein, wer so viel vermöchte, wer den Alten nicht allein in der Art ihrer Productionen, sondern auch mit ihren Kunstwerkzeugen nacheiferte, würde aus seiner Sphäre als Litterator heraus-

*) Plutarch. in Coriol. T. I. p. 214. B. Οὐδὲν ἄλλο Μουσῶν εὐμενείας ἀπολαύουσιν ἄνθρωποι τοσοῦτον, ὅσον ἐξημερῶσαι τὴν φύσιν ὑπὸ λόγου καὶ παιδείας, τῷ λόγῳ δεξαμένην τὸ μέτριον καὶ τὸ ἄγαν ἀποβαλοῦσαν. Eine von den hundert Stellen, worin die Alten die Wirkung ihrer Musen und ihrer Künste beschreiben, und eine von denen, die sich nicht wohl misverstehen oder auf den Chor neuerer Künste anwenden lassen. Hat man doch sogar in den bekannten Worten, *Didicisse fideliter artes*, aus Liebe zum gemeinen Besten das höchst nothwendige *ingenuas* ausgelassen.

gehen, und, was die Natur sonst dem Gelehrten versagt, er würde selbst als Künstler thätig werden. Man hat Beispiele genug hievon in jener Zeit gesehen, wo zuerst die Schriften des Alterthums ihre Leser zu liebevoller Bewunderung hinrissen; doch wenige haben den rechten Weg gefunden, mehrere haben durch unglückliche Wahl der Gegenstände, durch kleinliches Nachahmen, durch seltsamen Gebrauch der Sprache oder Verleugnung alles eigenen Charakters und Stils die Weisern von dergleichen Wagstücken abgeschreckt. Obgleich indessen der Alterthumsgelehrte itzt auf den Ruhm der Scaliger *), Rhodomane, Murete, Lotiche, Perpiniane und Lagomarsini Verzicht thun, und in der That in neuern Sprachen oft mehr Sinn nnd Kenntniſs des Alterthums darlegen kann, als mancher in erträglichem Flusse lateinischer Worte und Phrasen; so möchten wir gleichwohl von den Gesichtspunkten, die das ganze Studium sich vorhalten muſs, keinesweges diesen ausschlieſsen, der uns mit der charakteristischen Denkweise der Alten

*) Man hat von Jos. Scaliger mehrere griechische Uebersetzungen von Gedichten des Virgilius, Martialis u. a., deren sich kaum ein Quintus Smyrnäus oder Nonnus schämen dürften. Sie stehen in einer seltenen Ausgabe lat. und gr. Gedichte, die ich gegenwärtig nicht näher bezeichnen kann.

am innigsten vertraut macht. Denn nicht Uebersetzungen, sonst ein sehr nützliches Geschäft, können dies in gleichem Maafse bewirken, selbst mit der kunstreichen Treue unseres Vofs gearbeitet; die andere Art, die unsern Sprachen sich näher anzuschmiegen sucht, führt sogar von der Kunst ab, in einer alten Sprache zu denken. Eben darauf aber kömmt es hier vornehmlich an, wo wir nicht, wie oben, von der Nutzbarkeit oder Nothwendigkeit lateinisch zu schreiben reden *), sondern von dem innern

*) Nachdem der Text geschrieben war, erinnerten wir uns über obigen Punkt einiger, zum Theil ausländischen, Stimmen, wovon ein paar der unverdächtigsten hier zum Wort kommen mögen. D'Alembert sur la Latinité des modernes T. V. Mélanges p. 561. „*Autant il seroit à souhaiter qu'on n'écrivît jamais des ouvrages de goût que dans sa propre langue, autant il seroit utile que les ouvrages de science, comme de géométrie, de physique, de médecine, d'érudition même, ne fussent écrits qu'en langue Latine, c'est-à-dire dans une langue qu'il n'est pas nécessaire en ces cas-là de parler élégamment, mais qui est familière à presque tous ceux qui s'appliquent à ces sciences, en quelque pays qu'ils soient placés. C'est un voeu que nous avons fait il y a long-tems, mais que nous n'espérons pas de voir réaliser. La plupart des géomètres, des physiciens, des médecins, la plupart enfin des Académies de l'Europe, écrivent aujourd'hui en langue vulgaire. Ceux même qui voudroieut lutter contre le torrent, sont obligés d'y céder. Nous nous contente-*

Werthe solcher Uebungen. Ohne diese Uebungeu würden wir von dem alten Latein offenbar nicht so viele Kenntnisse erworben haben, nicht so viele Vertraulichkeit mit seinen Eigenthümlichkeiten, mit den zarten Nüancen der Wortbedeutungen und Synonymieen, mit den Regeln über die Stellung der Wörter und Sätze und den ganzen Periodenbau; welches eben darum in der griechischen Sprache von den Neuern we-

rons donc d'exhorter les savans et les corps littéraires qui n'ont pas encore cessé d'écrire en langue Latine, à ne point perdre cet utile usage. Autrement il faudroit bientôt qu'un géomètre, un médecin, un physicien, fussent instruits de toutes les langues de l'Europe, depuis le Russe jnsqu'au Portugais; et il me semble que le progrès des sciences exactes doit en souffrir." — Algarotti Opere T. VIII. p. 172: „*Scriva ognuno nella sua lingua cose attenenti all' eloquenza, alla poesia, alle provincie, dirò così, che sono soggette all' ingegno; che nella sua lingua solamente potrà in tal genere dettar quello que sia la delizia de' suoi contemporanei, e sia per passare alla posterità. Ma trattandosi di cose scientifiche, di cose utili o necessarie alla civile compagnia, sarebbe da desiderare che in ciascun paese gli uomini di lettere si accordassero tutti a scrivere in una lingua commune a tutti i popoli. La lingua Latina che tuttavia è depositaria appresso le nazioni di Europa della religione e delle leggi, lo sia ancora dei trovati nella fisica, nella medicina, nelle arti, i quali sarebbe gran danno se restassero lungo tempo sepolti in una favella prima di rivivere in un' altra.*

niger geschehen ist, weil sie in dieser so selten schrieben, und die Sache selbst als bloſse Uebung vernachlässigten. Denn nur der Schreibende bemächtigt sich ganz der fremdartigen Weise, seine Gedanken zu wenden und auszudrücken: indem er mit gemüthlichem Fleiſs die todte Sprache als lebend behandelt, nähert er sich, so weit dies thunlich ist, dem Empfinden in derselben; indem er vollkommnere Sprachformen häufig in Sinn und Feder nimmt, gewöhnt er sich unvermerkt auch zu Vervollkommnung der vaterländischen; endlich pflegt

E già non si correrà pericolo, che di libri Latini moderni si vengano a troppo riempire le nostre biblioteche. Finalmente si adoperi in questo come si suol adoprare nelle fabbriche destinate agli usi del pubblico, che si seguita da tutti quasi un istesso modello; ma disponga ognuno ed architetti a posta sua la propria abitazione." Von unsern gelehrten Landesleuten, die seit der Mitte des vorigen Säculums zur Beibehaltung der ältern Sitte riethen, und den Rath solcher Ausländer besser durch ihr Beispiel bestätigten, zeichnete sich besonders Mosheim unter denen aus, die gleich anfangs sich gegen den zu weit ausgedehnten Gebrauch der Muttersprache erklärten, ein Mann, den Deutschland auch zu seinen ersten bessern Rednern zählt, in den Commentatt. et Oratt. var. argum. (Hamb. 1751. 8.) p. 302. 309. 316. 333. ſeqq. Weiterhin behielt Göttingen fast allein in Europa eine Gesellschaft der Wissenschaften, die sich der lateinischen Sprache unwandelbar bediente.

die erlesene Gesellschaft, in die der lateinisch Schreibende tritt, manche höhere Tugenden des Stils zu erzeugen, die in unsern Sprachen noch selten nach Wunsche gedeihen wollen. Denen, die überhaupt bezweifelt haben, ob man heut zu Tage sich der Latinität bis zum Schreiben bemächtigen könne, würde eine deutsche Widerlegung des Wahnes etwas verdächtig dünken; uns aber dünkt das Gegentheil so wahr, daſs uns die Erreichung einer ziemlichen Vollkommenheit sogar möglich scheint. Es gilt dies zwar vornehmlich von Gegenständen, über die auch die Alten geschrieben haben: doch verstände sich jemand darauf, mit feinem Gefühl das zu unterscheiden, was in einer Sprache allgemeine Analogie ist, und was Zeitgeschmack oder persönliche Eigenheit gewisser Schriftsteller war, so möchte es ihm wol gelingen, auch über manche moderne Gegenstände für einen von unsern Sitten unterrichteten Römer mehr als deutlich zu schreiben, vielleicht gar aus den verschiedensten Schriften eines längern Zeitraumes sich einen Vortrag zu bilden, der zugleich antik und von eigenthümlicher Neuheit wäre; wie es dem heutigen Bildner gelingen kann, die Ideale der antiken Kunst nach ihren ursprünglichen Mustern, oft in derselbigen Steinart, mit neuem Geiste darzustellen *).

*) Das hier Gesagte widerspricht einer Meinung, die jetzt auch manche Humanisten hegen sollen, seitdem

So weit reicht nach den hauptsächlichsten Tendenzen die Wirkung aller jener Kenntnisse und Beschäftigungen auf harmonische Bildung unserer edelsten Kräfte; viel weiter, wie es scheint, als der Einfluſs jeder andern Kunst oder Wissenschaft. Von einigen solchen Wissenschaften, ausschlieſsend getrieben und ohne erheiternde Musenkünste, wollen gute Beobachter sogar eine mürrische Einseitigkeit, (dergleichen sonst gern den Philologen nachgesagt wurde,) eine gewisse Beschränktheit in allgemeinen Einsichten besorgen. Doch die bis itzt aufgestellten Zwecke und Gesichtspunkte der Alterthums-Studien beziehen sich gröſstentheils mehr auf die Art, wie die Bekanntschaft mit den Quellen derselben erhalten wird, als auf den Inbegriff der in ihnen liegenden Sachen,

d'Alembert sie in dem vorhin erwähnten Aufsatze am derbsten ausgesprochen hat. Der erstaunliche Mann kennt dort das zweite goldene Zeitalter der Latinität im neuern Europa so wenig, daſs er statt seiner eigenen Landesleute und aller heutigen Latinisten einen einzigen *vir obscurissimus* aufstellt, *un Professeur de Seconde au Collége du Plessis, nommé* Marin: in der ganzen Schrift aber giebt er solche Blöſsen, daſs niemand sich gern gegen ihn auf Bestreitungen einlassen wird, bei denen man doch auch einige gute Bemerkungen absondern müſste. Vorsichtiger drückt sich über mehreres Algarotti aus, *sopra la necessità di scrivere nella propria lingua,* Opere T. IV.

woraus die ganz realen Disciplinen bestehen. Allein kaum möchte es nöthig seyn, für unsere Leser noch die Wichtigkeit dieser Sachkenntnisse zu erweisen, sowohl an sich und zur Befriedigung einer mit den Schicksalen der Menschheit beschäftigten Wiſsbegierde, als wegen ihres Zusammenhanges mit dem Zustande der itzigen europäischen Cultur. Sonst müſste noch erläutert werden, wie die ideale Richtung des Geistes, die erste Bedingung aller höhern Ausbildung, vorzüglich auf dergleichen Kenntnissen beruhe. Um bei diesem Anlaſs ein Wort von einem Theile der alten Völkergeschichte zu sagen, wo finden sich in so groſser Anzahl die kraftvollesten Naturen, die belehrendsten Begebenheiten und Thaten, Beispiele erhabener Tugenden und Laster, Umwälzungen von Zuständen und Verfassungen, wo so viele Gelegenheiten, das Leben frei handelnder Menschen in den denkwürdigsten Verhältnissen zu betrachten, als in den Annalen der Griechen und Römer? Welche Mannichfaltigkeit politischer Einrichtungen sehen wir dort überall versucht, seitdem die ersten Familien-Vereine in mehr oder weniger republicanische Staaten übergegangen waren, woraus wir die zusammengesetzteste aller menschlichen Künste in ihren einfachern Formen, und nicht unter willkührlichen Anordnungen, sondern im natürlichen

Aufwuchs aus ihrem Boden kennen lernen! Endlich, es giebt mehrere Zeitpunkte der alten, besonders der römischen Geschichte, ohne deren nähere Kenntnifs nicht einmal die Entstehung und Folge der nachmaligen gröfsern Weltereignisse sich recht begreifen läfst. Nicht verschieden ist der Fall in unserer litterarischen Welt, wo der Grund, auf dem das bunte Gebäude unserer Kenntnisse und Künste steht, noch immer viele Spuren seines griechischen und römischen Ursprungs zeigt, so sehr auch die neu-europäischen Völker gewetteifert haben, den Grund umzuwühlen und ihren Bäuen allen harmonischen Charakter und jede nationale Eigenthümlichkeit zu nehmen.

Diese obenhin gethane Erwähnung des Werthes der eigentlichen Real-Doctrinen öffne uns jetzt den Zugang zu dem schon hin und wieder angedeuteten letzten Ziele aller in Eins verbundenen Bemühungen, gleichsam zu dem, was die Priester von Eleusis die Epoptie oder Anschauung des Heiligsten benannten. Die einzelnen von uns angegebenen Gewinne verhalten sich zu dem hier zu erwerbenden im Grunde nur wie Vorbereitungen, und alle bisherigen Ansichten laufen zu diesem vornehmsten Ziele, wie zu einem Mittelpunkte, zusammen. Es ist aber dieses Ziel kein anderes als *die Kenntnifs der alterthümlichen*

Menschheit selbst, welche Kenntniſs aus der durch das Studium der alten Ueberreste bedingten Beobachtung einer organisch entwickelten bedeutungsvollen National-Bildung hervorgeht. Kein niedrigerer Standpunkt als dieser kann allgemeine und wissenschaftliche Forschungen über das Alterthum begründen; und ihm sind theils andere untergeordnet, theils der gewöhnliche, der sich auf die *Kenntniſs der schönen und classischen Werke der von den Alten bearbeiteten Gattungen* bezieht, als welcher bei den sogenannten Humaniora zum Grunde liegt. Zu dieser Bestimmung kann auch in der That nur eine ausgewählte Zahl schriftlicher und anderer Werke dienen; bei jener hingegen vereinigen sich alle alterthümlichen Ueberreste, gleichgültig ob eines gröſsere oder geringere oder gar keine Classicität hat, nebst jeder Art von Inhalten und Angaben in ihnen, die auf beobachtungswerthe Eigenthümlichkeiten von Zeiten und Menschen hinweisen.

Wenn von Menschenkenntniſs die Rede ist, so versteht man darunter gemeiniglich etwas von eingeschränktem Werth und Umfang; nemlich eine gewisse Routine, die aus dem Umgange mit vielen Individuen abgezogen ist und wieder brauchbar zum Umgange, wie zur vor-

theilhaften Abfertigung der gewöhnlichen Geschäfte des öffentlichen und Privat-Lebens. Daſs hiezu jene zum Theil dornige Gelehrsamkeit nicht viel nütze, zeigt die Erfahrung; es bedarf dazu auch keines Studiums einer National-Litteratur; eine kleine Anzahl kluger Wegweiser durch das Weltleben und eigener Beobachtungen genügen solchen Absichten. Hier aber reden wir von der Kenntniſs des Menschen, von der empirischen Kenntniſs der menschlichen Natur, ihrer ursprünglichen Kräfte und Richtungen und aller der Bestimmungen und Einschränkungen, die jene bald durch einander selbst, bald durch den Einfluſs äuſserer Umstände erhalten. Um uns zu dieser vorzüglichern Menschenkenntniſs zu erheben, die, wie alle andern empirischen Betrachtungen der Natur, jede Classe von Gelehrten und jeden Stand, auch den geschäftlosesten, anreizt, ja durch ihr Object, den moralischen Menschen, mit gröſserer Stärke reizt *), und um die

*) Das allgemeine Interesse der obigen Tendenz wird vielleicht manchem Leser näher gerückt, wenn ich hier einige in einem Briefwechsel verstreute Gedanken eines Gelehrten mittheile, *συμφιλολογοῦντός τινός ποθ' ἡμῖν καλȣ̃ κἀγαθȣ̃*, wie man deren in unsern Zeiten höchst selten unter Männern seines Standes findet. Die durch einen angenehmen Zufall mir vorliegenden Bruchstücke sind zwar vom Jahre 1788, doch geht ihnen dadurch

Zwecke einer solchen Kenntniſs in möglichster Vollständigkeit zu erreichen, muſs unser Blick

nichts von der Neuheit ab, die alles das haben wird, was der in Geschichte und Philosophie mit dem hellesten Blick und dem tiefstem Sinn forschende Verfasser dem Publicum allzu lange vorenthält.

„Die Betrachtung der Werke des Alterthums ist gewiſs dann am fruchtbarsten, wenn man nicht sowohl auf sie selbst sieht, als auf ihre Urheber und die Perioden, aus denen jedes herstammt. Nur diese Betrachtungsart kann zu wahrer philosophischer Kenntniſs des Menschen führen, in sofern sie uns nöthigt, den Zustand und die gänzliche Lage einer Nation zu erforschen und alle Seiten davon in ihrem groſsen Zusammenhange aufzufassen. Das Streben nach einer solchen Kenntniſs (da niemand eigentliche Vollendung derselben hoffen darf) kann man jedem Menschen, als Menschen, in verschiedenen Graden der Intension und Extension unentbehrlich nennen, nicht nur dem handelnden, sondern auch dem mit Ideen beschäftigten, dem Historiker im weitesten Sinne des Wortes, dem Philosophen, dem Künstler, auch dem bloſs Genieſsenden. Um von dem Manne im gröſsern praktischen Leben zu reden: wenn er wirklich des höchsten Zweckes aller Moralität, der wachsenden Veredlung des Menschen, eingedenk ist, so wird er durch kein Studium besser belehrt, was er moralisch unternehmen dürfe, und politisch mit Erfolg unternehmen könne; so daſs von dieser Seite sein Verstand geleitet wird. Aber auch sein Wille wird dadurch geleitet. Alle Unvollkommenheiten des Menschen lassen sich auf Miſsverhältnisse seiner Kräfte zurückführen: indem nun jenes Studium ihm die Totalität zeigt, werden die Un-

anhaltend auf eine groſse Nation und auf deren Bildungsgang in den wichtigsten Verhält-
nissen

vollkommenheiten gewissermaſsen aufgehoben, und es erscheint zugleich die Nothwendigkeit ihres Entstehens und die Möglichkeit ihrer Ausgleichung, wodurch das vorher einseitig betrachtete Individuum nach diesem Ueberblick gleichsam in eine höhere Classe versetzt wird."

„Von dem bloſs genieſsenden Menschen lieſse sich eigentlich nichts sagen, da der Eigensinn des Genusses keine Regel annimmt. Aber ich setze mich hier in die Stelle, nicht gerade der edelsten Menschen, aber der Menschen in ihren edelsten Momenten. In diesen nun sind die vollkommensten Freuden diejenigen, welche man durch Selbstbetrachtung und durch Umgang in seinen mannichfachen Abstufungen empfängt. Je höher solche Freuden sind, desto eher sind sie zerstört ohne ein scharfes Auffassen des Seyns unserer selbst und Anderer: aber dies ist nicht möglich ohne eindringendes Studium des Menschen überhaupt. Diesen Freuden an die Seite treten billig diejenigen, welche der ästhetische Genuſs der Werke der Natur und der Kunst gewährt. Diese wirken vorzüglich durch Erregung der Empfindungen, welche von den äuſsern Gestalten, wie von Symbolen, geweckt werden. Je mehr nun lebendige Ansichten möglicher menschlichen Empfindungen uns zu Gebote stehen, desto mehr äuſserer Gestalten ist die Seele empfänglich. Selbst der sinnliche Genuſs wird so vervielfacht, erhöht und verfeinert, indem die Phantasie ihm das reiche Schauspiel seiner möglichen Mannichfaltigkeit nach der Verschiedenheit des Genieſsenden zugesellt, und indem sie dadurch gleichsam

nissen und Beziehungen gerichtet seyn. Völker treten hier an die Stelle von Individuen; und was bei letztern die Darstellung eines merkwürdigen Lebens leistet, ebendas gewährt bei den erstern ein aus unzähligen zerstreuten Zügen erwachsendes Gemählde von ihrem ganzen National-Seyn, ein Gemählde, welches eifrige Beschäftigung mit allen Werken der Litteratur und Kunst einer Nation von dem Zustande derselben nach seinen interessantesten Seiten und in den gehaltreichsten Zeitpunkten zu entwerfen sucht. Mittheilbar ist allerdings eine Kenntnifs dieser Art weniger als die meisten andern; sie ist darin aller Philosophie ähnlich, dafs sie nur diejenigen fördert und belohnt, die sich ein Studium daraus machen, und mit ihrer fortgesetzten Erwerbung beschäftigt sind. Aber gerade dies ist es, was, wenn wir Wissenschaften nicht als Amtsbeschwerden, nicht als Zeitverkürzungen, sondern um ihrer selbst willen treiben, diesem Studium einen unwiderstehlichen Reiz ertheilt; zumal da, wie wir gesehen haben, die führenden Wege an

mehrere Individuen in eins vereinigt. Endlich mindert sich durch eine solche Ansicht das Gefühl auch des wirklichen Unglücks. Das Leiden, wie das Laster, ist, näher betrachtet, immer nur partiell: wer das Ganze vor Augen hat, sieht, wie es dort erhebt, wenn es hier niederschlägt."

sich so belohnend sind, und da, wenn das Augenmerk stets nach jenem Ziele hinstrebt, hiedurch neue Anlässe zu vollendeter Erhöhung aller unserer Geistes- und Gemüthskräfte gewonnen werden. Denn um das Leben und Wesen einer vorzüglich organisirten und vielseitig gebildeten Nation mit Wahrheit zu ergreifen, um die längst verschwundenen Gestalten in die Anschauung der Gegenwart zurückzuziehen, dazu müssen wir unsere Kräfte und Fähigkeiten zu vereinter Thätigkeit aufbieten; um eine als unendlich erscheinende Menge fremder Formen in uns aufzunehmen, dazu wird es nothwendig, unsere eigenen nach Möglichkeit zu vertilgen und gleichsam aus dem ganzen gewohnten Wesen herauszugehen. Hieraus entspringt aber eine Vielseitigkeit des Denkens und Empfindens, die in wissenschaftlicher Hinsicht für uns Moderne eine schönere Stufe der Geistes-Cultur wird, als es für den Weltmann die Fertigkeit ist, ungewohnte Formen sich anzueignen, die er eben seinen Absichten angemessen glaubt.

Es könnte scheinen, daſs die so gesuchte höhere Kenntniſs des Menschen am meisten durch die Beschäftigung mit allen selbständigern Nationen zur Vollkommenheit gelangen müſste. Allein ohne der Unendlichkeit eines solchen Studiums zu gedenken, werden wir schon durch die Bemühung um reine und gediegene Resul-

tate auf eine kleine Anzahl von Völkern eingeschränkt. Es sind nemlich in alten sowohl als neuen Zeiten diejenigen Völker zu dem beschriebenen Zwecke nicht zu benutzen, die in dem Fortgange ihrer Bildung von auswärts her oft gefördert, oft aufgehalten, überhaupt auf verschiedene Weise modificirt, allzu wenige Züge einer eigenthümlichen Natur darbieten, sollten sie auch in Absicht auf reales Wissen den ansehnlichsten Rang behaupten; ebenso wenig auch solche Völker, die in einseitiger Entwickelung stehen geblieben sind und bei jener Art von Civilisation, welche alle wissenschaftliche und geistige Cultur dem dringendsten Bedarf ihrer Existenz unterwirft und die veredelnden Kenntnisse, die von freien Bürgern einst benannten freien Künste, nur zu einer Gleiſse ihres unerfreulichen Innern misbraucht. Nationen von dieser und ähnlicher Sinnesart verbleiben billig der politischen Geschichte, die ihre Räume nach Quadratmeilen auszufüllen hat, zum Theil auch der Geschichte der Menschheit nach ihrer seither üblichen Behandlung, nach welcher sie sich mehr um Menschengattungen als um die menschliche Natur bekümmert. Für unser Studium geben unter den alten Nationen schon die Römer eben keinen erwünschten Stoff; wie sie denn gleich ursprünglich manchen jener einseitigen Richtun-

gen folgten, die sich in den letzten Jahrhunderten den schätzbarsten Völkern aufgedrängt haben. Nur im alten Griechenlande findet sich, was wir anderswo fast überall vergeblich suchen, Völker und Staaten, die in ihrer Natur die meisten solcher Eigenschaften besaſsen, welche die Grundlage eines zu echter Menschlichkeit vollendeten Charakters ausmachen; Völker von so allgemeiner Reizbarkeit und Empfänglichkeit, daſs nichts von ihnen unversucht gelassen wurde, wozu sie auf dem natürlichen Wege ihrer Ausbildung irgend eine Anregung fanden, und die diesen ihren Weg unabhängiger von der Einwirkung der andersgesinnten Barbaren und weit länger fortsetzten, als es in nachfolgenden Zeiten und unter veränderten Umständen möglich gewesen wäre *); die über den beengten und beengenden Sorgen des Staatsbürgers den Menschen so wenig vergaſsen,

*) Bis auf Philipp von Macedonien und dessen Sohn. Seitdem hörte die alt-griechische Litteratur und Kunst auf, und die Nation selbst in ihren blühendsten Zweigen, ein tiefrührendes Schauspiel. Doch von den Nahrungssäften, die den sonst grünenden Baum gepflegt hatten, zehrte noch der Nachwuchs neuer Sprößlinge über anderthalb tausend Jahre, und er gab noch in spätern Zeiten an vielen Orten einzelnen Edeln Erquickung gegen schwüle Luft. Dies dauerte bis ins funfzehnte Jahrhundert, wo sich die griechischen Musen zum zweiten Mahle nach *Italien* flüchteten.

daſs die bürgerlichen Einrichtungen selbst zum Nachtheil Vieler und unter sehr allgemeinen Aufopferungen die freie Entwickelung menschlicher Kräfte überhaupt bezweckten; die endlich mit einem auſserordentlich zarten Gefühle für das Edle und Anmuthige in den Künsten nach und nach einen so groſsen Umfang und so viel Tiefe in wissenschaftlichen Untersuchungen verbanden, daſs sie unter ihren Ueberresten neben dem lebendigen Abdrucke jener seltenen Eigenschaft zugleich die ersten bewundernswürdigsten Muster von idealen Speculationen aufgestellt haben *). In diesen und

*) „Lassen Sie mich itzt nur einige von den Seiten berühren, wodurch die Griechen sich vor andern Völkern auszeichnen, und die genaueste Kenntniſs ihrer Nationalität zu den schönsten Absichten unserer Studien wichtig machen. Ich möchte dahin zuerst den Reichthum an mannichfaltigen Formen rechnen, der sich in ihrer ganzen Cultur zeigte; womit eine solche Ausbildung des Charakters verbunden ist, wie er in jeder Lage des Menschen da seyn kann und da seyn sollte, ohne Rücksicht auf individuelle Verschiedenheiten und veränderliche Verhältnisse. Der Mensch, den uns die griechischen Schriftsteller darstellen, ist doch aus lauter zugleich einfachen und groſsen und, von vielen Gesichtspunkten betrachtet, auch schönen Zügen zusammengesetzt. Besonders heilsam muſs das Studium eines Charakters, wie der griechische, in einem Zeitalter wirken, wo durch unzählige Umstände die Aufmerksamkeit vielmehr auf Sachen als auf Menschen, mehr

andern Rücksichten ist dem Forscher der Geschichte der Menschheit unter allen Nationen

auf Massen von Menschen als auf Individuen, mehr auf äufsern Werth und Nutzen als auf innern Gehalt und Genufs gerichtet ist, und wo hohe und mannichfache Cultur sehr weit von der ersten Einfachheit abgeführt hat; in solchen Zeiten mufs es sehr heilsam seyn, auf Nationen zurückzublicken, bei welchen dies alles beinahe gerade umgekehrt war."

„Die Schriften und Kunstwerke der Griechen tragen ferner überall die ausgezeichnetsten Spuren der Individualität ihrer Zeitalter und Urheber an sich. Dies zeigt sich in ihrer Sprache, wie in allen ihren originalen Geistes - Producten. Ihre Geschichte ist gröſstentheils griechische; und, wo sie es auch nicht ist, sind wenigstens die frühern Geschichtschreiber noch zu wenig gewohnt, mehrere Völker mit einander zu vergleichen, und Eigenes von Fremdem scharf abzusondern, auch zu sehr mit allem Vaterländischen beschäftigt, als dafs nicht häufig der Grieche durchblicken sollte. In der griechischen Geschichte selbst macht eine Zusammenkunft vieler Umstände, z. B. der gröſsere Einflufs einzelner Personen auf die Staats-Angelegenheiten, die Verbindung des religiösen Zustandes mit dem politischen und des häuslichen mit dem religiösen, der kleinere Umfang der Geschichte selbst, der ein weitläuftiges Detail erlaubte, zum Theil auch die etwas kindischen Ideen von Merkwürdigkeit und Wichtigkeit — dafs dort die Geschichte bei weitem mehr Charakter- und Sittenschilderungen enthält als die unsrige. Die vornehmsten Arten der griechischen Dichtung entsprangen aus öffentlichen Sitten und Instituten, bei Festen, Opfern, Gastmählern u. s. w.; und so

keine so wichtig, ja man darf sagen, so heilig, als die griechische. Mag sie immerhin bei dem

behielten sie bis in späte Zeiten fort einen Anstrich dieses historischen, nicht eigentlich ästhetischen, Ursprunges. Die **Philosophie** sollte am mindesten Spuren der Eigenthümlichkeit des Philosophirenden tragen: aber die praktische zeigte bei den Griechen immer in einem hohen Grade den Griechen; und die speculative that dies wenigstens auch sehr lange Zeit hindurch."

„Ein wichtiger Umstand zur Würdigung der Nation ist noch dieser. Der Grieche in derjenigen Zeit, wo wir ihn zuerst vollständiger kennen lernen, steht noch auf einer niedrigen Stufe der Cultur. In jenem Zustande ging seine gröſste Sorgfalt nur auf die Entwickelung seiner persönlichen Kräfte: daher war, wo er handelnd oder leidend wurde, sein ganzes Wesen um so mehr in Thätigkeit vereint, als er vorzüglich durch Sinnlichkeit afficirt und von dieser am stärksten ergriffen wurde. Mit dieser Sinnlichkeit aber, die ihm eine so groſse innere Beweglichkeit gab, hing genau etwas zusammen, das vielleicht in aller Geschichte einzig ist. Als die Nation sich noch nicht gänzlich aus dem Zustande der Rohheit herausgeholfen hatte, besaſs sie schon ein ungemein feines Gefühl für jedes Schöne der Natur und der Kunst und einen richtigen Geschmack, nicht der Kritik, sondern der Empfindung; und wiederum, als sie schon das männliche Alter überschritten hatte, finden wir bei ihr noch ein treues Aufbewahren jenes ursprünglichen einfachen Sinnes. Daher blieb auch auf immer bei den Griechen die Sorgfalt für die geistige Bildung ungetrennt von der für die körperliche, und stets von Ideen der Schönheit ge-

Statistiker, welcher für Menschenwerth andere Ranglisten führt, einen ziemlich untergeordne-

leitet. Bewunderswerth ist hier besonders die sehr allgemeine Verbreitung des Gefühls für Schönheit unter der ganzen Nation; und nichts kann für unsere Welt wichtiger seyn, als ein Auffassen dieses charakteristischen Zuges. Denn keine Art der Ausbildung ist überhaupt unentbehrlicher als diese, da sie das ganze Wesen des Menschen zusammenfaſst, und ihm die wahre Politur und den wahren Adel ertheilt; zumal bei uns, wo es eine so groſse Menge von Richtungen giebt, die geradezu von allem Geschmack und Schönheitsgefühle entfernen müssen."

„In den besten Zeiten von Athen (und auf diesen Staat müssen wir, als auf den am höchsten gebildeten, auch am meisten zurückkommen,) in Athen machte bei einer solchen Sinnesart die freie Verfassung selbst eine so vielseitige Ausbildung nothwendig. Das Volk, vor dem der Staatsmann auftrat, gab nicht bloſs der Natur und Stärke seiner Gründe nach; es sah auch auf die Form, auf das Organ, auf körperlichen Anstand: so blieb für jenen keine Seite übrig, die er ungestraft vernachlässigen durfte. Allein die Eigenschaften, nach denen er zu streben hatte, bezogen sich alle eigentlich auf rein menschliche und allgemeine Bildung, nicht auf die Cultur besonderer Talente oder Kenntnisse. Dieselbigen Vorzüge, die den Griechen zum groſsen Menschen machten, machten ihn auch zum groſsen Staatsmanne. So fuhr er, indem er an den öffentlichen Geschäften Theil nahm, nur fort, sich selbst höher auszubilden."

„Um aber den vollständigsten Nutzen aus der Kenntniſs der Griechen zu ziehen, muſs man am läng-

ten Platz einnehmen, weil sie weder eroberungssüchtig war, noch als politischer Körper neben den mächtigen Reichen glänzte; sie hat seit alten Zeiten durch die herrlichsten Siege, dauerhafter als Waffensiege, sich um das menschliche Geschlecht höchst verdient gemacht; diesen Ruhm, den einzigen, wonach sie strebte, den sie auch bei ihren hierin gerechten Bezwingern genoſs, bewährt sie noch itzt und für alle Zeiten durch so viele übriggebliebene Denkmäler ihrer geistigen Wirksamkeit. Das Glück wurde uns versagt, diese hochbegünstigte Nation in ihrem wundervollen Daseyn und Wirken in vielen Gegenden der Welt von jeder Seite ganz kennen zu lernen; welches dann der Fall gewesen wäre, wenn die Verheerungen der Zeit

sten nicht allein bei den Perioden verweilen, in welchen die Nation die feinste Ausbildung gewann, sondern auch, gerade im Gegentheil, ganz vorzüglich bei den frühesten Perioden. Denn in diesen liegen die fruchtbarsten Keime des eigenthümlich schönen Charakters der Griechen; und es ist belehrender und leichter, in der Folge wahrzunehmen, wie dieser Charakter sich nach und nach veränderte und endlich ausartete, als umgekehrt." Aus dem vorhin erwähnten Briefwechsel.

Indem diese zum Theil ausführlicher entwickelten Gedanken gleichsam über ein Stück unseres Textes commentiren, mögen sie zugleich beweisen, wie viel der Verfasser desselben aus den mündlichen und schriftlichen Unterredungen eines solchen Freundes gelernt hat

und der Barbarei nur etliche der zahlreichsten Büchersammlungen auf spätere Jahrhunderte hätten kommen lassen. Jedoch selbst itzt bei allem Verlust, den wir an Werken ihrer Litteratur und Kunst gelitten, sind wir durch die Darstellungen, welche die Ueberreste uns liefern, für den höchsten Zweck unseres Studiums über Erwartung reicher, als sogar bei mancher noch blühenden Nation, und sehen in jenen Darstellungen ein treueres Bild ihres National-Charakters und Lebens vor uns ausgebreitet; so daſs uns eigentlich nur hier das Schauspiel einer organischen Volksbildung zu Theil wird. Denn bei welchem Volke der heutigen Welt könnten wir hoffen etwas Aehnliches zu finden? Wo wäre eines, das seine Cultur aus innerer Kraft gewonnen, das die Künste der schönen Rede und Bildnerei aus nationalen Empfindungen und Sitten geschaffen, das seine Wissenschaften auf eigenthümliche Vorstellungen und Ansichten gebauet hätte? Im Gegentheil finden wir bei weitem das meiste in unsern Litteraturen aus ungleichartigen Quellen mühselig zusammengetragen, bald unmittelbar bald mittelbar aus den Alten, was billig für edlen Raub gilt, viel öfter Wechselraub der Neuern unter einander, überall ein Gemenge von streitenden Stoffen und Formen; in den Künsten zeigt sich nur geringe, oft gar keine

Eigenthümlichkeit und Originalität; mehr Schöpfungen nach allgemeinen Theorieen, mehr Nachbildungen nach fremden Mustern, als selbständige Productionen, die Andern wieder werden könnten, was uns die Werke der Griechen sind; in aller wissenschaftlichen Aufklärung endlich zwar ungeheure Vorräthe von Kenntnissen und Einsichten, Schätze aus allen Zeitaltern und Ländern, die eine Nation der andern zureicht und abnimmt, aber mitten unter diesen Schätzen wenige Spuren Eines vorherrschenden Geistes, worin man eine Nation erkennt und den Menschen.

Dies sei denn der Mittelpunkt aller Studien des Alterthums, das Ziel, zu welchem sich die denselben angehörenden gröfsern und kleinern Forschungen hinneigen. Dieses Ziel kann vielen lange entfernt, den meisten vielleicht auf immer unbekannt bleiben; doch ist es das einzig wahre und würdige, dasjenige, wonach in zweifelhaften Fällen das Verdienst einzelner Bemühungen, die Bearbeitung besonderer Theile und Gegenstände zu schätzen ist. Unser Alterthum ist, als ein Ganzes gedacht, gleichsam eine in sich geschlossene Welt; als solche berührt sie jede Gattung von Betrachtern auf eigene Weise, und bietet Andern Anderes, um ihre Anlagen zu erziehen und zu üben, ihre Kenntnisse durch Wissenswürdiges

zu erweitern, ihren Sinn für Wahrheit zu schärfen, ihr Urtheil über das Schöne zu verfeinern, ihrer Phantasie Maafs und Regel zu geben, die gesammten Kräfte der Seele durch anziehende Aufgaben und Behandlungsarten zu wecken und im Gleichgewicht zu bilden. Glücklicherweise eröffnet diese Welt hie und da schon dem jüngern Alter ihren belehrenden und unterhaltenden Anblick mit Verheifsung mannichfachen Gewinnes; und leicht gefällt sich darin unter einem guten Führer der unverdorbene Jüngling, den viele der geistreichsten Schriftsteller durch ihre bewufstlose Grofsheit fesseln, andere bei aller Tiefe ihres Gehalts durch reine natürliche Einfalt ohne grofse Vorkenntnisse so verständlich ansprechen, als eben zur ersten Gewöhnung an eine fremde Art zu denken und zu empfinden hinreicht. Dieses Mittel der Ausbildung werde dem Deutschen in allen Gegenden des Vaterlandes vor und neben anderm gelehrten Unterricht bald wieder das, was es in frühern Zeiten war, und noch etwas besseres. Haben vielleicht unsere Zeiten gefälligere Lehrweisen erfunden, so wird sich dadurch der Werth des Mittels beträchtlich erhöhen; obwohl auch im schlimmsten Falle zweckmäfsig gewählte Schriftsteller selbst die Rolle der Lehrer übernehmen, und durch die dem ersten Alter möglichen Beschäftigungen mit ihnen auf eine

empfängliche Seele kräftig wirken. Wahr und schön sagte unlängst ein Lieblings-Autor unserer Nation, der doch sich selber weit mehr als den Alten verdankt: „Die itzige Menschheit sänke unergründlich tief, wenn nicht die Jugend durch den stillen Tempel der groſsen alten Zeiten und Menschen den Durchgang zu dem Jahrmarkte des Lebens nähme."

Allein der hier entworfenen Wissenschaft ist durch solche Beförderung humanistischer Kenntnisse um nichts mehr geholfen, als der Philosophie durch populare Behandlung der Lebensweisheit, oder jeder andern Wissenschaft dadurch, daſs deren nützlichste Wahrheiten in den öffentlichen Unterricht gezogen werden. Zuweilen erwuchs hieraus den gelehrten und gründlichen Bearbeitungen eher ein Nachtheil, und Oberflächlichkeit war die Folge der Verbreitung. Etwas Aehnliches lassen auch für unsere Wissenschaft schon längst viele Erscheinungen, selbst in den Schriften achtungswerther Gelehrten, fürchten. Die nachtheiligste dieser Erscheinungen ist das endlose Bestreben, in allem Geschichtlichen des Alterthums, besonders in den Sprachen, Einzelnes als Einzelnes zusammenzutragen, ohne sich fester allgemeiner Grundsätze zu bemächtigen, ohne von dem Geiste, der alles Einzelne zu einem harmonischen Ganzen bildet, nur eine Ahnung zu

fassen. Dadurch häufen sich dann unsichere Begriffe, schwankende Meinungen und Inconsequenzen zur Verwirrung eines jeden, der hier etwas Wissenschaftliches suchen möchte; ja sie selbst, die so beschäftigten Sammler, werden geneigt, von ihren Bemühungen in Vergleichung mit den strengern Disciplinen gar gering zu denken, und nach der Beschränktheit ihrer Ideen, wenn ihnen anders Ideen beizulegen sind, die Grenzen der Wissenschaft zu messen, oder vielmehr den ganzen Betrieb ihrer unzusammenhangenden Kenntnisse als Wissenschaft aufzugeben. Doch die Bestreitung dieses und ähnlicher Irrthümer, unter denen die Würde der philologischen und Alterthums-Studien seit langer Zeit gelitten hat, gehört zu der Untersuchung über die beste Behandlungsart derselben und ihre höchsten Gesetze, ein Gegenstand, der aufser unserer gegenwärtigen Absicht liegt.

W.

Ueberblick sämmtlicher Theile der Alterthums-Wissenschaft.

I. *Philosophische Sprachlehre oder allgemeine Grundsätze beider alten Sprachen.*

II. *Grammatik der griechischen Sprache.*

III. *Grammatik der lateinischen Sprache.*

IV. *Grundsätze der philologischen Auslegungskunst.*

V. *Grundsätze der philologischen Kritik und Verbesserungskunst.*

VI. *Grundsätze der prosaischen und metrischen Composition oder Theorie der Schreibart und der Metrik.*

VII. *Geographie und Uranographie der Griechen und Römer.*

VIII. *Alte Universalgeschichte oder allgemeine Geschichte der Völkerschaften des Alterthums.*

IX. *Grundsätze der alterthümlichen Chronologie und historischen Kritik.*

X. *Griechische Antiquitäten oder Geschichte der Zustände, Verfassungen und Sitten der vornehmsten Staaten und Völker Griechenlandes.*

XI. *Römische Antiquitäten oder Alterthumskunde Roms und des ältern römischen Rechtes.*

XII. *Mythologie oder Fabelkunde der Griechen und Römer.*

XIII. *Litterarhistorie der Griechen oder äuſsere Geschichte der griechischen Litteratur.*

XIV. *Römische Litterarhistorie oder äuſsere Geschichte der römischen Litteratur.*

XV. *Geschichte der redenden Künste und der Wissenschaften bei den Griechen.*

XVI. *Geschichte der redenden Künste und der wissenschaftlichen Kenntnisse bei den Römern.*

XVII. *Historische Notiz von den mimetischen Künsten beider Völker.*

XVIII. *Einleitung zur Archäologie der Kunst und Technik oder Notiz von den übriggebliebenen Denkmälern und Kunstwerken der Alten.*

XIX.

XIX. *Archäologische Kunstlehre oder Grundsätze der zeichnenden und bildenden Künste des Alterthums.*

XX. *Allgemeine Geschichte der Kunst des Alterthums.*

XXI. *Einleitung zur Kenntniſs und Geschichte der alterthümlichen Architektur.*

XXII. *Numismatik oder Münzenkunde der Griechen und Römer.*

XXIII. *Epigraphik oder Inschriftenkunde beider Völker.*

XXIV. *Litterarhistorie der griechischen und lateinischen Philologie und der übrigen Alterthums-Studien nebst der Bibliographik.*

Ueber das Pantheon.

Von

A. *) Hirt.

*) Der ganze Namen ist Aloys. Wir merken dies an, weil einige den Namen Luigi, den unser Freund in italienischen Schriften führet, und der allerdings auch Ludwig heifsen kann (da Aloys und Ludwig ursprünglich nur Ein Namen ist), auf letztere Art übersetzt haben.

Die Herausgeber.

Vorbericht.

Unter dem Titel: *Osservazioni istorico-architettoniche sopra il Panteon* erschien diese Schrift bereits im J. 1791, bei *Pagliarini* in *Rom*. Sie behandelt einen Gegenstand, der Anspruch auch auf die Aufmerksamkeit meiner Landsleute machen darf; und daher unterwarf ich sie einer neuen Bearbeitung. Der Text selbst hat manche kleine Berichtigungen und Zusätze erhalten. Ganz neu hinzugekommen sind die der Abhandlung angehängten Anmerkungen, wodurch ich über mehrere wichtige Punkte mehr Licht zu verbreiten suchte. Sie sind nach und nach zu einer Länge angewachsen, welche der Länge der Schrift selbst gleich kommt. Indessen fürchte ich kaum, daſs man mir den Vorwurf machen werde, mich über die Gebühr ausgedehnt zu haben.

Die italienische Schrift ist an den seitdem verstorbenen Architekten von Erdmannsdorf gerichtet. Er befand sich im J. 1790 zum drittenmale in Rom; und hatte bei seiner ersten Reise, noch unter der Leitung Winkelmanns, die Denkmäler dieser Stadt gesehen. Ich ward nun sein neuer Führer; und mir war es angenehm, einen Mann vom Fache, der zugleich nicht ohne gelehrte Kenntnisse war, mit meinen Forschungen über die architektonischen Denkmäler Rom's bekannt zu machen. Die Abhandlung über das Pantheon theilte ich ihm im Manuscript mit, und nachdem er nach meinen Angaben das Monument näher gesehen, und geprüft hatte, munterte er mich zuerst zur Herausgabe derselben auf.

Dafs ich die Schrift italienisch schrieb, und in Rom publizirte, geschah aus zwei wesentlichen Gründen. Erstlich war mir daran gelegen, die allgemein herrschende Meinung zu widerlegen, dafs das Pantheon nicht auf einmal erbaut worden sei; und zweitens hielt ich es für wichtig, nach so vielen Veränderungen, welche das Innere des Tempels erlitten, eine Idee von dem ursprünglichen Zustande des Gebäudes zu geben. Zur Begründung meiner An-

sichten aber mußte ich zum Theil die Beweisführung vom Baue selbst hernehmen. So konnte aber bloſs derjenige die Richtigkeit meiner Angaben prüfen, und beurtheilen, welcher an Ort und Stelle das Denkmal selbst vor Augen hatte. Dazu kam, daſs Rom der Sammelplatz, und gleichsam die hohe Schule aller Künstler, und Kunstverständigen von Europa, und das Italienische ihre gemeinsame Sprache ist. Indem ich in dieser schrieb machte ich also alle Freunde der Kunst und der alterthümlichen Studien zu unmittelbaren Richtern über meine neuen Ansichten eines Gebäudes, welches von jeher vor allen andern das Auge des Forschers anzog; und ich durfte versichert sein, daſs die Gegenbemerkungen nicht fehlen würden, falls ich mir Uebereilungen und Irrthümer zu Schulden kommen lieſse.

Gleichzeitig mit meiner Schrift erschien ein Brief über denselben Gegenstand von dem italienischen Herausgeber der Winkelmannischen Schriften, Herrn Carlo Fea. Ich gebe in dem Anhange unter der Anmerkung C die nähere Nachricht, und die Uebersetzung dieses Briefes; zugleich mit dem Berichte über das

Graben, welches der jetzige Pabst im vorigen Jahre um das Pantheon her veranstalten liefs.

In Deutschland blieb meine Abhandlung auch nicht ganz unbekannt. Mehr als ein kritisches Blatt zeigte sie an; besonders ist sie in den Göttingischen Anzeigen (Nov. 1791. St. 186.) einer ziemlich ausführlichen, und sehr nachsichtsvollen Beurtheilung gewürdigt worden.

Ich darf daher jetzt diese Schrift mit desto mehr Zuversicht dem deutschen Leser übergeben, da sie seit den sechzehn Jahren nicht nur keinen Widerspruch fand, sondern meine wesentlichsten Behauptungen, durch das neueste Aufgraben, vielmehr anschaulich bestätigt worden sind.

Die drei beigegebenen Kupferplatten sind dieselben, welche auch bei der italienischen Ausgabe dienten.

Berlin den 25. Nov. 1807.

Unter den Gebäuden von einigem Umfange ist aus dem Alterthume keines auf uns gekommen, welches so gut erhalten, oder besser zu sagen, weniger entstellt, und beschädigt wäre, wie das Pantheon in Rom. Auch scheint es, daſs kein Gebäude, wie dieses, uns einen so hohen Begriff von der Baukunst der Alten hätte geben können, sei es, daſs man seine Form, und Construction, sei es, daſs man seine Pracht und die Wirkung, welche es sowohl von auſsen, als von innen auf das Auge macht, in Betracht ziehet.

Die Alten in der blühendsten Epoche der römischen Baukunst hielten das Pantheon für eines der vorzüglichsten Baudenkmäler *). Und in Wahrheit weder die Geschichte, noch die

*) *Plin.* 36, 24, *Amm. Marcell.* 16, 10.

Ueberreste irgend eines andern Werkes von ähnlicher Bauart lassen den Gedanken entstehn, dafs man je, weder bevor noch nachher, eine so grofse Masse von runder Form aufgeführt hätte. Was unter den nenern Gebäuden die ungeheure Kuppel der Peterskirche ist, das war, und blieb unter denen des Alterthums, das Pantheon.

Eine beträchtliche Anzahl von Gelehrten, und Künstlern machten dies Gebäude zum Gegenstand ihrer Forschungen. Unter den ersten beschäftigten sich damit vornehmlich die Topographisten von Rom; während die Künstler die genauesten Ausmessungen davon zu liefern suchten, und es als ein Muster guter Bauart, und gleichsam als die Norm des hohen Stiles in der Baukunst aufstellten. Aber zum Unglück waren die Gelehrten keine Architekten, und die Künstler keine geschichtlichen Forscher. Man höret daher noch täglich über die wichtigsten Punkte, die das geschichtliche dieses Gebäudes betreffen, Zweifel erheben; und in architektonischer Rücksicht hat es noch keiner gewagt, diesen Bau kritisch zu beleuchten.

Man sieht also, dafs ungeachtet der Bemühungen so vieler Schriftsteller, und Künstler, im Grunde für eine richtige und allseitige Ansicht dieses wichtigen Denkmales noch wenig

gethan ist. Theils grundlose Vermuthungen von Seite der Gelehrten, theils falsche Ansichten von Seite der Architekten, haben den Knoten, anstatt ihn zu lösen, immer mehr verwickelt und verwirrt.

Diese Irrthümer aufzudecken, und in schlichter Ordnung vorzutragen, was die alte und neuere Geschichte uns über das Pantheon berichtet, wird demnach hier unser erstes, und vornehmstes Bemühen seyn. Vielleicht gelingt es uns auf diesem Wege zu Aufschlüssen zu kommen, welche alle Beweiskraft, die bei der Behandlung von Gegenständen dieser Art erforderlich und möglich ist, für sich haben, und den Bau sowohl in geschichtlicher als architektonischer Beziehung zur wahren und deutlichen Ansicht des Lesers bringen.

Es giebt vielleicht im Kreise menschlicher Kenntnisse kein Fach, das einer behutsameren und mehr nüchternen Anwendung der Logik bedürfte, als das Studium des Alterthums. Die Neugierde, über die schönen Denkmale der Vorzeit zu spähen, ist dem Menschen so natürlich; eine Menge Fragen stellen sich in einem Augenblicke dem Geiste dar; und ohne uns selbst zu prüfen, ob wir auch mit den nöthigen Vorkenntnissen ausgerüstet sind, um uns in das Labyrinth solcher Forschungen einzu-

lassen, geben wir uns leicht jeder Vermuthung, jedem Zweifel, jeder kühnen Behauptung hin. Aber man besitze auch die umfassendsten Vorkenntnisse; was vermögen alle diese ohne kritischen Geist, jene praktische Logik des Alterthumsforschers? Ein nüchternes Zerlegen, und ein vorsichtiges Prüfen sind unerläſsliche Bedingungen für jeden, der sich in das weite Gebiet alterthümlicher Studien hineinwagt.

Die Fragen über das Pantheon sind vielfach. Die Stellen, welche wir in den Schriften der Alten hierüber antreffen, sind in geringer Zahl, zerstreut, kurz, und zum Theil dunkel. Die öftern Ausbesserungen des Gebändes schon in den ältern Zeiten; die theilweisen Beraubungen seiner Zierden, die es erlitt, als der Dienst der alten Götter aufhörte; seine Einweihung zur christlichen Kirche, und dann die mancherlei Veränderungen, denen es das Mittelalter hindurch bis auf die neuesten Zeiten unterworfen war, vermehren die Schwierigkeit der Forschung.

Wir schränken das Wesen unserer Untersuchungen auf drei Hauptfragen ein:

Erstens: Wer war der Erbauer des Pantheon?

Zweitens: Welches war seine ursprüngliche Bestimmung?

Drittens: Welches war sein ursprünglicher Zustand sowohl in Hinsicht der äuſsern, als der innern Auszierung vor aller Restauration? —

I.

Täglich hört man Zweifel über die genannten drei Fragen erregen, die durch das Ansehen eines groſsen Theils der neuen Schriftsteller eine Art von Gewicht zu haben scheinen.

Was die Erste Frage betrift; so behaupten die meisten geradezu, daſs das Rundgebäude, mit Ausschluſs der Vorhalle (man sehe Taf. I.) vor der Epoche des M. Agrippa erbaut worden sei; oder daſs sich wenigstens kein Beweis führen lasse, ihm die Ehre dieses Baues ausschlieſsend zuzuschreiben *). Diese Meinungen gründen sich hauptsächlich darauf, daſs man an dem Gebäude selbst Spuren zu erkennen glaubt, welche andeuten sollen, daſs die Vorhalle, auf deren Friese man den Namen des M. Agrippa liest, ein späterer Zusatz sei.

*) *Nardini l. 6. col. 1267. Montf. t. 2. p. 1. l. II. c. II. Palladio l. 4. p. 253. Carlo Fontana della Basil. Vatic. l. 6.* —

Um die Frage gehörig einzuleiten, und wo möglich erschöpfend zu beantworten, so sei mir erlaubt, erst einen Blick auf den Zustand der Baukunst in Rom, unmittelbar vor der Epoche des M. Agrippa, zu werfen, und dann erst die Stellen der Alten, über den Erbauer des Pantheon, in Betracht zu ziehen.

Wir fragen also: Wann und von wem hätte das Pantheon erbauet werden können, wenn man dem Agrippa diese Ehre absprechen will? —

Um uns nicht in allzu fremde, und von unserm Zwecke entfernte Forschungen einzulassen, bemerken wir bloſs, daſs man nur den Plinius, Plutrach, Strabo u. s. w. gelesen haben darf, um sich zu überzeugen, daſs vor dem Bürgerkrieg zwischen Marius und Sulla Rom wenig Gebäude von Bedeutung zählte. Die, welche vor diesem Zeitalter vorhanden waren, wie der *Circus maximus* und *Flaminius*, die Kloaken, die Heerstraſsen, die Wasserleitungen, und selbst der Tempel des Capitolinischen Jupiter, waren eher Baue von Umfang, Dauer, und Nutzen, als von Pracht, oder einer besondern künstlichen Constructions - Art. Man führte zwar zum Theil auch diese Gattung von Gebäuden mit einer Art von verschwenderischer Pracht auf, aber nicht damals, sondern erst in der Folgezeit.

Die ersten römischen Prachtgebäude schei-

nen der Tempel der Fortuna zu Praeneste *) und der Tempel des Capitolinischen Jupiter, nach seiner Wiedererbauung durch Sulla, gewesen zu seyn. Dieser liefs hiezu die Säulen von dem Tempel des olympischen Jupiter von Athen nach Rom bringen; aber er erlebte die Weihe desselben nicht, die dann Q. Catulus im J. 676. der Stadt vollzog **). Hiezu können wir auch den Tempel der Ehre und der Tugend zählen, welchen C. Marius durch den Baumeister C. Mutius errichten liefs. Es war indessen nicht sowohl die Pracht, als die schönen Verhältnisse, welche diesen Tempel auszeichneten ***).

Unter den Wohngebäuden bewunderte man damals das des M. Lepidus welches aber binnen fünf und dreifsig Jahren von hundert andern übertroffen ward †). Eben so war Lucullus nach der Rückkehr aus dem Kriege mit Mithridates der erste, der eine bis dahin unbekannte Pracht in den Bau der Landsitze einführte ††).

Nach dem Tode des Mithridates erbaute Pompejus auf dem Marsfelde den Tempel der

*) *Plin.* 36, 64. **) *ibid. c.* 5.

***) *Vitruv.* 3. *c.* 1. *und l.* 7. *in Prooem.*

†) *Plin.* 36, 24. *s.* 4.

††) *Plut. in Lucullo* 39. *Val. Paterc. l.* 2.

Minerva, als ein Denkmal seiner Siege *). Hauptsächlich aber machte das Theater von Stein, welches derselbe, mit den damit verbundenen Hallen und der Curia, errichten liefs, Epoche in der römischen Architektur **). Als ein Werk von besonderer Pracht wird auch das Theater von M. Scaurus dem Stiefsohne des Sulla, genannt, obwohl es nur von Holz, und für die Dauer der Spiele war, die er als Aedilis dem Volke gab ***).

Das Marsfeld, welches vor den Zeiten des Pompejus wenig bebaut war, fing damals an, der Sammelplatz der schönsten und zum Theil solcher Gebäude zu werden, wie man sie bis dahin in Rom noch nicht gekannt hatte. Innerhalb der Mauern der Stadt war kein Raum hiezu mehr vorhanden, wenn man nicht die Wohnungen einer Menge Bürger aufkaufen, und niederreifsen wollte.

Diese vom Pompejus eingeführte Baupracht, strebte Cäsar, schon während des Krieges in Gallien, nachzuahmen, theils selbst, theils durch seine Anhänger, denen er das Geld hiezu gab. Das *Forum Julium*, der Tempel der Venus †), die Basilika des Paulus ††) wurden damals

*) *Plin* 7, 27. **) *Dio Cass.* 39, 38. *cum. not. Reim.*
***) *Plin.* 36, 24. *s.* 7. †) *Dio Cass.* 53, 22.
††) *Plut. in Caesare* 29. *Cicero ad Att.* 4, 16. *Appian. de bello Civ.* 2, 26. *Plin.* 36, 24. *s.* 1.

erbaut. Nach geendigtem Bürgerkriege erweiterte Cäsar den *Circus maximus;* er legte die Fundamente zu einem neuen Theater, welches Augustus in der Folge unter dem Namen des *Theatrum Marcelli* vollendete *). Sueton gedenkt mehrerer andern Bauunternehmungen, die er auszuführen dachte; aber der Tod zerstörte seine Plane **).

Wenn wir nun nach diesen Angaben annehmen wollten, das Pantheon hätte vor M. Agrippa existirt, so müſste dieser Prachtbau nothwendig in den Zeitraum innerhalb Sulla's Dictatur und Cäsars Tod fallen. Aber keiner der Schriftsteller, welche Gebäude von viel geringerer Wichtigkeit, die in dieser Zeit erbaut wurden, wiederhohlt anführen, sagt nur ein Wort von einem in seiner Art so ganz einzigen Baue.

Ich sage ganz einzig, wegen der runden Form von einem Umfange und einer Höhe, daſs die Geschichte weder vorher noch nachher eines ähnlichen Baues gedenkt. Diese Einzigkeit erhellet noch deutlicher daraus, daſs spätere Schriftsteller sogar glaubten, das Pantheon könne selbst seine Benennung von der Gröſse seiner Rundwölbung, welche eine Aehn-

*) *Dio Cass.* 43, 49. *Suet. in Caes.* 44. **) *ibid.*

lichkeit mit dem Himmel darbiete, erhalten haben *).

Die berühmtesten Tempel der Griechen waren von länglicher Form. Pausanias in seiner Reise durch Griechenland spricht nur selten von Rundgebäuden, und darunter ist auch nicht eines, das irgend eine Besonderheit, oder Gröſse in seiner Anlage gehabt hätte. Auch Vitruv gedenkt, wo er von den runden Tempelgebäuden spricht, keines Gebäudes dieser Art, das seiner Gröſse oder schwierigen Construction wegen bemerkt zu werden verdiente. Er redet nur von zwei Arten runder Tempel **): die eine ist die mit der Zelle, und einer Säulenstellung umher, so wie wir noch die beiden Tempel der Vesta zu Rom und zu Tivoli erbaut sehen; die andere besteht bloſs aus einer über einem Unterbaue errichteten Säulenstellung, ähnlich dem kleinen Tempel der nächtlichen Diana, den der Fürst Borghese kürzlich in seiner eben so reizenden, als prachtvollen Villa erbauen lieſs. Befremden mag es indessen immer, daſs Vitruv nichts von einem Rundbaue, wie der des Pantheon ist, saget. (*Anmerkung* A.)

Wir verbreiten uns nicht weiter in Bemerkungen, welche gleichsam die Unmöglichkeit zei-

*) *Dio Cass*. 53, 27. **) *Vitr*. 4, 7.

zeigen, dafs die Schriftsteller einmüthig ein so wichtiges, und in seiner Art einziges Gebäude mit Stillschweigen übergangen hätten, wenn es vor M. Agrippa erbaut gewesen wäre; und wenden uns nun zur Betrachtung dessen, was wir über das Pantheon wirklich bei den Alten aufgezeichnet finden.

Plinius ist der älteste, der dessen in einigen Stellen gedenkt. Die erste lautet so: „Das Pantheon ward von M. Agrippa dem Rächenden Jupiter erbaut; da vorher der Architekt Valerius von Ostia ein Theater zu den Spielen des Libo in Rom eingedeckt hatte *).“ Das erste Glied dieses Satzes ist klar: Plinius nennet den M. Agrippa geradezu, und ihn allein, als den Erbauer des Pantheon. Das zweite Glied aber, welches mit dem ersten zu Einem Sinn verbunden ist, scheint weniger klar, und mehr als Einer Auslegung fähig. Plinius mochte jedoch eher auf eine Epoche in der Kunst zu bauen, die durch den Architekten Valerius bewirkt ward, anspielen, als andeuten wollen, dafs Agrippa sich seiner bediente, um das Pantheon zu bauen, so wie Libo sein Theater. Der Libo, von dem hier die Rede ist, scheinet der L. Scribonius Li-

*) 36, 24. *s.* 1. *Pantheon Jovi Ultori ab Agrippa factum, quum theatrum ante texerit Romae Valerius Ostiensis architectus ludis Libonis.* —

bo zu seyn, der durch seine Schwester Scribonia Schwager von Octavianus Cäsar, und im J. 720. mit M. Antonius Consul war. Von dem Theater, das er durch den Valerius bauen liefs, geschieht ferner keine Meldung. Aber wenn ich mich nicht irre, so ist die Hauptidee im Texte das Wort *texerit.* Die Construction einer Dachung über ein Theater, welches zum öffentlichen Gebrauche nicht klein seyn durfte, mochte in Rom nicht nur neu seyn, (denn bekanntlich überdeckte man sonst die Theater blofs mit Tüchern) sondern die Ueberwölbung eines so beträchtlichen Halbzirkels mufste auch als ein Meisterwerk in der Kunst zu construiren gelten, dergleichen man noch nicht gesehen hatte. Das Theater zu Athen welches Pericles für die Musik unter dem Namen Odeon erbaute, war auch bedeckt, aber blofs mit Holz, wozu man nach Vitruv *) die Masten und Segelstangen der von den Persern eroberten Schiffe gebrauchte. Nicht unwahrscheinlich ist, dafs das Theater des Libo auch als Odeon für die Musik diente; wenigstens ist kein Zweifel, dafs späterhin solche Theater unter dem Namen Odeon in Rom existirten **). Wenn man also annehmen dürfte,

*) 5, 9.

**) *Suet. in Domit.* 5. *Dio Cass.* 69, 4. *Amm. Marcell.* 16, 10.

daſs die Dachung des Theaters von Libo nicht von Holz, sondern eine in Steinmaterial aufgeführte Wölbung war; so würden hiernach die Worte des Plinius einen wesentlichen Sinn entwickeln, und die Epoche von einer Weise, die Gewölbe zu construiren, bezeichnen, wodurch M. Agrippa die Möglichkeit einsah, ein Rundgewölbe, wie wir es jetzt noch im Pantheon sehen, aufzuführen. Uebrigens habe ich nichts dawider, wenn man annehmen will, daſs Valerius von Ostia, den Plinius hier ausdrücklich als den Architekten eines so kunstvollen Theaters nennet, auch der Baumeister des Pantheon war, und folglich der Ruhm groſser Werke nicht ausschlieſslich den griechischen Künstlern angehört.

Zwei andere Stellen im Plinius beziehen sich auf die innere und äuſsere Auszierung des Pantheon. Seine Worte sind: „Diogenes von Athen, verzierte das Pantheon des Agrippa; und seine Karyatiden auf den Säulen dieses Tempels gehören unter die Werke seltener Kunst, so wie auch die Statuen über dem Giebel, welche aber wegen der Höhe worauf sie stehn, weniger berühmt sind *).“ In einer an-

*) 36, 4. *s.* 11. *Agrippae Pantheum decoravit Diogenes Atheniensis; et Caryatides in columnis templi ejus probantur inter pauca operum, sicut in fastigio posita signa, sed propter altitudinem loci minus celebrata.*

dern Stelle heiſst es: „Die Kapitäle der von M. Agrippa im Pantheon aufgestellten Säulen sind von Syrakusischem Erz *).“

Diese Stellen zeigen, daſs Agrippa nicht bloſs die Vorhalle verzieren, sondern auch bedeutende Werke im Innern des Tempels aufstellen lieſs. Zweitens nennet Plinius das Gebäude geradezu und zu wiederholten malen das Pantheon des Agrippa.

Sollten solche Stellen und das Ansehen des Autors, welcher schrieb, ehe noch das Gebäude die mindeste Veränderung erlitt, nicht hinreichen, jeden Zweifel, daſs Agrippa sowohl das Rundgebäude, als die Vorhalle erbaut habe, zu vernichten?

Aber Plinius ist nicht der einzige, der den M. Agrippa als Erbauer des Pantheon nennet. Dio Cassius, von dessen nach den Jahren abgetheilten Geschichte der diese Epoche begreifende Theil glücklicher Weise auf uns gekommen ist, giebt nicht bloſs den Agrippa als Erbauer, sondern auch das Jahr der Vollendung an.

Die Sache verdient eine nähere Betrachtung. Wir haben oben bemerkt, daſs der Geist,

*) 34, 7. (wo vorher gesagt wird, daſs eine Halle *porticus Corinthia* genannt worden sei, *a capitulis aereis columnarum*:) *Syracusana sunt in Pantheo capita columnarum a M. Agrippa posita.* —

die Stadt Rom mit Wundern jeder Kunstart zu erfüllen, vornehmlich in den Zeiten des Pompejus und des Jul. Cäsar sich zu zeigen begann. Letzterer verlor sein Leben, als er kaum angefangen hatte, Hand an die Ausführung seiner groſsen Bauentwürfe zu legen. In dem Zeitraum zwischen Cäsar's Tod, und der Schlacht von Philippi lag aller Betrieb der Art darnieder. Aber als nach geendigtem perusinischen Kriege Octavianus Cäsar sich gleichsam Meister von Rom sah, während M. Antonius sich im Orient aufhielt; so war seine, und seiner Freunde erste Sorge, durch Aufführung prachtvoller Spiele, und durch Errichtung groſser Baudenkmale, zur Zierde der Stadt und zur Begünstigung der öffentlichen Vergnügungen der Gunst des Volkes sich immer mehr zu versichern. Nach der Schlacht bei Actium nahm dieser Geist bei den vermehrten Mitteln immer mehr überhand. Octavianus Cäsar der vier Jahr später den Namen Augustus annahm, erbaute jetzt nicht nur selbst die prachtvollsten Gebäude, sondern ermunterte auch seine Freunde zu gleichen Unternehmungen. Sueton giebt uns ein Verzeichniſs von beiden*). Die vornehmsten von jenen sind das Forum, und der Tempel des Rächenden Mars, der

*) *in Augusto c. 29.*

Tempel des Apollo auf dem Palatinischen Berge, mit den damit verbundenen Hallen, und der griechischen und lateinischen Bibliothek; der Tempel des Jupiter Tonans, die Zellen und die Basilika des Cajus und Lucius; die Hallen der Livia, und die der Octavia, das Theater des Marcellus. Hiezu fügen wir noch den Tempel des Quirinus, die *Curia Julia*, die *Naumachia* bei den Gärten des Jul. Cäsar, wozu das Wasser von dem Alseatinischen See (jetzt See von Bracciano) nach Rom geleitet ward, das Mausoleum, das er auf dem Marsfeld für sich, und seine Familie erbaute, die Flaminische Heerstraſse, u. s. w. Von seinen Freunden erbauten: Marcius Philippus den Tempel der Diana, Asinius Pollio das Vorhaus der Freiheit, Munatius Plancus den Tempel des Saturnus, Cornelius Balbus ein Theater, und Statilius Taurus ein Amphitheater, beide bleibend von Stein. Nur von den Gebäuden des M. Agrippa giebt er kein namentliches Verzeichniſs, indem er bloſs beifüget: „Der Baue von M. Agrippa waren mehrere und alle vortrefflich *).“ Auch Plinius, dessen Nachrichten über das Pantheon wir schon angeführt haben, gedenket in mehreren Stellen der groſsen Bauwerke dieses Man-

*) *a M. vero Agrippa complura et egregia.*

nes *) und Seneca sagt von ihm: „Agrippa errichtete in der Stadt so viele der gröſsten Werke der Baukunst, daſs sie nicht nur alle frühere Pracht verdunkelten, sondern auch nachher durch nichts übertroffen wurden **).“

In den Jahrbüchern des Dio sind die Hauptgebäude des Agrippa, nebst den andern vorher genannten desselben Zeitalters, nicht nur genannt, sondern auch die Jahre ihrer Vollendung und Weihe angegeben. In seinem ersten Consulat im Jahr 717. baute Agrippa, um der Flotte einen sichern Stand zu geben, den Hafen zwischen dem Vorgebirge Misenum und Puteoli, indem er vermittelst eines Durchstiches die beiden Landseen Lucrinus und Avernus mit dem Meere verband***). Bei Sueton kommt dieser Hafen unter dem Namen *Portus Julius* vor †). Im Jahre 721. als er nach dem Consulat das Amt eines Aedilis übernahm, stellte er die Wasserleitungen, die Heerstraſsen, die Kloaken, und viele andere öffentliche Gebäude wieder her. Die Wasserbehälter, und öffentlichen Brunnen, unter denen

*) 36, 24. s. 3 und 9.

**) *De Benef.* 3, 32. *Agrippa qui tot in urbe maxima opera excitavit, quae et priorem magnificentiam vincerent, et nulla postea vincerentur.*

***) *Dio Cass.* 48, 50. †) *Suet. in Aug.* c. 16.

allein hundert und fünf springende Wasser sich befanden, zierte er mit drei hundert Statuen, theils in Marmor, theils in Erz, und mit vier hundert marmornen Säulen *). Die Wasserleitung *Virgo* war nicht, wie sonst viele glaubten, in diesem Jahre gebaut; Dio setzt, die Vollendung derselben in's J. 735; also vierzehn Jahre später **) Im J. 728. nachdem Agrippa die beiden vorhergehenden Jahre sein zweites und drittes Consulat verwaltet hatte, weihte er die *Septa*, und nannte sie zu Ehren des Augustus *Septa Julia* ***). Im J. 729. baute er die Hallen des Neptunus, die er mit Gemälden, die den Zug der Argonauten vorstellten, auszierte, und das lakonische Schwitzbad. Er nannte dies Gymnasium deswegen so, weil das Entkleiden, und das Einreiben des Körpers mit Oel hauptsächlich bei den Lacedämoniern Sitte war. Auch vollendete er das Pantheon †).

Unter den Hauptgebäuden, die er in den nachfolgenden Jahren errichtete, verdient eine besondere Meldung das *Diribitorium* welches aber Augustus, da Agrippa im Jahre 742. starb, erst im J. 747. vollendete. Dio sagt: es sei das umfassendste Gebäude gewesen, wel-

*) *Plin.* 36, 24. *Dio Cass.* 49, 43.

**) *Dio C.* 54, 11. *Conf. Front. de Aquaeduct. lib. I.*

***) *ibid.* 53, 23. †) *ibid. c.* 27.

ches man je unter Einem Dache gesehen, und da es in der Folge beschädigt ward, so konnte man es nicht wieder herstellen. Zur Zeit des Dio stand es bereits ganz unbedeckt *).

Aus dieser Aufzählung der Hauptgebäude in dem Zeitalter des Augustus, ist es klar, daſs M. Agrippa für seinen Schwiegervater nicht bloſs Schlachten gewann, sondern auch einen Hauptantheil an den Werken, und Denkmälern hatte, mit welchen damals die Hauptstadt der Welt verherrlicht ward: eine Stadt, von welcher Augustus am Ende seines Lebens sagen durfte: „er habe sie von Luftziegeln erbaut vorgefunden, und lasse sie nun von Marmor erbaut zurück" **). (Anmerkung B.)

Die Worte des Dio, worin er die Vollendung des Pantheon in das Jahr 729. setzet, lauten wie folget: „Agrippa vollendete auch das Pantheon. Dieses wird vielleicht deswegen so genannt, weil es in den Statuen des Mars und der Venus die Bildnisse mehrerer Gottheiten erhalten hat; oder, wie ich glaube weil die Rundwölbung desselben eine Aehnlichkeit mit dem Himmel hat. Agrippa wollte auch die Statue des Augustus darin aufstellen, und ihm die Ehre der Erbauung zuschreiben. Aber dieser wollte weder das eine, noch das andere

*) *ibid.* 55, 8. **) *Sueton. in Aug.* 28. *Dio C.* 56, 30.

annehmen. In das Innere des Pantheon setzte er die Statue des ältern Cäsar; in die Vorhalle aber die des Augustus, und seine eigene *)"

Vielleicht erregt das Wort — vollendete, ἐξετέλεσε — in dieser Stelle den Verdacht, daſs Agrippa den Bau nicht gründete, sondern nur die letzte Hand daran legte. Aber man bedenke nur, daſs Dio die Begebenheiten nach den Jahren erzählt, und deswegen mit Recht bloſs das Jahr der Vollendung von einem Bau angiebt, welcher seines groſsen Umfanges, und seiner schwierigen Construction wegen nothwendig mehrere Jahre dauern muſste. Plinius setzet geradezu das Wort — gemacht, *factum* —: denn seine Nachrichten sind summarisch zusammengestellt, und haben nichts mit Jahrbüchern gemein. Bei einen Annalenschreiber hingegen würde der Ausdruck — *fecit*, anstatt *perfecit* — so viel heiſsen, als wenn Agrippa

*) *L.* 53, 27. Τό,τε Πάνθειον ὠνομασμένον ἐξετέλεσε. προσαγορεύεται δὲ οὕτω, τάχα μὲν ὅτι πολλῶν θεῶν εἰκόνας ἐν τοῖς ἀγάλμασι, τῷ τε τοῦ Ἄρεος καὶ τῷ της Ἀφροδίτης, ἔλαβεν. ὡς δὲ ἐγὼ νομίζω, ὅτι θολοειδὲς ὂν, τῷ οὐρανῷ προσέοικεν. ἠβουλήθη μὲν οὖν ὁ Ἀγρίππας καὶ τὸν Αὔγουστον ἐνταῦθα ἱδρῦσαι, τήν τε τοῦ ἔργου ἐπίκλησιν αὐτῷ δοῦναι. μὴ δεξαμένου δὲ αὐτοῦ μηδέτερον, ἐκεῖ μὲν τοῦ προτέρου Καίσαρος, ἐν δὲ τῷ προνάῳ τοῦ τε Αὐγούστου καὶ ἑαυτοῦ ἀνδριάντας ἔστησεν. —

den Bau in demselben Jahre zugleich angefangen, und auch vollendet hätte. — Nicht unwichtig ist auch die Bemerkung, daſs Dio hier ein anderes Jahr der Vollendung angiebt, als die Inschrift auf dem Friese der Vorhalle anzudeuten scheint. Sie heiſst: M. AGRIPPA L. F. CONSUL TERTIUM FECIT. Nun wissen wir aber, daſs Agrippa sein drittes und letztes Consulat im J. 727. verwaltete, und daſs nach Dio das Gebäude erst zwei Jahre nachher zur Vollendung kam. Wir sehen also, daſs man nicht bloſs bei Privatdenkmälern, wie die Inschriften der Familiengräber sind, die Titel vormals verwalteter Aemter beibehielt, sondern daſs dies auch der Fall bei den Inschriften an öffentlichen Denkmälern war; folglich hieraus nicht immer die bestimmte Zeit, wo etwas geschah, gefolgert werden kann.

Ungeachtet aller bisher beigebrachten Gründe, die für M. Agrippa als alleinigen Erbauer des Pantheon sprechen, höre ich mir doch entgegnen, daſs die Schwierigkeit hiemit noch nicht gelöst sei. Man will nehmlich an dem Gebäude selbst Spuren wahrnehmen, welche anzeigen sollen, daſs die Vorhalle nicht in den ursprünglichen Plan gehörte, und der Bau sich anfänglich mit der rechtwinkligen Vorlage am Eingange beendigen sollte, daſs folglich der Bau nicht auf einmal, sondern zu verschiede-

nen Epochen geführt worden sei. Da nun, laut der Inschrift auf dem Friese der Vorhalle, man den M. Agrippa als den Erbauer derselben erkennen müsse; so sei es klar, dafs die Rundmasse früher, also noch in der Epoche der Republik, erbaut worden sei.

Hierauf antworte ich: Wenn wir vor der Hand auch annähmen, dafs die Vorhalle ein späterer Zusatz sei; so würde die Folgerung, dafs die Rundmasse schon in der Republik (vor Augustus) existirt haben müsse, und Agrippa nicht der Erbauer des Ganzen seyn könne, doch etwas übereilt scheinen. Wir sahen, dafs dieser treffliche Mann bereits in seinem ersten Consulate, im Jahr 717. grofse Bauwerke aufführte, und er sich forthin mit Errichtung der vorzüglichsten Baudenkmale beschäftigte. Gesetzt also auch, dafs sich an dem Baue wirklich Spuren fänden, welche errathen liefsen, dafs die Vorhalle nicht im ursprünglichen Plan gewesen, sondern ein späterer Anbau sei; so würde es doch natürlicher seyn anzunehmen, dafs Agrippa selbst es war, welcher zwischen seinem ersten und dritten Consulat die Rundmasse aufführte, und dann erst die Vorhalle hinzufügte, so dafs das Ganze wie Dio sagt, im J. 729. vollendet ward. Wenigstens würde man durch eine solche Annahme

nicht so geradezu alles Geschichtliche der römischen Architektur verwirren.

Wir bemerken ferner, daſs nirgends eine Nachricht sich findet, welche die Vermuthung eines Baues in verschiednen Epochen auch nur auf die entfernteste Weise begünstigte. Sie beruht ganz und allein darauf, daſs man wähnt, zwischen dem Rundgebäude uud der Vorhalle etwas nicht übereinstimmendes, etwas zusammengeflicktes wahrzunehmen. Wir müssen also sehen, worin dieses bestehe, und dann urtheilen, zu welchen Folgerungen uns das berechtige.

Die Behauptung, daſs die Vorhalle ein späterer Anbau sei, gründet sich erstlich auf die Giebel-Linien, welche man auf der rechtwinkligen Vorlage (über dem Giebel der Vorhalle) wahrnimmt; (Taf. II. Fig. II. u. III.) und zweitens darauf, daſs die Gürtung *h* des Rundbaues mit dem Gewölbe der Vorhalle nicht gleiche Linie hält.

Um diese Streitfrage gehörig zu erörtern, nehmen wir für einen Augenblick an, daſs das Gebäude ohne Vorhalle sei. Hiezu wird die Vorstellung auf der Taf. II. Fig. III. die gehörige Ansicht geben; denn so zeigen sich jetzt die Linien, und alle Spuren des Baues *).

*) Diese Ansicht ist weder von *Desgodetz*, noch sonst von einem Architekten vor oder nach ihm gegeben worden.

Wir betrachten hier zuerst die Linien *b*, welche zugleich mit den punktirten Linien *e*, eine Art von Giebel bilden. Die Linien *a*, welche die Fortsetzung der Gürtung *m* machen, werden von den punktirten Linien *c* schräg abgeschnitten, mit welchen wir die Linien der Dachung der Vorhalle bezeichnen; und man nimmt auf dem noch vortrefflich erhaltenen Mauerwerke keine Spur wahr, daſs die Linien *a* je zusammenliefen.

Die schrägen Linien *b* hören gleichfalls auf, bei den senkrecht gestrichelten Linien *d*; so daſs die schräg punktirten Linien *e*, welche die Fortsetzung von jenen, und die Spitze des Giebels machen sollten, nicht mehr vorhanden sind; sondern an der Stelle derselben sieht man jetzt die wagerecht gestrichelte Linie *f*. — Diese entsteht daher, daſs die Mauer zwischen den Linien *d* und *f* jetzt ungefehr einen halben Fuſs zurück tritt. Aber aus der Verschiedenheit des Gemäuers läſst sich leicht wahrnehmen, daſs dieser Rücktritt später gemacht ist, und zwar wahrscheinlich erst in der Zeit Urbans VIII, als nehmlich dieser Pabst die beiden Glockenthürme aufsetzen lieſs. Die Linie *f* existirte also früher gar nicht, sondern die Linien *b* liefen ursprünglich wirklich in eine Giebelspitze zusammen, wie jetzt die punktirten Linien *e* zeigen. Auch zeichneten alle Ar-

chitekten, welche früher als Urban VIII lebten, den Giebel vollständig. (Man vergl. hiemit Taf. II. Fig. II.)

Weiter sind in dem Giebelfelde die drei grofsen Steine *g* zu bemerken, wovon zwei rechts, und einer links eingemauert sind. Jeder ist von oben nach unten durchbohrt; und wahrscheinlich hatten sie keinen andern Zweck, als die Gerüste daran zu befestigen, während man daran baute.

Betrachten wir nun die übrige Ansicht dieser rechtwinkligen Vorlage. Der Bogen, welcher in der Mitte über die Thüre vorspringt, stützt sich auf eine Kämpferlinie, welche mit dem Architrab der Säulenhalle gleich läuft, aber beträchtlich höher ist, als die Gürtung *h*, welche das Rundgebände umgiebt. Die beiden Nischen *k* rechts und links dienten für die Statuen des Augustus und des M. Agrippa. Darüber zeigen sich die gestrichelten Bogenlinien *l*, wo die Seitengewölbe der Vorhalle sich anlehnten *). Uebrigens sind die rechtwinklige Vorlage, und die Rundmasse von derselben Art Backsteine, und nach derselben Constructionsweise aufgeführt.

Nun frage ich: Wer wird wol länger behaupten wollen, daſs sich das Gebäude je mit der Ansicht dieser Vorlage beendigen sollte?—

*) S. unten gegen das Ende der Abhandlung.

Hätte man sich nur die Mühe genommen, zu beobachten, daſs die Linien *a a* nie zusammenliefen; so würde man sich dadurch allein schon haben bestimmen lassen, einer solchen Behauptung zu entsagen.

Und dann weiter; Wozu die Bogenlinien *l*? Wie hätte man die groſsen Steine *g* im Giebelfelde stehn lassen können, welche den freien Anblick so sehr beleidigt hätten? — Endlich wie sollte man die Ansicht unter dem Giebel verzieren? Auf jeden Fall mit Pilastern, wenn anders ein Giebel dazu passen sollte. Aber wie sollte man hier die Pilaster anbringen? — Nähme man hiezu nur Eine Ordnung, so würde ihre Höhe alles architektonische Verhältniſs weit übersteigen: und dann hätte man nicht einmal den nöthigen Raum, über den mittelsten Bogen das Gebälke wegzuführen. Wollte man zwei Ordnungen Pilaster übereinander anbringen, so bedenke man nur das ärmliche Aussehen an einem Gebäude, dessen ganzer Charakter Groſsheit und Majestät ist. Und doch würde man auch hiermit nicht bewerkstelligen können, daſs die Gürtung *h* je mit dem Gebälke parallel liefe; denn der Augenschein lehret, daſs die Nischen *k* gleiche Höhe mit ihr haben, und folglich das Gebälke nothwendig darüber angebracht seyn müſste.

So wie jetzt die reine ursprüngliche Masse

des

des Mauerwerkes sich dem Auge darstellet, mag man allen Architekten der Welt die Frage vorlegen: ob nicht auf jede Weise, wie man auch die Sache wenden möchte, nothwendig eine architektonische Abgeschmacktheit daraus erwachsen müſste. —

Aber auch der Giebel auf der Vorderseite der rechtwinkligen Vorlage, und die Gürtungen der Rundmasse haben ihre Ursachen und eigenthümlichen Bestimmungen. Der Giebel läuft über der Dachung der Vorhalle hin, wo sie an die gemauerte Vorlage anstöſst; er leitet also durch seinen Vorsprung das Regenwasser ab, damit er den Maueranwurf nicht beschädige, und nach und nach zwischen der Mauer und dem Dache durchsickere. Die Gürtungen, welche die äuſsere Rundmasse umgeben, bezeichnen die innern Höhen-Abtheilungen. So läuft die Gürtung *h* mit dem Gebälke der innern Säulenstellung gleich (Taf. III. Fig. IV. u. V.) und die Gürtung *m* bezeichnet das Hauptgesimse im Innern, worauf die Rundwölbung ruht. Der Uebersatz von der zweiten bis zur dritten oder obersten Gürtung dienet, theils der Wölbung die erforderlichen Widerlagen zu geben, theils der äuſsern Mauerhöhe das schickliche Verhältniſs zu dem groſsen Umfange der ganzen Masse zuzutheilen.

II.

Nachdem wir nun historisch und architektonisch gezeigt haben, daſs M. Agrippa nicht bloſs als der einzige Erbauer anzusehen sei, sondern daſs auch die Säulenhalle bereits in dem ursprünglichen Plane des Ganzen gelegen haben müsse; gehen wir zur zweiten Frage über, welches die ursprüngliche Bestimmung des Gebäudes sei.

Ehe wir die Meinung derer untersuchen, welche bezweifeln, oder geradezu leugnen, daſs das Gebäude ursprünglich als Tempel diente, wollen wir aufs neue auf die Stellen aufmerksam machen, welche das Pantheon entweder ausdrücklich einen Tempel nennen, oder doch solche Umstände bemerken, welche bloſs mit der Idee eines Tempelgebäudes vereinbar sind.

Die meisten Stellen bezeichnen es bloſs mit dem Namen Pantheon, ohne einen andern Beisatz. Nur etwa an vier Orten kommt es ausdrücklich unter der Benennung eines Tempels vor. Der erste ist einer der oben erwähnten des Plinius: „Diogenes von Athen zierte das Pantheon des Agrippa aus, und die Karyatiden auf den Säulen dieses Tempels werden unter den Werken seltner Kunst genannt" *). Eine zweite Stelle im Makrobius

*) *lib.* 36. 4. *s.* 11.

ist nicht weniger klar. Er redet von der Perle, welche Cleopatra, um es dem M. Antonius in Verschwendung zuvorzuthun, in scharfem Essig auflöste, und so hinunter schluckte, und setzt hinzu, daſs die andere Perle, welche mit der aufgelösten ein Paar machte, in der Folge nach Rom kam, und daſs man sie dort in zwei Theile schnitt, „um die Statue der Venus in dem Tempel, der Pantheon heiſst, damit zu zieren“ *). Die dritte Stelle kommt im Jul. Capitolinus vor, welcher unter den Gebäuden, die Antoninus Pius wieder herstellte, auch den Tempel des Agrippa nennt **). Dieser Tempel, der den Namen des Agrippa vorzugsweise trug, konnte kein anderer seyn, als das Pantheon; denn man weiſs sonst von keinem andern, den er von Grund auf erbaut hätte. Auch ist keine Nachricht vorhanden, daſs ihm etwa nach seinem Tode als einem vergötterten Heros ein Tempel geweiht worden wäre. Die vierte Stelle finden wir im Servius. „Kuppelgebäude nennen einige jene Gattung von Tempeln, welche, wie

*) *Macrob. 2, 13. et factae ex una margarita duae, impositaeque simulacro Veneris, ut monstruosae magnitudinis, in templo, quod Pantheum dicitur.* Dieselbe Anekdote findet sich auch schon bei Plinius 9, 58.

**) *In Antonino Pio cap.* 8.

der Tempel der Vesta und das Pantheon erbaut sind" *).

Andere Nachrichten, die solche Umstände angeben, die sich nur auf einen Tempel beziehen lassen, sind folgende:

Erstlich sagt Plinius, Agrippa habe das Pantheon dem rächenden Jupiter erbaut **). Wir wissen zwar, daſs man auch Statuen der Götter an profanen Orten, theils im Freien, theils in Speisesälen, Bibliotheken, Säulengängen u. s. w. aufzustellen pflegte. Aber der Ausdruck ist hier zu bestimmt, um einen andern, als einen zum Tempel geweihten Ort, darunter zu verstehen.

Zweitens führt Dio nebst den Statuen des Mars und der Venus auch die Bildsäule des Jul. Cäsar an, die im Innern des Pantheon aufgestellt war, mit dem bemerkenswerthen Beisatze: daſs Agrippa auch die Statue des Augustus ins Innere zu setzen vorhatte, welche Ehre aber Augustus nicht annehmen wollte ***). Und welchen Grund konnte er dagegen haben, als den allgemeinen, den Sueton uns darbietet †), nehmlich, weil er überhaupt während

*) *ad Aen.* 9, 408. *Tholum nonnulli aedium sacrarum dicunt genus fabricae, ut Vestae et Pantheon.*

) *lib.* 56, 24. s. 1. *) *lib.* 53, 27.

†) *in Aug. c.* 52.

seines Lebens alle Tempelehren in Róm selbst ablehnte?

Drittens scheint der Name Pantheon schon an sich die Idee eines Tempels einzuschliefsen. Dies beweisen auch die Ursachen, welche Dio für den Namen Pantheon beibringet *).

Einen Grund mehr für seine Bestimmung als Tempel könnte man von der grofsen Lichtöffnung in der Mitte der Wölbung hernehmen; denn Vitruv lehret ausdrücklich, daſs die Tempel des Jupiter, des Sonnengottes, und der Mondgöttin von oben offen seyn sollen **).

Von dem Pantheon als Tempel reden auch die spätern Alten, welche von seiner Umwandlung in eine christliche Kirche Meldung thun. Paulus Diaconus sagt: „Derselbe (der Kaiser Phocas) befahl auf das Bitten des Pabstes Bonifacius, daſs der alte Tempel, Pantheon genannt, von den Unreinigkeiten der Abgötterei gesäubert, und in eine Kirche der heiligen Jungfrau Maria, und aller Märtyrer umgeschaffen werde; damit an dem Orte, wo man, nicht alle Götter, wohl aber alle bösen Geister verehrte, in Zukunft das Gedächtniſs aller Heiligen feierlich begangen werde" ***).

*) S. oben S. 171. **) *lib.* 1, 2.

***) *de Gest. Longob, l.* 5. *c.* 37. *Idem, papa Bonifacio*

Anastasius sagt. „Zu derselben Zeit erbat er (Bonifacius IV) sich von dem Kaiser Phocas den Tempel, genannt Pantheon, den er in eine Kirche für die Jungfrau Maria und alle Märtyrer einweihte“ *).

Nach der Aufführung aller dieser Stellen, wer sollte es glauben, daſs es Forscher gebe, welche die ursprüngliche Bestimmung des Pantheon als Tempel geradezu leugnen? — Wir wollen ihre Gründe sichten.

Erstlich führen einige die Stelle des Dio Cassius an, wo er berichtet, daſs der Kaiser Hadrian mit den vornehmsten Magistratspersonen, zuweilen im Palast, oder auf dem Forum, oder im Pantheon zu Gerichte saſs **). Dies, meinten sie, könnte im Pantheon nicht statt gefunden haben, wenn es ein Tempel gewesen wäre. Allein wem ist nicht bekannt, daſs es bei den Römern keinesweges ungewöhn-

petente, jussit in veteri fano, quod Pantheon vocabant, ablatis idololatriae sordibus, ecclesiam beatae semper virginis Mariae, et omnium martyrum fieri; ut, ubi omnium non deorum, sed daemonum, cultus erat, ibi deinceps fieret omnium memoria sanctorum.

*) *in vita Bonif. IV. Tom. 4. sect. 116. „Eodem tempore petiit a Phoca principe templum, quod appellatur Pantheon, in quo fecit ecclesiam sanctae Mariae semper virginis et omnium martyrum.“*

**) *l. 69. c. 7.*

lich war, sich öffentlicher Angelegenheiten halber in den Tempeln zu versammeln, obwohl es an eigenthümlich hiezu hestimmten Gebäuden, als an Curien, Basiliken, und an dazu eingerichteten Plätzen (*fora*) nicht gebrach?

Man sagt weiter: Wäre das Pantheon ein Tempel gewesen, so würde er nach dem Gesetze des jüngern Theodosius, welches befiehlt, die Tempel der Abgötter niederzureifsen, auch zerstört worden seyn. Allein da wir die Ueberreste so vieler andern Tempel theils in Rom, theils in den umliegenden Gegenden sehen, so fällt ein solcher Grund von selbst weg. Und übrigens betraf dieses Gesetz nicht die Stadt Rom, sondern nur das östliche Illyrien *).

Die Haupt-Idee derer, die seine Bestimmung als Tempel leugnen, ist übrigens die, dafs es als öffentliches Bad gedient habe. Diese Behauptung hat etwas für sich, in sofern diejenige Abtheilung der Bäder bei den Alten, die man *Baptisterium* hiefs, und die als Schwimmteich eingerichtet war, öfters eine achteckige oder runde Form hatte. Hievon haben selbst die *Baptisteria* (Taufkapellen), aus den ersten Jahrhunderten der Christenheit bis in's spätere Mittelalter hinein, Benennung und Form beibehalten. Nähmen wir also an, das Pantheon habe wirk-

*) *Cod. Theodos. l.* 15. *tit.* 10, 4 *et* 18.

lich als Bad gedient, so müſste man bekennen, daſs dies unstreitig der gröſste und herrlichste Schwimmteich gewesen wäre, in dem je das Herschervolk der Welt seine Glieder erfrischt hätte. Was diese Idee unter den Neuern begünstigte, war eine Sage, die bereits in dem 16ten Jahrhundert in Umlauf kam, nehmlich daſs der Fuſsboden im Innern des Pantheon ursprünglich viel tiefer gelegen habe, und daſs man beim Eintreten auf Stufen habe hinabsteigen müssen. Wir werden nachher sehen, durch welche Grille diese ganz grundlose Sage entstand. Hätten indessen der Jesuit Lazzari *) und andere, welche die Idee von einem Bade in Gang brachten, nur auf die Stellen acht gegeben, welche die Bäder des Agrippa von dem Pantheon ausdrücklich unterscheiden, so wären sie von ihrer Behauptung bald wieder zurück gekommen.

Dio in der oben angeführten Stelle **), und dann wieder, wo er von der groſsen Feuersbrunst unter Titus spricht ***), unterscheidet die Bäder des Agrippa, und das Pantheon sehr bestimmt: und dasselbe thut Spartian in folgenden Worten †): „Er (Hadrian) stellte

*) In einer besondern Schrift: *della consecrazione del Panteon. Roma* 1748.

) *lib.* 53, 27. *) *lib.* 66. *c.* 24.

†) *in Hadriano cap.* 19.

das Pantheon, die *Basilika* des Neptun, viele heilige Gebäude, das *Forum* des Augustus, und die Thermen des Agrippa wieder her."

Nun giebt es zwar wieder andere, welche zugeben, daſs in Agrippa's Zeiten das Pantheon zum Tempel eingeweiht worden, und die daher nur behaupten, daſs es ursprünglich, ehe nehmlich Agrippa diese Umwandlung damit vornahm, als Schwimmbad diente; allein man sieht leicht, daſs diese letztere Meinung mit der Voraussetzung zusammenhängt, daſs das Pantheon schon vor der Epoche des Augustus erbaut gewesen sei, und Agrippa bloſs die Vorhalle hinzugefügt habe. Da wir aber den Ungrund dieser Meinung schon sattsam dargethan haben, so bedarf sie keiner weitern Widerlegung. (Anmerkung C.)

III.

Es bleibt uns nun noch die dritte Frage zu erörtern übrig. Welches war der ursprüngliche Zustand des Pantheon, sowohl in Absicht seiner äuſsern als innern Auszierung?

An diese Aufgabe hat sich bis jetzt niemand mit Ernst gewagt, obwohl sie mit den beiden ersten genau zusammenhängt, und für

den Freund des Alterthums und der Kunst ungleich mehr Anziehendes hat, als die vorigen. Allein man kann nicht an diese dritte denken, ohne die beiden ersten auf's Reine gebracht zu haben.

Der Nachrichten, welche sich auf den ursprünglichen Zustand des Gebäudes beziehen, sind wenig, und diese nicht durchaus klar. Andere sprechen von Beschädigungen und Ausbesserungen, aber ohne irgend eine Angabe dessen, was sie betrafen.

Dazu kommt, dafs die Geschichte der Baukunst noch gar nicht kritisch bearbeitet ist, und es also schwer bleibt, aus dem was man noch sieht, mit Sicherheit auf etwas bestimmtes zu schliefsen.

Von den absichtlichen Zerstörungen, die das Gebäude vor und unmittelbar nach seiner Einweihung in eine christliche Kirche erlitt, erfahren wir gleichfalls sehr wenig; und in demselben Falle sind wir in Absicht der Umänderungen, denen das Gebäude das Mittelalter hindurch mochte unterworfen gewesen seyn.

Ueber die neueren Aufgrabungen um das Pantheon und in der Nähe *), und über die wenigen Gegenstände, welche man hiebei fand

*) Die allerneuesten ausgenommen, von welchen s. Anm. C.

und beobachtete, sind die Nachrichten auch mehr verworren, als sicher und bestimmt.

Indessen wollen wir alles geschichtlich ordnen, und mit dem, was man jetzt noch erkennet, vergleichen, um so vielleicht doch noch zu einem dem Kunstfreund einigermaſsen genügenden Resultate zu gelangen.

Unter den Alten, welche uns Nachricht vom Pantheon geben, ist Plinius der einzige, der es noch in seinem ursprünglichen Zustande sah. Aus seinen oben angeführten Stellen lernen wir: daſs Agrippa das Pantheon dem rächenden Jupiter weihte; daſs der Bildhauer Diogenes es verzierte, und die Karyatiden auf den Säulen in dem Tempel zu den seltenen Bildwerken gehörten, so wie auch die auf dem Giebel aufgestellten Statuen; endlich daſs die Säulenköpfe im Innern von Syrakusischem Erze waren.

Auch Dio, der unter Alexander Severus schrieb, nachdem das Gebäude schon mehrmal beschädigt, und wieder hergestellt worden war, giebt uns jedoch Nachrichten, die uns in mancher Rücksicht auf seinen ursprünglichen Zustand schlieſsen lassen. Er nennet die Statuen des Mars und der Venus, als *Signa Panthea* (S. die Anmerkung D.), von welchen, wie er meint, das Gebäude seine Benennung erhalten haben könnte, obwohl es ihm wahr-

scheinlicher deucht, dafs die majestätische Wölbung durch ihre Aehnlichkeit mit dem Himmel diese Benennung veranlafst habe. Weiter: dafs die Statue des Jul. Cäsar auch in dem Innern des Tempels stand; dagegen die Statuen des Augustus und des Agrippa in der Vorhalle aufgestellt waren.

Durch die Angaben dieser zwei Schriftsteller fällt erstlich die Meinung derer weg, welche glaubten, dafs das Pantheon seine Benennung daher habe, weil wirklich das ganze Götterheer des Alterthums darin aufgestellt gewesen. Aus der vorher angeführten Stelle des Paulus Diaconus sieht man, dafs diese Idee schon im frühesten Mittelalter herschend war. In der neuern Zeit nahm sie besonders ein Franzose wieder auf *). Da er aber doch einsah, dafs es im Innern, wie wir es jetzt sehen, an Raum dazu fehlen möchte, so fiel er darauf, — hauptsächlich um die Götter der Unterwelt aufzustellen, — dafs der Fufsboden ursprünglich ein Stockwerk tiefer müsse gelegen haben, und dafs man also zu gewissen Kapellen oder Nischen, wo die Statuen mit ihren Altären angebracht gewesen, auf Stufen hinab gestiegen sei. Um seine Idee anschaulich zu

*) *Ludov. Demontiosius*, in einer kleinen Schrift: *Gallus Romae hospes. Romae* 1583.

machen, fügte er einen Durchschnitt des Gebäudes bei. Und dieser Einfall des Demontiosius ist es, der die oben erwähnte Sage, daſs der Fuſsboden ursprünglich wirklich tiefer gelegen habe, erzeugte, und dadurch wieder in andern Köpfen die Idee von einem ursprünglichen Bade entstehen lieſs.

Carlo Fontana *), der die Meinung des Demontiosius in Betreff aller himmlischen, irdischen und unterirdischen Götter annahm, zeichnete hiezu zwei neue Durchschnitte. Der eine stellt das Innere des Pantheon so vor, wie er sich einbildete, daſs es zur Zeit der römischen Republik ausgesehen habe, und in dem Andern giebt er die Zusätze und Veränderungen, welche Agrippa gemacht haben soll, als er die Vorhalle hinzufügte. In beiden Zeichnungen ist der Fuſsboden ein Stockwerk tiefer gesenkt, mit Treppen umher, um, nach der Idee seines Vorgängers, den Untergöttern in dieser Tiefe besondere Nischen anzuweisen. Um die Götter des Himmels und der Erde gehörig aufzustellen, läſst er die groſsen Nischen im Innern geöffnet seyn, so wie es die mittelste, dem Eingange gerade gegenüber, noch ist, und machet in jeder dieser groſsen Nischen zwei Reihen kleinerer Nischen, eine über der

*) *della Basil. Vatic. lib. VII.*

andern. In der untern stehen die irdischen, und in der obern die himmlischen Götter. Nun erst kommt Agrippa, und läfst durch den Athener Diogenes das Innere mehr verzieren. Dieser setzt dann die Säulen, je zwei und zwei, in die grofsen Nischen hinein, und maskirt den obern Theil derselben: dadurch entstand die Attika, und um diese wieder zu zieren, stellt er seine Karyatiden an derselben herum.

Man sieht durch dieses Beispiel von Wahnsinn, dafs es auch in der Baukunst, wie in manchen andern Wissenschaften, gehet. Eine Sache mag an sich noch so grundlos und abgeschmackt seyn, so findet sie doch ihre Anhänger und Beförderer. Es kommt nur darauf an, dafs einer mit kühner Stirn den ersten Schritt wage. Aber wie viel unnütze Mühe hätte sich Demontiosius, und besonders Fontana erspart, wenn sie nur die aus Plinius und Dio angeführten Stellen in bessere Erwägung gezogen hätten. Doch wir fahren in unserer geschichtlichen Darstellung fort.

Die erste Beschädigung erlitt der Bau im J. 732, also drei Jahre nach seiner Vollendung. Dio sagt: Im Pantheon wurden die Statuen vom Wetterstrahl getroffen, so dafs auch die Lanze aus den Händen des Augustus wegge-

schleudert ward *), und nach demselben Schriftsteller ward das Gebäude, zugleich mit den damit verbundenen Thermen des Aprippa, in dem grofsen Brande unter Titus, im J. der Stadt 837, wieder sehr beschädigt **).

Im Eusebius und in einer Chronik des Mittelalters bei Eckard findet man Anzeigen, dafs der durch die Feuersbrunst unter Titus verursachte Schaden von Domitian wieder ausgebessert ward. Dieser Kaiser ist also als der erste Wiederhersteller des Pantheon anzusehen, wenn man jenen noch bei Lebzeiten des Agrippa geschehenen Schaden ausnimt, den er ohne Zweifel selbst wieder geheilt haben wird ***).

Nach derselben Chronik des Eusebius †) ward das Pantheon durch einen Wetterschlag unter Trajan auf's Neue entzündet, und von dessen Nachfolger Hadrian, wie Spartian berichtet, wieder hergestellt ††). Nach Jul. Capitolinus †††) gehört auch Antoninus Pius unter die Restauratoren dieses Tempels:

*) *lib.* 54, 1. **) *lib.* 66, 24.

***) *Euseb. Chron. parte* 2. *pag.* 164. *Cassiod. Chron. pag.* 387. *Eckard. Tom. I. col.* 30.

†) *ibid. pag.* 165. ††) *in Hadriano c.* 19.

†††) *in Antonino Pio c.* 8.

wahrscheinlich doch nur, weil er die Ausbesserungen seines Vorgängers vollendete.

Aus der Inschrift, die wir noch auf dem Architrab der Vorhalle lesen, sehen wir, daſs auch Sept. Severus, und sein Sohn Caracalla sich der Erhaltung dieses Gebäudes annahmen. Sie besserten wieder aus, was der Bau durch die Zeit gelitten haben mochte *).

Von dieser Zeit an bis zur Umwandlung in eine christliche Kirche erfahren wir nichts weiter von den Schicksalen des Pantheon, als daſs es noch in den Zeiten des Kaisers Constantius in seiner ursprünglichen Herrlichkeit dagestanden haben muſs **).

Aus diesen Nachrichten, und aus dem, was das Auge des Bauverständigen heute noch an dem Gebäude selbst wahrnimt, müssen wir nun unsere Ansicht über den ursprünglichen Zustand des Ganzen bilden.

Wir verweilen zuerst im Innern des Tempels. Daſs dieses viele Veränderungen erlitt, muſs

*) Hier ist diese Inschrift: *L. Septimius. Severus. Pius. Pertinax. Arabicus. Adiabenicus. Maximus. Pontif. Max. trib. potest. X. Imp. XI. Cos. III. P. P. Procos. Et. Imp. Caes. M. Aurelius. Antoninus. Pius. Felix. Aug. trib. potest. V. Cos. Procos. Pantheum. Vetustate. corruptum. cum. omni. cultu. restituerunt.*

**) *Amm. Marcell.* 16, 10.

muſs wol jedem einleuchten, der die Theile unter einander, und mit dem Ganzen zu vergleichen im Stande ist.

Plinius sagt, daſs Säulen in dem Tempel waren, worauf Karyatiden standen, (denn so, deucht mich, müssen wir die Worte — *Caryatides in columnis* — erklären) und daſs die Säulenkapitäle von syrakusischem Erze waren. An der Stelle dieser erzenen sieht man jetzt sehr schön gearbeitete Kapitäle von Marmor; und nur die zwei Säulen an der mittelsten groſsen Nische, dem Eingange gerade gegenüber, stehn jetzt so, daſs man Statuen, wie die Karyatiden des Diogenes waren, darüber aufstellen konnte. Die andern sind gegenwärtig zu zweien in die sechs andern groſsen Nischen hineingestellt, und helfen das Kämpfergebälke, welches in der ganzen Rundung herumläuft, stützen. Ursprünglich scheint die Anzahl der Säulen sechzehn gewesen zu seyn: jetzt sind deren nur noch vierzehn, alle von dem schönsten gelblichen Marmor (*giallo antico*). Ob diese Säulen noch dieselben sind, welche M. Agrippa hinein setzte, läſst sich bezweifeln. Denn da die ursprünglichen Kapitäle nicht mehr vorhanden sind, so möchten leicht diese und die Säulen selbst in einem der Brände unter Titus, und unter Trajan zu sehr gelitten haben, und dann durch die ge-

genwärtigen entweder von Domitian, oder von Hadrian ersetzt worden seyn. Sie gehören zu den erhaltensten des Alterthums; und in Betracht der Aehnlichkeit in der Bearbeitung, welche sie mit den schönen 24 Säulen in der Basilika des heil. Paulus (die nach der Tradition von dem Mausoleum Hadrian's — der jetzigen Engelsburg — weggenommen sind) und mit denen am Triumphbogen Constantin's haben, (welche ich auch nicht ohne Grund aus dem Zeitalter desselben Kaisers glaube), würde ich eher geneigt seyn, sie dem Hadrian, als dem Domitian zuzuschreiben. (Anmerkung E.)

Wichtiger ist die Frage über die gegenwärtige Stellung der Säulen in den sechs grofsen Nischen. Auch ich habe Ursache zu glauben, dafs diese sechs Nischen, welche wir jetzt von oben bis auf die Kämpferlinie maskirt sehen, ursprünglich offen waren; und dafs die Säulen zu den Seiten der Nischen standen, wo sie Vorsprünge bildeten; so wie wir noch die mittelste Nische geöffnet, und die zwei Säulen zur Seite rechts und links gestellt sehen. Aus dieser Annahme würde dann natürlich folgen, dafs die Attika, welche wir nun sehen, ursprünglich nicht statt fand. Diese Idee (aber aus einem albernen Grunde) hatte, wie wir vorher sahen, schon Carlo Fontana;

er meinte aber, dafs schon Agrippa, in der Absicht den Tempel mehr zu zieren, das Maskiren der Nischen vorgenommen habe.

Den ersten Grund für meine Behauptung schöpfe ich aus den Verhältnissen des innern Ganzen. Das Maskiren der grofsen Nischen, wodurch die Attika, mit den kleinen Nischen in Fensterform, und mit den kleinen magern Pilastern entstand, (die jetzt seit Benedikt XIV weggenommen sind, die aber Desgodetz in seinen Rissen noch aufbehalten hat; man sehe Taf. III. Fig. IV.) theilt die Masse des Ganzen zu sehr; und es geht daraus eine kleinliche und gedrückte Ansicht hervor. Zweitens erregen die Säulen, wie sie jetzt gestellt sind, die Idee, als hülfen sie die Masse, auf welcher die majestätische Wölbung ruhet, stützen; und daher kommen sie dem Auge im Verhältnifs zu der grofsen Masse zu schwach und kindisch vor. Ich darf dreist behaupten, dafs diese widrige Wirkung in jedem entstehen mufs, der mit einiger Besonnenheit architektonische Denkmäler zu würdigen gewohnt ist. Dagegen denke man sich auf einen Augenblick diese Attika weg; man öffne die sechs von oben maskirten Nischen, und stelle die Säulen an die Seiten derselben rechts und links; so wird das Innere jene grofsen und einfachen Verhältnisse wieder erhalten, welche der Architekt des M. Agrippa

dem Ganzen ursprünglich gegeben hatte. (Man vergl. auf der Taf. III. die Fig. IV. und V.) Als Beispiel führe ich das besterhaltene antike Rundgebäude an, das ehedem einen Theil der Thermen Diocletian's ausmachte, und jetzt in eine Kirche des heil. Bernhard umgewandelt ist, und frage: ob die Verhältnisse dieses Baues, der doch an sich einen ungleich geringern Umfang hat, für das Auge nicht ein viel harmonischeres Ganzes bilden? Aber man denke sich hier eine Maskirung der Nischen, und die Bildung einer Attika: und das Schöne der Masse ist dem Auge entschwunden.

Den zweiten Grund, daſs die groſsen Nischen ursprünglich offen, und die Säulen zu den Seiten derselben gestellt waren, gewähren mir die Statuen der Hauptgötter, welche darin standen. Es ist ein im Alterthum allgemein beobachtetes, und aus der Natur der Sache flieſsendes Gesetz, daſs die Hauptstatuen ein der Gröſse des Gebäudes entsprechendes Ansehen haben müssen. Daher ist leicht begreiflich, daſs die im Innern des Pantheon von einer Kolossalität seyn muſsten, welche nur in Nischen von der Gröſse der mittelsten aufgestellt werden konnten. Nach Plinius war das Pantheon vornehmlich dem Jupiter Ultor geweiht: und hiernach bestimmen wir für die Statue dieses Gottes die mittelste Nische, dem Eingange ge-

genüber. (S. Taf. III. Fig. V.) Weiter redet Dio von den Bildsäulen des Mars und der Venus, als solchen, die dem Gebäude den Namen könnten gegeben haben. Hieraus geht hervor, daſs diese Statuen nicht von zweiter Gröſse seyn konnten, sondern daſs ihr Ansehen die Idee von Hauptgöttern bei dem, der in den Tempel trat, erwecken muſste. Nach demselben Schriftsteller stand ferner die Bildsäule des Jul. Cäsar darin, und ohne Zweifel ebenfalls als eine der Hauptgottheiten in einer der groſsen Nischen; denn es ist nicht denkbar, daſs sie weniger Ansehen und Kolossalität gehabt haben sollte, als die Statuen des Augustus und des Agrippa, welche die Nischen der Vorhalle zierten. Dergestalt hätten wir vier der groſsen Nischen mit eben so viel Hauptgottheiten erfüllt. Für die drei noch übrigen werden uns die Götter von keinem Schriftsteller genannt. Auf Neptun fiele indessen eine sehr wahrscheinliche Vermuthung; denn seit den glücklichen Seeschlachten des M. Agrippa, zuerst gegen Sextus Pompejus, und dann gegen M. Antonius, erscheint Neptun, als Schutzgottheit des Helden, auch gewöhnlich auf der Kehrseite seiner schön geprägten Münzen, wovon eine nicht kleine Anzahl auf uns gekommen ist *).

*) Ein Korkmodell des Pantheon, welches zur Hälfte

Der dritte Grund meiner Behauptnng beruht darauf, dafs alle Nischen wirklich so wie die mittelste construirt sind; und deutlich zeigen, dafs sie erst in späterer Zeit maskirt wurden. Aus dem obern maskirten Theil von zwei dieser Nischen (nach welchen der Zugang nun durch die Dicke der Mauer gehauen ist) sind jetzt zwei Bethäuser gemacht, das eine für die Brüderschaft des heiligen Joseph, und das andere für die des heiligsten Sacraments. Man hat sie jetzt inwendig mit frischen Kalk-Anstrichen und Gipsverzierungen überkleistert; indessen nimt man in einem derselben noch eine der Vertiefungen (*Cassettoni*) in der Nischenwölbung wahr, ganz ähnlich denen, mit welchen die mittelste Nische verziert ist. Das Licht fällt in diese Bethäuser durch die Fenster der Attika, und ihr Fufsboden ist von Holz. — Würde es nicht eine lächerliche Behauptung seyn, dafs M. Agrippa diese Nischen wirklich so construirt habe, um sie dann wieder auf eine so barbarische Weise zu maskiren? —

Zu diesen deutlichen Spuren von späterer Umwandlung kommen noch die kleinlichen und

den ursprünglichen Zustand nach diesen meinen Angaben mit allen Restaurationen, und zur andern Hälfte den Bau vorstellt, wie er jetzt ist, besitzt die königliche Bauakademie in Berlin.

magern Pilaster von Porphyr, welche die Attika zierten, ehe Benedikt XIV sie wegnehmen liefs. So lange noch ein Scheinlicht von wahrem Kunstsinn unter den Menschen vorhanden war, konnte eine. solche Attika nicht gemacht werden.

Einen vierten Grund finden wir in den Worten des Plinius — *Caryatides in columnis.* — Wie jetzt die Säulen stehen, hätten sie nicht nur die Ansicht der in den grofsen Nischen aufgestellten Hauptstatuen gehindert, sondern es bliebe auch unerklärbar, wie man die Karyatiden auf den Säulen hätte aufstellen sollen: denn das Kranzgesimse springt nicht genug vor, um darauf Statuen zu stellen. Dafs aber die Karyatiden keine Reliefs waren, wie einige sich einbildeten, geht daraus hervor, dafs Plinius dort überhaupt nur von Bildsäulen, und nicht von erhobenen Bildwerken spricht. Indessen zeigen uns die beiden Säulen, welche rechts und links an der Seite der mittelsten Nische gestellt sind, deutlich, wie ursprünglich alle übrigen Säulen stehen mufsten, nehmlich so dafs jede einen besondern Vorsprung bildete; und zwar einzig zu dem Zwecke die Statuen der Karyatiden von dem Bildner Diogenes darüber aufzustellen. (Anmerkung F.)

Hier könnte man die Frage aufwerfen, ob das Verfahren, Statuen auf Säulen zu stellen,

und zwar im Innern eines Gebäudes, in einer guten Architektur zu billigen sei? — Allein hievon darf hier nicht die Rede seyn. Genug ist es zu wissen, daſs die Griechen und die Römer dergleichen häufig thaten; und wenn gleich nicht zu leugnen ist, daſs der Höhe und der Entfernung wegen manches von der Schönheit eines Werkes für das Auge verloren geht; so findet doch ein solches Verfahren, besonders beim Pantheon, eine wesentliche Entschuldigung darin, daſs ohne diese Säulen mit den Karyatiden darüber das Ganze ein zu naktes Ansehen gehabt haben würde. Dadurch aber erhielt die Masse eine zierliche Fülle, ohne weder in's Kleinliche, noch in's Ueberladene zu fallen.

Nachdem wir auf diese Art die ursprüngliche Majestät und erste Verzierung dieses Tempels wieder vor die Augen des Kunstkenners gebracht haben; so fragt sich nun: Wann können wir annehmen, daſs die unglückliche Umwandlung, welche wir jetzt sehen, vorgegangen sei? — Dies scheint mir eben so schwer zu bestimmen, als es leicht ist, zu sehen, daſs eine solche wirklich statt fand.

Was für Theile die oben erwähnten Restaurationen unter den Kaisern betrafen, ist nicht bekannt. Doch ist es nicht denkbar, daſs solche wesentliche und barbarische Umwand-

lungen vorgingen, so lange der Dienst der alten Götter noch in Ansehen war.

Was wir als gewiſs annehmen können, und was auch die oben angeführte Aussage des Paulus Diaconus bestätigt, ist, daſs das Innere eine Hauptumwandlung erleiden muſste, als der Tempel unter Bonifacius IV zur Kirche eingeweiht wurde. Man säuberte zuvor, sagt er, den Ort von den Unreinigkeiten der Abgötterei: folglich von allen den groſsen und kleinen Bildwerken, die damals noch darin aufgestellt seyn mochten. So standen also die groſsen Nischen, so wie die Säulen, ihrer ehemaligen Zierden beraubt und nakt da. Man konnte daher leicht darauf fallen, die Säulen in die Nischen selbst hinein zu stellen, und den obern Theil derselben zu maskiren. Durch diese Einrichtung erhielt die mittelste Nische, welche allein unmaskirt blieb, das Ansehn einer Tribuna, welcher Haupttheil der alten Kirchen aus dem in den Basiliken der Alten am einen Ende befindlichen Tribunal entstanden war: denn es ist bekannt, daſs alle früheren christlichen Kirchen nach der Form der Basiliken erbaut wurden, und auch den Namen beibehielten *). Späterhin erhielt die Tribuna

*) Jetzt noch führen die sieben Hauptkirchen Roms den Namen Basilika.

den Namen Chor, weil die Geistlichen zum Chorsingen darin sich versammelten.

Zu den spätern Zusätzen gehöret auch theilweise das Gebälk über den Säulen, das aber nach dem Muster des Alten noch ziemlich gut nachgeahmt ist. Ferner: die Pilaster, und die fensterartigen Nischen der Attika. Ob aber alle diese Umänderungen und Zusätze sogleich bei der Weihe des Tempels zur christlichen Kirche statt hatten, oder ob sie später, und nur nach und nach erfolgten, läſst sich aus Mangel an Nachrichten nicht bestimmen.

Die acht kleinen Tabernakel, oder die in eben so viel Altäre jetzt umgewandelten kleineren Säulennischen, waren ohne Zweifel schon ursprünglich vorhanden, und dienten zur Aufstellung einer Reihe kleinerer Bildsäulen. Vier davon, die beiden mittelsten zu beiden Seiten der Hauptnische, und die zwei ersten vom Eingange links, haben Säulen von demselben Marmor, und derselben Arbeit, wie die groſsen: die zwei ersten rechts haben Säulen von Granit, und die dritte auf jeder Seite, von Porphyr. Sehr leicht möchten letztere vier spätere Restaurationen seyn, denn es ist kaum glaublich, daſs man ursprünglich Säulen von verschiedenen Steinarten gebraucht haben würde. Da der Vorbau dieser Tabernakel, worauf die Säulen stehen, jetzt zum Altartische dienet; so sind

in neuern Zeiten andere Nischen hinter denselben in die Mauer eingehauen worden, um theils die Statuen, theils die Gemälde, welche jetzt die Tabernakel zieren, aufzustellen. Durch diese Vertiefung werden sie aber zu sehr aus den Augen gerückt, welches mit den Statuen in ältern Zeiten nicht der Fall war, indem diese mehr vorwärts zwischen den Säulen standen.

Die Marmorbekleidung der Wände in der Rundung umher ist von unten, nehmlich so hoch als die Brüstung geht, noch ganz alt; aber die Bekleidung darüber ward verschiedentlich restaurirt.

Die Lage des Fuſsbodens ist dieselbe wie im Alterthum. Nur ist die gegenwärtige Belegung spätere Restauration. Sie besteht aus groſsen runden Platten von Porphyr und von Granit, mit Streifen von verschiedenen Marmorarten, im Geschmack mehrerer anderen Kirchen aus den frühern Jahrhunderten der Christenheit in Rom. In der Mitte des Fuſsbodens bildet sich eine geringe Concavität, wo das Regenwasser, das durch die Oeffnung der Wölbung in das Innere fällt, zusammen, und dann durch die in den Marmorplatten angebrachten Löcher in den Abzugskanal, welcher unter dem Pantheon weggeht, abfliesst. (Anmerkung G.)

Die majestätische Rundwölbung mit der Oeffnung in der Mitte, wodurch das Innere

so schön erleuchtet wird, ist ganz erhalten, aber ihrer ehemaligen Zierden beraubt.

Gewöhnlich giebt man vor, daſs die viereckigen Vertiefungen in der Wölbung mit Rosetten, Blätterwerk, Schlangeneyern und Perlstäben aus Erz verziert gewesen. Dieser Glaube pflanzte sich von Mund zu Mund fort, und mehrere Neuere sprechen hievon, als von einer Thatsache. Einige wollen noch Stifte von Erz, andern sogar Silberbleche bemerkt haben *). Desgodetz gründet seine Meinung, daſs die Wölbung mit Erz verziert gewesen sei, auf den Streif von vergoldetem Erze, welcher noch vorhanden ist, und ganz umher den obern Saum der Oeffnung machet. Dergestalt wollten die Neuern die Pracht dieses Gebäudes durch kostbare Zierrathen an solchen Theilen erheben, wo sie nicht anwendbar sind; ja wo sie dem Baue schädlich wären, wenn man sie anbringen wollte. — Wer über die Natur solcher Art Wölbungen nachgedacht hat, wird sich leicht überzeugen, wie irrig eine solche Vorstellung sei.

Die Wölbung des Pantheon, so wie die meisten römischen Gewölbe, besteht bloſs aus

*) *Pomp. Laetus de Civit. Rom. Panciroli Reg. IX. Col.* 360. *Serlio Tom. III. pag.* 87. *Palladio lib.* 4. *pag.* 252. *Montfauçon tom. II. par.* 1. *lib.* 2. *c.* 3. *Desgodetz Pl. VI.* — *Venuti par.* 2. *cap.* 3. —

Guſs; das ist, aus Kalk- und Puzzolan-Mörtel, aus Bruchsteinen von einer leichten Tufart, und aus zerschlagenen Ziegelstücken. Alles dies wird im Mörteltrog zusammengemischt, und dann Kübelweise auf das hölzerne Gerüste, welches die Form der zu construirenden Wölbung hat, aufgegossen, und so allmählich das ganze Gewölbe gebildet. Diese Mischung geht eine solche Verbindung ein, daſs, nachdem die Wölbung gehörig ausgetrocknet, und das Gerüste weggenommen ist, das Ganze nur Eine Masse bildet, welche durch den festen Zusammenhang aller ihrer Theile, und durch die Leichtigkeit der dazu angewandten Materialien im Verhältniſs zu den Gewölben von gehauenen, oder von gebrannten Steinen, nur einen sehr geringen Druck auf die Wände ausübet.

Will man in solchen Guſswölbungen zugleich vertiefte Felder anbringen, so wie das Pantheon dieselben hat, so wird bloſs die Form des hölzernen Gerüstes, worauf man den Guſs aufträgt, darnach eingerichtet, so daſs die vier-, sechs- oder achteckigen Felder vertieft da stehen, wenn man das Gerüste wegnimmt. An Gewölben, wo der Putz abgefallen ist, nimt man gewöhnlich noch die Form der Breter, und anderer Hölzer wahr, woraus das Gerüst bestand.

Bei dieser Art Gewölbe nun erkennt jeder

Bauverständige leicht, daſs das Einbohren und Befestigen von eisernen und metallenen Bolzen nicht angehet, und folglich die Auszierung der vertieften Felder mit Rosetten und Blätterwerk von vergoldetem Erz, und Silberblech nicht thunlich ist: und die Anbringung derselben an dem Gewölbe des Pantheon gehört also unter die Träume solcher Schriftsteller, welche die Natur dieser Art Constructionen nicht genug gekannt oder bedacht haben.

Die wirkliche Auszierung der Rundwölbung des Pantheon bestand ohne Zweifel in Stukmarmor, so wie bei andern ähnlichen Denkmalen, z. B. beim Friedenstempel, wo die Spuren dieser Art Auszierungen noch deutlich wahrzunehmen sind. Man lieſs diesen Stuccoarbeiten bald ihre natürliche Weiſse, bald wurden sie farbig angestrichen, und theilweise vergoldet; ungefähr auf eben die Art, wie es in ähnlichen Fällen noch geschieht. Und in Wahrheit, welche dauerhaftere, und passendere Zierde wäre an einer Wölbung wol denkbar? —

Die Ursache, warum man jetzt keine Ueberreste der ehemaligen Zierde am Gewölbe des Pantheon mehr wahrnimmt, läſst sich nicht angeben. Wahrscheinlich ist indeſs, daſs, als es durch die Zeit, und durch das Ablösen einzelner Stücke, unansehnlich ward, man darauf verfiel, auch die Spuren davon abzuschlagen,

und dem Ganzen durch eine frische Uebertünchung ein heiteres und gleiches, wenn auch nicht geziertes, Ansehen zu geben. Unter welchem Pabste aber dies geschah, davon finde ich keine Nachricht. Es genüge uns indessen, auf die Irrthümer in Hinsicht jener Verzierungen aufmerksam gemacht, und den wahren Zustand derselben angedeutet zu haben. (Anmerkung H.)

Wir verlassen nun das Innere des Heiligthums, und verweilen im Herausgehn bei der Thür. Alt ist die prachtvolle Einfassung derselben. Man hat aber bezweifeln wollen, daſs die erzenen Thürflügel ursprünglich dazu gehörten, indem man behauptete, daſs det Vandalen-König Genserich, bei dem Wegführen mancher Kunstwerke von Rom nach Afrika, auch die Thüren des Pantheon mit sich nahm *). Allein diese Aussage hat keinen historischen Grund, und scheint bloſs daher entstanden zu seyn, weil man glaubte, daſs die jetzt noch vorhandenen Thürflügel für die Gröſse der Oeffnung nicht passend seien. Winkelmann **) hat schon diesen Irrthum gerügt. Die Thür ist in dem Sinne der besten Zeit

*) *Nardini l. 6. c. 4. Ficoroni l. 1. c. 20. Venuti c. 3.*

**) In der ital. Uebers. seiner Kunstgeschichte von C. Fea Tom. III. pag. 73.

der Kunst angeordnet und gearbeitet. Da die Oeffnung sehr hoch ist, so brachte man von oben ein Gegitter an, um die Flügel selbst nicht so hoch machen zu dürfen; was ihnen nur eine überflüssige Schwere beim Oeffnen und Schliefsen gegeben haben würde. Um aber die Breite der Flügel dem Verhältnifs ihrer Höhe anzupassen, wurden rechts und links an den marmornen Pfosten erzene Pilaster errichtet, wodurch also die Flügel um so viel schmäler wurden. Von einer ähnlichen Einrichtung meldet zwar Vitruv nichts *). Indessen läfst sich dasselbe Verfahren noch an andern Denkmälern bemerken, wie an dem Vestatempel zu Tivoli; wo die Spuren an der Schwelle und an den Seitenpfosten deutlich zeigen, dafs das Ganze der Thür mit den Pilastern, den Doppelflügeln, und dem Gegitter von oben, wie beim Pantheon, eingerichtet war. Auch kommen in antiken Reliefs Abbildungen von Thüren vor, welche diese Einrichtung bestätigen.

Die Vorhalle hat noch im Ganzen ihre ursprüngliche Anordnung; doch hat auch sie manche Veränderungen erlitten.

Im Mittelalter wurden an der Morgenseite Häuser angebaut; und so scheinen irgend in einem

*) *lib.* 4. c. 6.

einem Brande auch die Säulen an dieser Stelle gelitten zu haben. Marlianus sagt ausdrücklich *), daſs in seiner Zeit eine der Säulen fehlte, und daſs zwei andere vom Feuer beschädigt zu seyn schienen. Als im 17ten Jahrhundert Urban VIII durch das Abtragen der Wohnhäuser an dieser Seite die Vorhalle wieder befreite, fand sich wirklich, daſs die Säulen *a* und *b* Taf. I. durch Feuer so gelitten hatten, daſs man sie wegnehmen muſste. Der Pabst lieſs also die Säule *c* an die Stelle der Ecksäule *a* setzen, und die Stellen *b* und *c* wurden durch Säulen von Mauerwerk ersetzt. Unter seinem Nachfolger Alexander VII fand man beim Nachgraben nahe bei der französischen Kirche des heiligen Ludwig, da wo ehedem die Thermen des Nero und Alexander Severus standen, zwei andere Säulen von ägyptischem Granit, welche gerade die Form und Gröſse von denen des Pantheon hatten. Der Pabst lieſs also die beiden von Mauerwerk aufgeführten Säulen wieder wegnehmen, und sie durch die Aufgefundenen ersetzen. So erhielt also die Vorhalle wieder ihre sechzehn Säulen von ägyptischem Granit, alle von Einer Länge, von 36½ Fuſs Höhe, und 4½ Fuſs im untern Durchmesser. Den einzigen merklichen Miſs-

*) *Topogr. urbis Romae l. 5. c. 2.*

stand, der die Folge dieser Veränderungen war, macht jetzt die Ecksäule an der Stelle *a*, welche vordem an der Stelle *c* stand. Denn indem sie nur die Dicke von $4\frac{1}{2}$ Fuſs, wie die andern Säulen hat, scheint sie zu dünn, und macht für das Auge des Beobachters einen wirklich unangenehmen Effekt. Die Regel Vitruv's *), welche vorschreibt, die Ecksäulen in optischer Hinsicht, um ein Funfzigtheil dicker, als die in der Mitte stehenden zu machen, bewährt sich hier augenscheinlich. Der Architekt des M. Agrippa hatte sie beobachtet; denn die auf der Abendseite noch vorhandene Ecksäule ist wirklich um zwei Zoll stärker, als die andern, und sie machet an ihrer Stelle die erforderliche Wirkung.

Das Mauerwerk der rechtwinkligen Vorlage ward äuſserlich und innerlich mit Pilastern, und die Wand dazwischen mit Platten von pentelischem Marmor bekleidet. Einige dieser Platten haben Reliefs mit Kandelabern, mit Fruchtkränzen, und mit irgend einem Opfergeräthe sehr schön verziert. Sechs dieser Reliefs im Innern der Halle sind noch trefflich erhalten.

Was mit den Statuen des Augustus und des M. Agrippa, welche ehedem die

*) *l.* 3. c. 2.

beiden Nischen der Vorhalle zierten, vorging, davon haben wir eben so wenig Nachricht, als von dem Schicksal derer, die in dem Tempel selbst standen. In dem Hofe des Palastes Grimani in Venedig steht eine Statue des M. Agrippa von kolossaler Gröſse, nakt und als Seeheld, oder als ein zweiter Neptun, wie der Delphin zeiget, welcher der Statue zum Tronk dienet. Manche glaubten, daſs dies die Statue seyn könnte, welche ehedem das Pantheon zierte; allein nach den Maaſsen, die ich selbst davon nahm, wäre sie für die Nische viel zu klein.

Die Vorhalle theilet sich in drei Schiffe ab, Die Decke, welche jetzt in allen drei fehlet, bestand ehedem in drei Tonnengewölben, die sich auf die Architrabe stützten. Das mittelste Gewölbe, als das breiteste, hatte die Höhe von dem Bogen, der über dem Haupteingange vortritt; von den beiden kleinen Wölbungen der Seitenschiffe sieht man noch an der Mauer deutlich die Spuren der Bogenlinie: (s. ob. S. 177)

Aus Mangel dieser Gewölbdecken erscheint die Dachrüstung dem Auge frei; sie besteht jetzt in einem Hangewerk. Die ursprüngliche Dachrüstung, deren Balken mit starken Platten von Erz ganz überzogen waren, hatte sich bis ins Jahr 1632 erhalten, wo Urban VIII sie wegnehmen lieſs. Aus dem erhaltenen Erz lieſs

der Pabst durch Bernini die vier großen gewundenen Säulen nebst dem Baldachin an dem Hauptaltare in der Peterskirche, und über hundert Kanonen für die Engelsburg gießen *). (S. Anmerkung I.)

Nach Flaminio Vacca **) standen die beiden ägyptischen Löwen von grünem Basanit, welche nachher Sixtus V vor die *Fontana Felice* setzen ließ, und der schöne Sarkophag von Porphyr, der jetzt das reiche Grabmal Clemens des XII in der Kapelle Corsini zu S. Joh. im Lateran zieret, in der Vorhalle des Pantheon seit Eugenius IV, in dessen Zeiten man sie nicht fern von da ausgegraben hatte. Dieß veranlaßte damals die seltsame Meinung, daß die Leiche des M. Agrippa in dem schönen Sarge beigesetzt, und nebst den beiden Löwen auf dem Dreiecke des Giebels der Vorhalle aufgestellt gewesen sei. Aber weder die eine, noch die andere dieser Meinungen verdient eine ernsthafte Widerlegung, indem bekannt ist, daß die Asche des M. Agrippa in dem Mausoleum des Augustus beigesetzt ward ***), und daß, nach Plinius †), Statuen den Giebel des Pantheon zierten.

Daß das Gebäude in seinem äußern Schmuck

*) *Ficoroni l.* 1, c. 20. *Venuti P.* 2. c. 3. **) §. 35.

***) *Dio Cass.* 54, 28. †) 36, 4. s. 11.

durch die Zeit Schaden litt, ist sehr natürlich. Von dem Anwurfe aus Marmorstaub auf den Backsteinen, woraus die Rundmasse ganz aufgeführt ist, sieht man jetzt nur noch wenige Spuren. Eben so hat die äufsere Bekleidung der rechtwinkligen Vorlage mit Marmorplatten, und besonders das Blätterwerk der korinthischen Säulenkapitäle sehr gelitten. Von der auf dem Friese eingehauenen Inschrift fehlen die ehedem eingelegten Buchstaben von vergoldetem Erz; und die Inschrift auf den Streifen des Architrab's, welche aus kleinen Buchstaben besteht, und den Sept. Severus und seinem Sohn Caracalla als Restauratoren nennet, ist von der Zeit sehr angefressen.

In dem dreieckigen Felde des Giebels verrathen die vielen Löcher in den Quadern, dafs ursprünglich ein Relief darin angeheftet war, und zwar bestand dieses aus Erz, wenn man dem Flaminio Vacca an der vorher angezeigten Stelle glauben darf. Nach seinem Bericht grub man unter Eugenius IV das vor dem Pantheon aufgeschüttete Erdreich um, und fand einen Kopf, den man für den des Agrippa hielt, einen Pferdefufs, und ein Stück von einem Rade, alles aus Erz. Nicht unwahrscheinlich ist es, dafs dies Ueberreste von dem in dem Giebelfelde ehedem befindlichen Relief waren. Wo diese Stücke hingekommen sind,

weiſs man nicht. Flaminio Vacca äuſsert dabei die Vermuthung, daſs M. Agrippa selbst im Triumphaufzug darauf vorgestellt gewesen seyn könnte. Allein diese Meinung scheint dem Gebräuchlichen zu sehr entgegen. Auch beweiset der hier aufgefundene Kopf, den man für das Bildniſs des Agrippa hielt, nichts dafür: denn wer hätte in jener Zeit (in der Mitte des 15ten Jahrhunderts) die Kenntniſs gehabt, dergleichen zu unterscheiden? Die Kritik des Alterthums lag damals noch ganz in der Wiege. In den Giebelfeldern der Tempel pflegte man nur solche Gegenstände darzustellen, die in das heroische Zeitalter gehörten, und mit der Gottheit, welcher der Tempel geweiht war, unmittelbar in Beziehung standen. Da nun nach dem Berichte des Plinius das Pantheon vornehmlich dem Rächenden Jupiter geheiligt war; so lieſse sich aus den aufgefundenen Sachen eher schlieſsen, daſs dieser Gott auf dem Donnerwagen einherfahrend, in dem Akte abgebildet war, wie er mit seinen Blitzstralen die Giganten vertilget *).

*) Dieselbe Idee ist auch auf einem der Blätter dargestellt, welche Piranesi, der Sohn, verfertigen lieſs, in der Absicht ein Prachtwerk von dem jetzigen und ehemaligen Zustande des Pantheon zu geben. Die Bearbeitung des Textes zu diesem Kupferwerke sollte Visconti übernehmen. Von diesem Vorhaben des Pira-

Die Dachung der Rundwölbung, und ohne Zweifel eben so die der Vorhalle, war ursprünglich mit Ziegeln von vergoldetem Erze überlegt, Der Kaiser Constans II liefs im Jahr 655 unserer Zeitrechnung, nachdem das Pantheon schon längere Zeit in eine christliche Kirche

nesi wufste ich nichts, als ich gegenwärtige Abhandlung schrieb; und erst einige Zeit darnach zeigte er mir diese angefangene Arbeit, zugleich mit dem Wunsche, dafs ich die Beschreibung dazu übernehmen möchte. Allein nachdem ich die Blätter näher untersucht hatte, zeigte ich ihm die Menge Unrichtigkeiten, die sie enthielten, und die Nothwendigkeit einer Umarbeitung derselben, wenn eine Beschreibung von mir dazu passen sollte. Er war nicht abgeneigt, meinem Vorschlage zu folgen. Indessen geschah hierin in den nächstfolgenden Jahren nichts. Vielmehr fing er an, die Blätter, wie sie waren, einzeln an die Käufer zu überlassen; und dadurch bewies er hinlänglich, dafs er seine Idee von einem Prachtwerk über das Gebäude aufgegeben hatte, aber doch die einmal zum Theil fertigen Platten nicht unbenutzt liegen lassen wollte. Ob die Platte, welche im Felde des Giebels den Rächenden Jupiter, der die Giganten vertilgt, vorstellt, schon früher fertig war, (es steht die Jahrzahl 1787 darauf) oder erst dann hinzu kam, nachdem ich meine Abhandlung publizirt hatte, weifs ich nicht. Gewifs ist es, dafs ich diese piranesischen Blätter erst nach dem Druck meiner Schrift kennen lernte. Indessen liegt, durch die Stelle des Plinius, diese Idee so nahe, dafs sie wohl auch andern, eben so wie mir, beifallen konnte.

umgewandelt war, diese Ziegel wegnehmen, um sie nach seiner Residenz Constantinopel bringen zu lassen *). Der Pabst Gregorius III suchte diesen Schaden im J. 713. durch eine Eindeckung von Blei zu ersetzen **), und seit dem machten Martin V und Clemens VIII die nöthigen Ausbesserungen ***). Von der ursprünglichen Eindeckung erhielt sich einzig der mit Schlangeneiern gezierte Streif von vergoldetem Erz, der um den obern Rand der Lichtöffnung gezogen ist, und aus welchem Desgodetz schloſs, daſs auch das Innere der Wölbung mit Rosetten von Erz verziert gewesen sei.

Die beiden kleinen Glockenthürme lieſs Urban VIII durch Bernini über den beiden Treppen der rechtwinkligen Vorlage aufsetzen. Von den Treppen selbst ist die auf der Morgenseite noch ganz erhalten.

Dies ist, was ich über den ursprünglichen Zustand, die spätern Zusätze, und Umwandlungen eines Gebäudes zu sagen weiſs, welches die Alten in der blühendsten Epoche ihrer Kunst immer als eines ihrer Hauptdenkmale ansahen. (Anmerkung K.)

*) *Paul. Diac. de gest. Longob. l. 5. c.* 11. *Anastas. in S. Vitaliano pag.* 106.

**) *id. in S. Gregorio III. pag.* 144.

***) *Muratori rer. Ital. script. Tom III. art.* 2. *col.* 858. *Venuti topogr. di Roma P.* 2. *c.* 3.

Anmerkung A.

Ueber die Zeit, worin Vitruv schrieb.

Ueber die Zeit, worin Vitruv lebte, ist von jeher viel geschrieben worden. Es scheint aber nicht, dafs wir hiermit ganz auf dem Reinen sind. Die meisten kommen zwar überein, dafs er in dem Zeitalter des Augustus schrieb, und der neueste italienische Uebersetzer seiner Schriften, Galiani, hat die Gründe dafür sehr schön geordnet aufgestellt. Aber ein späterer, William Newton, der treffliche englische Uebersetzer derselben Werke, hat die Meinung wieder aufgenommen, dafs Vitruv seine Schriften nicht dem Augustus, sondern dem Kaiser Titus zueigne; und man mufs gestehen, nicht mit wenigen, und keinesweges mit verächtlichen Gründen.

Meine Absicht ist hier nicht zu wiederholen, was für und wider diese Meinungen gesagt worden ist. Da ich indessen denjenigen beitreten mufs, welche den Vitruv zum Zeitgenossen von Jul. Cäsar und Augustus machen: so kann ich nicht umhin, auf die vornehmsten Gründe Newton's zu antworten, und dann, wo möglich, die Jahre, worin Vitruv schrieb, näher zu bestimmen. Was Newton vorbringt, sind

mehr Zweifel gegen die Meinung, daſs Vitruv in dem Zeitalter des **Augustus** lebte, als Gründe, um seine Existenz unter **Titus** zu erweisen. Man höre ihn.

1) Vitruv (1, 7.) sagt: Man soll in den Städten, wo weder Gymnasien, noch Amphitheater sind, die Tempel des **Hercules** beim Circus erbauen. Dies, meint Newton, setze eine Allgemeinheit der Amphitheater voraus, welche nicht in Augustus, wohl aber in Titus Zeiten, statt fand. Allein um diese Regel so zu fassen, sehen wir die Nothwendigkeit einer Menge von Amphitheatern nicht ein; es war hinreichend, daſs Vitruv den Bau der Amphitheater kannte; und an dieser Kenntniſs ist nicht zu zweifeln. Vor **Augustus** hatte sich schon M. **Curio** (*Plin.* 36, 24. s. 8.) durch seine zwei drehbaren Theater, welche man in ein Amphitheater umwandeln konnte, berühmt gemacht; und wenig Jahre darnach, im J. 708. baute **Jul. Cäsar** ein anderes. **Dio** (43, 22.) nennt es ein Theater von Holz, um Thiergefechte darin zu geben, welches, weil es ganz umher Sitze hatte, und ohne Bühne war, Amphitheater genannt wurde *). Unter **Augustus** aber errichtete **Statilius Taurus** ein steinernes,

*) Θέατρόν τι κυνηγετικὸν ἰκριώσας, ὃ καὶ ἀμφιθέατρον ἐκ τοῦ πέριξ πανταχόθεν ἕδρας ἄνευ σκήνης ἔχειν προσερρέθη.

welches bereits im J. 725 vollendet war (*Dio* 51, 23.). Man sieht also, daſs Vitruv, wenn gleich er nichts näheres über den Bau der Amphitheater erwähnte, doch vollkommene Kenntniſs davon haben muſste.

Die angezogene Stelle beweiset demnach nichts für Newton; dagegen geben uns die Gladiatorspiele einen sehr starken Beweis gegen seine Meinung. Vitruv (5, 1.), von dem Baue der Märkte nach römischer Art sprechend, sagt, daſs man von Alters her gewohnt sei, die Gladiatoren allda auftreten zu lassen, und gibt daher die Vorschriften, wie ein Markt in dieser Rücksicht gehörig anzulegen sei. Dies scheint ein offenbarer Beweis, daſs Vitruv zu einer Zeit schrieb, wo die Amphitheater noch wenig gemein waren; welches in den Zeiten des Titus nicht mehr der Fall war.

2) Der Grund, den Newton von den Theatern hernimmt, scheint uns eben so wenig bedeutend. Er bezeichnet nach der Lehre Vitruv's die Abweichung des Römischen Theaters von dem Griechischen, und meint, da bis in's J. 741. nur ein steinernes Theater in Rom war, und nicht zu vermuthen sei, daſs man in der Provinz früher, als in der Hauptstadt, stehende Theater gehabt habe; so könne die Einrichtung eines einzeln Theaters, wie das von Pompejus, keine Regel machen. Man müsse

also annehmen, dass Vitruv später schrieb, wo schon eine grössere Menge stehender Theater nach römischer Art vorhanden waren. Dies deute Vitruv auch dadurch an, dass er selbst, von den Schallgefässen (5, 5.) sprechend, beisetzt, man habe solche Gefässe nicht nur in mehrern Theatern Griechenlands, sondern auch in Provinzialtheatern Italiens *) angebracht.

Hierauf antworten wir erstlich: dass zwar damals nur das Theater des Pompejus in Stein zu Rom vorhanden war; aber man hatte ja lange vorher, und forthin Theater aus Holz gebaut: und da die Einrichtung, wodurch sich die römische Bühne von der griechischen unterschied, nicht bloss die Theater von Stein, sondern auch die von Holz betraf; so konnte Vitruv allerdings eine solche Abweichung, als fest bestehend, bemerklich machen. — Zweitens kann die Mehrheit der Theater in Italien in Augustus Zeiten nicht befremden. Man braucht bei der letztangezogenen Stelle Vitruvs nur an Grossgriechenland zu denken, das ja auch ein Theil von Italien war: und wer zweifelt daran, dass die Theater allda früher einheimisch waren, als in Rom?

3) Einen Hauptbeweis für seine Meinung

*) *In Italiae regionibus et in pluribus Graecorum civitatibus.*

findet Newton darin, daſs Vitruv von einem Tempel der *Fortuna Equestris* in Rom spricht (3, 2.); und doch sei nach Tacitus (*Ann.* 3, 71.) noch unter Tiberius kein Tempel dieses Namens in Rom vorhanden gewesen.

Hierauf antworte ich: Es ist wahr, daſs es nach Tacitus so scheint. Allein wie sollen wir dies mit den Nachrichten des Livius (40, 25. und 42, 4.) und des Val. Maximus (1, 20.) reimen, nach welchen bereits im Jahr 571 bis 577 Q. Fulvius Flaccus den Tempel der *Fortuna Equestris* wirklich erbaute, und weihte? — Dieser Widerspruch scheint sich nur durch die Annahme zu lösen, daſs der Tempel dieser Göttin unter Tiberius nicht mehr existirte. — Aber wann und wie verschwand er? — Ich antworte: wahrscheinlich unter Tiberius selbst. Nach Vitruv war dieser Tempel bei dem Steinernen Theater (des Pompejus) erbaut. Nun wissen wir aber, daſs dieses Theater unter Tiberius sehr durch Feuer litt (*Tacit.* 3, 72. *Dio* 60, 6. *Suet. in Tiberio* c. 47. und *in Caligula* c. 21.), bei welcher Feuersbrunst also der nahe gelegene Tempel der *Fortuna Equestris* auch leicht eingeäschert werden konnte. Daſs ihn P. Victor als zu seiner Zeit existirend in der 9ten Region der Stadt aufführt; beweist weiter nichts, als daſs er nachher wieder aufgebaut ward. Daſs aber

Vitruv nicht diesen, sondern den alten im Auge hatte, können wir zwar bei diesem Tempel aus seinen Worten nicht darthun: dafür aber wollen wir denselben Beweis bei einem andern Tempel führen.

Vitruv führt den Tempel der Ceres am *Circus Maximus* als einen *Araeostylos* an. Nach Dio (50, 10.) litt dieser Tempel unter Augustus durch Feuer. Derselbe Kaiser liefs ihn aber wieder erbauen; doch ward er erst unter Tiberius vollendet und geweiht (*Tacit. Ann.* 2, 44.). Plinius (35, 45.) berichtet, dafs man, bei der Wiederherstellung dieses Tempels, die alten Malereien, und Bildnereien des Damophilus und Gorgasus von den Wänden abschnitt, und um sie zu erhalten, in besondere hölzerne Unterlagen und Rahmen einfafste; und dafs man eine ähnliche Sorgfalt für die Erhaltung der Bildwerke hatte, welche den Giebel zierten. — Dafs nun Vitruv nicht diesen neu restaurirten, sondern den ganz alten Tempel meinte, ist nicht zu bezweifeln; denn es ist keinesweges wahrscheinlich, dafs Augustus denselben wieder als *Araeostylos* mit hölzernen Architraben erbaute, welches für das Zeitalter, und die Hauptstadt ein zu ärmliches Ansehen gemacht haben würde. Die Ueberreste von Malerei aber, und von Bildnerei in gebrannter Erde wurden als Monumente alter Kunst aus

dem frühern Baue beibehalten. Jener alte Tempel war neben der Ceres auch der Proserpina und dem Bacchus heilig, und wahrscheinlich waren diese drei Gottheiten in drei besondern Zellen aufgestellt; denn Dionysius von Halikarnaſs (l. 6. pag. 354.) spricht davon in der mehrern Zahl (τὰς τῶν ναῶν κατασκευάς); und nicht unwahrscheinlich hatte Vitruv diesen Tempel bei der Beschreibung seines toskanischen Tempels (4, 7.) vor Augen.

4) Dafür, daſs Vitruv vor dem Zeitalter des Titus schrieb, hatten andere vor Newton das als einen entscheidenden Beweis angesehen, daſs Plinius in dem Verzeichniſs der Schriftsteller den Vitruv dreimal, nehmlich im 16ten, im 35ſten und im 36ſten Buche anführet. Allein Newton wendet ein, daſs dieses Verzeichniſs wahrscheinlich nicht von Plinius selbst sei, folglich in den ähnlichen Stellen Vitruv so gut den Plinius, als dieser jenen ausgeschrieben haben könne. — So irrig die Meinung Newton's auch in dieser Rücksicht ist, so lassen wir doch für jetzt diesen Streitpunkt fallen, da uns noch andere sehr wichtige Gründe übrig bleiben, welche zeigen, daſs Vitruv früher gelebt haben müsse. Einen dieser Beweise leiht uns

5) Frontin. Dieser Schriftsteller, der im Zeitalter des Nerva lebte, äuſsert die Mei-

nung (*de Aquaeduct.* 24. 25.), dafs bei den Wasserleitungen die Röhren vom ¼ Model (*modulus quinarius*) bereits von M. Agrippa, oder von Vitruv eingeführt worden seien. Nun spricht auch Plinius (31, 31.) von diesem *modulus quinarius*, und zwar gerade wie Vitruv (8, 7.). Hätte demnach Vitruv erst im Zeitalter des Titus geschrieben, wie konnte Frontin glauben, dafs derselbe einen solchen Model eingeführt habe, der schon bei Plinius vorkommt, welcher unter Vespasian schrieb? — Ueberhaupt da Frontin den Vitruv neben den Agrippa stellt; so ist wol an sich klar, dafs er nicht etwa von einer neuen, sondern von einer längst erfundenen Sache sprechen wollte.

6) Endlich führen wir noch ein Argument an, welches auch schon Rode in seiner Vitruvischen Uebersetzung gegen Newton brauchte. Vitruv (l. 1. *Praef.*) äufsert gegen den Kaiser selbst, dafs er demselben durch dessen Schwester wäre empfohlen worden. Nun hatte aber Titus keine Schwester mehr, als er zur Regierung kam; denn Sueton (*in Vespasiano* cap. 3.) sagt ausdrücklich, dafs Vespasian seine Gemahlin, und seine einzige Tochter überlebte; dagegen Octavia, die Schwester des Augustus, eine in der Geschichte sehr bekannte Person ist.

Die minder bedeutenden Gründe Newtons über-

übergehen wir, und bleiben mit Galiani und andern vollkommen überzeugt, daſs Vitruv ein Zeitgenoſs von Julius Cäsar und Augustus war, und an letztern seine Schriften gerichtet hat.

Aber weniger ausgemacht ist es, ob er seine Werke schrieb im Anfange, oder in der Mitte, oder gegen das Ende der Regierung des Augustus; und dann wo er während dieser Zeit lebte, ob zu Rom, oder irgend in einer Provinzialstadt Italiens.

Auf den ersten Anblick möchte man glauben, daſs er in den ersten Jahren der Alleinherrschaft des Augustus schrieb. Erstlich diente er schon als Kriegsbaumeister unter Julius Cäsar, und es scheint nicht, daſs er an den nachfolgenden Kriegen Theil nahm; denn er erhielt sein Ruhegehalt von Augustus als ein Veteran seines Vaters. (lib. 1. *Praef.*) Er konnte also zur Zeit, wo Augustus zur Alleinherrschaft gelangte, nicht mehr jung seyn. Zweitens macht er fast gar keine Meldung, selbst von den wichtigsten Gebäuden, die Augustus und seine Freunde errichteten; und den Bau der Amphitheater übergeht er ganz, obwohl das steinerne von Statilius Taurus schon im Jahr 725. vollendet war. Drittens spricht er (l. 9. *Praef.*) von Cicero, Lucretius und Varro, als einer der noch in dasselbe Zeitalter mit diesen gehört, und nimt

dagegen von den schönen Geistern des Augusteischen Zeitalters gar keine Notiz. Auch thut er ein gleiches in Hinsicht der Architekten, worunter doch sehr ausgezeichnete Männer seyn mufsten, wenn man nach den grofsen Werken urtheilt, die damals ausgeführt wurden.

Nach allem diesen, wie wir sagten, sollte es scheinen, als wenn er in den ersten Jahren nach der Schlacht von Actium geschrieben hätte. Allein es finden sich andere Nachrichten in seinem Werke, aus welchen deutlich erhellet, dafs er später schrieb. Denn erstlich gedenkt er bei dem Baue der Basilika, die er in Fanum aufführte (5, 1.), zugleich eines Tempels des Augustus. Dieser nahm aber diesen Namen erst im Jahr 727 an; und dann ist es nicht wahrscheinlich, dafs er sich sogleich in Italien als einen Heros feiern liefs, obgleich er bereits im Jahre 725 den griechischen Städten solches gestattete (*Dio* 51, 20.). Zweitens nennet Vitruv den Tempel des Quirinus zu Rom, als einen solchen, der zur Gattung *Dipteros* gehörte (3, 1.). Dieser Tempel aber ward nach Dio (54, 19.) erst im Jahr 738 von Augustus erbaut und geweiht; und wir können nicht zweifeln, dafs es derselbe Tempel sei; denn Dio sagt ausdrücklich, er wäre äufserlich mit 76 Säulen umgeben gewesen, welches gerade die Zahl ist, welche die Natur je-

des *Dipteros* erfordert. Hiernach wissen wir nun bestimmt, daſs Vitruv im Jahr 738 seine Schriften noch nicht publizirt hatte. Daſs es aber bald nachher geschah, läſst sich zwar nicht mit Gewiſsheit bestimmen, aber doch vermuthen. — Das Theater des Pompejus nennet er ohne Beisatz das Steinerne (3, 2.). Dieser Ausdruck würde aber wenig passen, wenn damals die zwei andern groſsen Theater von Stein, nemlich das des Marcellus, und das des Balbus schon existirt hätten. Nun wurden diese beide im Jahr 741 geweiht (*Dio* 54, 25. 26.). Hiernach scheint es, wäre die Vermuthung nicht gewagt, daſs zwischen den Jahren 738 und 741 seine Schriften wirklich publizirt wurden.

Aber woher das Stillschweigen über so viele wichtige Gebäude, die theils Augustus, theils seine Freunde, vor dieser Epoche bereits aufgeführt hatten?

Hierauf antworten wir: daſs Vitruv in Hinsicht vieler anderer berühmten Gebäude durch Griechenland, Asien, Aegypten, ja auch in Hinsicht mancher römischen Gebäude, welche vor Augustus existirten, dasselbe beobachtet. Er schrieb nicht eine Geschichte, sondern Grundsätze der Baukunst; und daher berührt er nur solche Gebäude, welche ihm in der einen oder der andern Rücksicht als Beispiel dienen

konnten. Auch ist er selbst hierin sparsam; wenn wir einzig die Lehre von den Tempelformen ausnehmen, worüber er allerdings viel umständlicher ist, als über die andern Gattungen von Gebäuden. Er giebt z. B. Lehren von dem Baue der Märkte, Basiliken, Curien, Theater, Portiken, Bäder, Palästren, und von dem Hafenbau; weiter: von der Anlage aller Art Abtheilungen in den Wohngebäuden sowohl in der Stadt, als auf dem Lande, von den Aquädukten u. s. w. Gewiſs hätte er von jeder dieser Gattungen eine Menge Gebäude, theils einheimische, theils fremde, als Muster nennen können; aber ihm genügte es, die Grundsätze, das Allgemeine nnd Gebräuchliche davon zu bezeichnen. Nicht Beschreibungen von Gebäuden, sondern Lehren der Construction, und alles dessen, was das Wesen gewisser Gattungen von Gebäuden überhaupt erfordert, wollte er geben. Am Ende der Vorrede an Augustus sagt er: „Ich trug diese Grundsätze zusammen, damit du darnach für dich selbst die Beschaffenheit und den Werth der bereits vollendeten, als der noch von dir aufzuführenden Gebäude beurtheilen mögest *).“

*) — *haec tibi scribere coepi, quod animadverti, multa te aedificavisse, et nunc aedificare, reliquo quoque tempore et publicorum et privatorum aedificiorum,*

Aus diesem Gesichtspunkt erklärt sich, wie mich deucht, das Stillschweigen Vitruvs von so vielen unter Augustus aufgeführten Gebäuden sehr natürlich. Eher möchte es befremden, daſs er gewisse Gattungen von Gebäuden, als den Bau der Circus, der Amphitheater, der Denk- und Grabmäler, der Brücken u. s. w. ganz übergangen hat. —

Wem aber die angeführten Gründe über ein solches Stillschweigen nicht genügten, der könnte vielleicht noch einen Grund in der Vermuthung aufspüren, daſs Vitruv, als er schrieb, nicht in Rom lebte, sondern seit der Zeit, als er die Kriegsdienste verlassen hatte, seinen Ruhegehalt in irgend einer Provinz, vielleicht in der jetzigen Mark von Ancona, genoſs. Wenigstens kommt in seinen Schriften keine Aeuſserung vor, woraus sich bestimmt abnehmen lieſse, daſs er wirklich in der Hauptstadt schrieb. Einige wollten zwar dies aus dem Ausdrucke schlieſsen: „Hievon haben wir kein Beispiel in Rom" (3, 2.). Allein dieser Ausdruck ist zu allgemein, um Beweiskraft zu haben: denn welcher römische Bürger, wo er

pro amplitudine rerum gestarum, ut posteris memoriae traderentur, curam habiturum. Conscripsi perscriptiones terminatas, ut eas attendens et ante facta et futura qualia sint opera, per te nota posses habere —.

auch geboren war, und lebte, betrachtete Rom nicht als den gemeinsamen Vaterort, worauf sein Blick stets gerichtet war? Zweitens ist es nicht denkbar, daſs ein Mann von den Kenntnissen und Talenten Vitruv's, der unter Jul. Cäsar diente, der eine Pension von Augustus genoſs, und seiner Schwester Octavia bekannt war, nicht irgend einen Bau in oder um Rom, wenn er da gelebt hätte, zu einer Zeit geführt haben sollte, wo alle Arten von Prachtbauen sich gleichsam von selbst aus der Erde erhoben. Freilich, sagt er, (l. 6. *Praef.*) er sei kein Höfling, und gehe nicht, wie andere Architekten, umher, um sich der Gunst der Groſsen zu empfehlen; und deswegen sei er nicht vielen bekannt. Allein wer so unbefangen zu Augustus spricht, konnte nicht ohne Verhältnisse seyn, um Bauaufträge zu erhalten, wenn er an Ort und Stelle gelebt hätte. Dagegen sehen wir ihn einen nicht unbedeutenden Bau in der Provinz führen, nehmlich die Basilika zu Fanum, wozu allerdings seine Gegenwart durch längere Zeit erfordert ward.

Hätte aber Vitruv nach unserer Vermuthung nicht in Rom gelebt; so wäre leicht begreiflich, warum er die neuesten daselbst aufgeführten Gebäude nicht als Beispiele, oder Muster anführt, die er nur durch den Ruf kannte. Zwar wendet man ein, er gedenke ja

doch der von Augustus aufgeführten Tempel des Jul. Cäsar und des Quirinus (3, 1. 2.). Allein hiezu bedurfte es nicht der unmittelbaren Ansicht; denn dies waren Gebäude von einer bestimmten Form. Anders verhält es sich z. B. mit dem Pantheon, weil dessen Anlage von allen übrigen Tempelformen abweicht. Um eine Idee davon zu geben, hätte es nothwendig der Risse und einer Beschreibung bedurft. Ueberdies ist das Pantheon ein Bau, der zwar nicht außer der Regel, aber über der Regel ist. Es ist ein Werk des Genius, und nicht nachahmbar. (S. die Anmerkung K.)

Anmerkung B.

M. Agrippa als Kunstfreund.

M. Agrippa gehört nicht nur zu den seltenen Männern seiner Zeit, sondern zu den großen Charakteren überhaupt. Nachdem er durch seine Siege den verheerenden Bürgerkriegen, ein Ende, und den Augustus zum Alleinherrscher gemacht hatte; bewahrte er nichts desto weniger einen rein republikanischen Sinn in seiner Brust. Dio Cassius hat uns den Inhalt der großherzigen Rede aufbewahrt, welche

er hielt, um den Augustus zu bewegen, die republikanische Verfassung dann wieder einzuführen, wann die Gemüther beruhigt, und das gemeine Wesen aufser aller Gefahr seyn würde. Nach einer solchen Rede, sollte man glauben, hätte Augustus entweder seinem Rathe folgen, oder von Stund an der Feind eines Mannes werden müssen, der in seinem ganzen Wesen etwas strenges, ernstes und finsteres hatte, und überhaupt die ländliche Einfachheit mehr liebte, als die weichliche Vornehmheit der damaligen Grofsen Rom's *). Aber die Freimüthigkeit des Agrippa verminderte weder das Zutrauen des Augustus, noch erkaltete der Eifer, und die Anhänglichkeit des erstern für den letztern, obgleich er den Rath des Maecenas dem seinigen vorzog. Dio Cassius preist den Agrippa nicht blofs als den gröfsten, sondern auch als den besten Mann seiner Zeit. Er bediente sich der Freundschaft des Augustus hauptsächlich zum Wohl des gemeinen Wesens; und man weifs nicht, dafs er nach der damaligen Gewohnheit auch nur einen berühmten Landsitz hatte. Seine Reichthümer, und die Mufse, welche ihm seine vielfachen Staatsgeschäfte übrig liefsen, verwandte er, Rom theils durch wissenschaftliche Unternehmungen, theils durch

*) Man sehe die Citation unten S. 238 Note.

Kunstdenkmale zu verherrlichen. Ein Lieblingsgeschäft ersterer Art scheint bei ihm die Vervollkommnung der Länderkunde gewesen zu seyn; und zu bedauren ist es, daſs keine nähere Nachricht von der Ausführung seines Werkes in dieser Rücksicht auf uns gekommen ist. Plinius, der dieses geographischen Werkes öfters gedenkt, besonders wo es auf Maaſse und Entfernungen ankommt, (denn Agrippa hatte, wie es scheint, die Länder, wenigstens die, welche das Römische Reich umfaſste, mit groſser Sorgfalt vermessen lassen) läſst uns ungefähr die Idee davon errathen. Von der Provinz Baetica in Spanien sprechend, sagt er: „Wer wird wol glauben, daſs M. Agrippa, ein Mann von so groſser Genauigkeit und Sorgfalt, besonders bei diesem Werke, wo er sich vorsetzte, den ganzen Erdkreis vor die Augen der Stadt zu bringen, geirrt habe, und mit ihm der vergötterte Augustus? Denn dieser vollführte den Bau der Halle, welche ihn enthielt, und die nach dem letzten Willen und dem schriftlichen Aufsatz des M. Agrippa von seiner Schwester war angefangen worden *)."

Nach Dio scheint auch ein Feld, oder wie er es anderswo nennt, eine Gartenanlage

*) *l. 3. c. 3. Agrippam quidem, in tanta viri diligentia, praeterque in hoc opere cura, quum orbem terrarum*

(κῆποι, 54, 29.), damit verbunden gewesen zu seyn. Augustus weihte im Jahr 747 dieses Feld ein, aber ohne die Halle; denn, wie Dio beifügt, war die Halle, welche Polla, die Schwester des Agrippa erbaute, und mit Gängen versah, damals noch nicht vollendet *). Nähere Nachrichten über diese Halle, und das Feld finde ich nirgends. Daſs dieselbe aber von der Halle der Argonauten unterschieden werden müsse, ist dadurch klar, daſs Agrippa diese letztere schon im Jahr 729 vollendet hatte. Wahrscheinlich war es die Halle, die bei Martial mehrmal unter dem Namen Halle der Europa vorkommt, weil irgend ein Kunstwerk, das den Raub der Europa vorstellte, den Bau zierte; auch war wirklich eine Art Gartenanlage und Gänge von Buxbaum mit letzterer verbunden (*Epigr.* 2, 14. und 3, 20.).

Aber wie sollen wir uns die Art denken, wie der Erdkreis in dieser Halle dargestellet

urbi spectandum propositurus esset, errasse quis credat, et cum eo divum Augustum? is namque complexam eum porticum, et destinatione et commentariis M. Agrippae a sorore ejus inchoatam, peregit.

*) 55, 8. τό, τε πεδίον τὸ Ἀγρίππειον, πλὴν τῆς στοᾶς, — αὐτὸς ὁ Αὔγουστος ἐδημοσίευσεν, und weiterhin: ἡ δὲ ἐν τῷ πεδίῳ στοὰ, ἣν ἡ Πῶλα ἡ ἀδελφὴ αὐτοῦ — ἐποίει, οὐδέπω ἐξείργαστο.

wurde? Wahrscheinlich waren die Abrisse von den damals bekannten Ländern der Erde (gleich unsern Landkarten) auf die Wände gemalt, oder auf marmornen, oder erzenen Tafeln in Umrissen eingegraben; etwa ähnlich dem Plane des alten Rom's, den man in dem Tempel des Romulus und Remus entdeckte, und wovon man die Fragmente noch im Museum des Kapitols aufbewahrt *). Uebrigens ist es mir wahrscheinlich, daſs M. Agrippa nicht ein besonderes Werk über die Geographie, wie etwa Strabo, schrieb; sondern daſs die den Länderabbildungen beigefügten Erklärungen nur ganz kurz in Marmor oder Erz eingegraben waren. —

Von der Liebe des M. Agrippa zur Kunst geben seine groſsen und unübertreffbaren Baue, von denen wir bereits ein langes Verzeichniſs angeführt haben, sprechende Beweise. Aber sein Sinn beschränkte sich nicht bloſs auf die Architektur, sondern er umfaſste alle Fächer, welche in das Gebiet der zeichnenden Künste gehören. Die Meisterwerke der gröſsten Künstler zierten seine Gebäude. Bekannt aus Plinius (34, 19. s. 6.) ist die Anekdote von dem Badenden,

*) Der Pabst Gregorius XIII hatte eine ähnliche Idee, den Erdball vorzustellen, indem er die verschiedenen Länder auf die Wände eines der Gänge im Vatikan malen lieſs; Abbildungen, die freilich dem damaligen Stande der Geographie angemessen sind.

der sich mit der Striegel scheuert, (*destringens se, ἀποξυόμενος*), einer der berühmtesten Statuen des Lysippus, welche vor Agrippa's Thermen stand. Tiberius konnte sich nicht enthalten, dies Meisterwerk von da wegzunehmen, und in seinen Zimmern aufzustellen: allein bei einer Theatervorstellung verlangte das Volk die Statue so laut und hartnäckig zurück, daſs der Kaiser sich genöthigt sah, ihr den alten Stand wieder einzuräumen. Mit gleicher Pracht, wie das Pantheon und die Thermen, zierte er die Halle der Argonauten, und die *Septa* (*Dio* 53, 23.). Von den Cyzicenern kaufte er zwei Gemälde, einen Ajax und eine Venus, um einen ungeheuern Preis. Aber was am meisten seine Kunstliebe bethätigt, ist seine Rede über die öffentliche Aufstellung aller Meisterwerke sowohl in Malerei, als in Bildnerei. Diese Rede war in den Zeiten des Plinius noch vorhanden, der sie als vortrefflich, und des gröſsten unter den Bürgern würdig, lobet, mit dem Beisatze: daſs es besser gewesen wäre, dem Beispiele, und dem Rathe eines solchen Mannes zu folgen, als so viele Meisterwerke auf die Landsitze der Groſsen zu verbannen *).

*) 35, 9. *M. Agrippa vir rusticitati propior quam deliciis. Exstat certe ejus oratio magnifica et maximo*

Wem fallen hiebei nicht die Engländer ein, welche seit länger als einem halben Jahrhundert so viele Schätze alter und neuer Kunst an sich brachten, welche nun gröfstentheils auf den Landsitzen zerstreut, und dem Genufs und dem Studium entzogen sind? — Wie vor-

civium digna, de tabulis signisque publicandis: quod fieri satius fuisset, quam in villarum exilia pelli. Verum eadem illa torvitas tabulas duas Ajacis et Veneris mercata est a Cyzicenis X. III. In den alten Edizionen steht diese Zahl so: HS. XII. M. Aber nach Harduin findet sich in allen seinen Handschriften die Lesart X. III. welches er liest: *denarium tribus millibus,* und auf die armselige Summe von 1200 Livres berechnet. Ich schlage vor, statt X. III. zu lesen: X. HS. welches so viel heifst, als *decies centena millia sestertium.* Da nun ein Sesterz etwa $4\frac{1}{2}$ Kreuzer Wiener Wärung, und 60 Kreuzer einen Gulden machen; so beträgt die Summe für jene zwei Gemälde gerade 75000 Gulden. (Man s. *Eckhel Doct. Num. t. V. c. III.* §. *V. et VI. p.* 23 — 27.) Dies ist auch nicht das einzige Beispiel hoher Gemäldepreise, welche Plinius anführt. Nach ihm (7, 39.) zahlte Julius Cäsar für eine Medea, und für einen Ajax des Timomachus, die er in dem Tempel der Venus Genitrix weihte, achtzig, und der König Attalus für ein einziges Bild des Mahlers Aristides hundert Talente. Nach den neuesten Untersuchungen von Barthelemy und Eckhel macht das Talent, nach dem erstern 2040, nach dem letztern gerade 2000 Fl. Wiener Wärung. S. *Eckhel Doct. Num. T. I. c. IX. p. XLVI*).

trefflich wäre es, wenn ein Agrippa unter ihnen aufstünde, und durch eine Rede anschaulich machte, welcher Vortheil für die Bildung des ästhetischen Sinnes, und für die Aufnahme der Kunst überhaupt es seyn würde, wenn jeder Inhaber solcher einzeln Schätze sich des Privatbesitzes entschlüge, und die Nation ein Prachtgebäude in der Hauptstadt einrichtete, um alle diese Werke zweckmäſsig darin aufzustellen. — Und wie stolz dürfte ein Volk auf ein Museum seyn, welches durch edle Anwendung des Vermögens, und durch Sammlerfleiſs einzelner Mitbürger entstanden wäre. Bei einer hochherzigen, von dem trefflichsten Gemeingeiste beseelten Nation, sollte es, wie es scheint, nicht schwer seyn, einer solchen Idee Eingang zu verschaffen; besonders wenn man die Namen der Geber zugleich mit dem Verzeichniſs der dahin geschenkten Werke in Marmor grübe, und zum Andenken in dem Eingang des Museums aufstellte.

Noch fügen wir bei, daſs der groſse Ernst des Charakters, gepaart mit so viel Hochsinn für das Schöne, was **Plinius** in der angeführten Stelle an M. **Agrippa** rühmt, sich sehr lebendig in seinen Bildnissen ausdrückt, die sowohl in Münzen, als in Marmor auf uns gekommen sind. Vorzüglich schön ist seine Büste, welche man im J. 1792 zu **Gabii** ent-

deckte; bis jetzt eine der vornehmsten Zierden der Villa Borghese, und bald des großen Museums zu Paris.

Anmerkung C.

Brief des Carlo Fea über das Pantheon; und Nachricht über das neueste Aufgraben um dasselbe.

Der italienische Herausgeber der Geschichte der Kunst von Winkelmann, der Advokat Carlo Fea, jetzt päbstlicher Vorsteher der Alterthümer in Rom, hatte mehrere Jahre, bevor ich meine Abhandlung bekannt machte, eine weitläuftige Schrift über das Pantheon angekündigt, indem er versicherte, ganz neue Entdeckungen über das Gebäude gemacht zu haben. Als er daher hörte, daſs eine Schrift über denselben Gegenstand unter der Presse sei, suchte er, aus Besorgniſs, daſs ich dieselben Entdeckungen wie er möchte gemacht haben, mir zuvor zu kommen, indem er seine neuen Ansichten von diesem Baue in einem Briefe, der in der römischen *Antologia* (1791. April Nro. XLI.) abgedruckt ist, gerade zu der Zeit bekannt machte, wie meine Abhandlung erschien.

Dieses Schreiben ist an den damaligen portugiesischen Gesandten in Rom, Grafen Souza-Holstein gerichtet und enthält im wesentlichen folgendes: In seiner, dem dritten Bande der italienischen Uebersetzung von Winkelmanns Kunstgeschichte einverleibten Abhandlung habe er zu erweisen gesucht, daſs das Pantheon wirklich ein von Agrippa dem Rächenden Jupiter geweihter Tempel gewesen sei, gegen den Abt Lazzari, der in seiner Schrift *) behauptet habe, es sei stets ein profanes Gebäude gewesen. Bald darauf hätte er die wahre Geschichte des Pantheon entdeckt, und diese in einem ausführlichen Werke auseinander zu setzen beschlossen. Sein gegenwärtiger Brief solle nur einstweilen einen Wink hierüber geben. Das Wesentliche seiner Entdeckung sei, daſs das Gebäude ursprünglich zu einem Bad oder Schwimmteich bestimmt gewesen, nachher aber von Agrippa in einen Tempel umgewandelt worden sei. Der von den Architekten anerkannte Umstand, daſs die Halle erst später hinzu gefügt worden, habe zwar unter mehreren Ideen auch die richtige, daſs es ein Bad gewesen, schon früher veranlaſst; aber weil man die wahre Beschaffenheit desselben nicht gekannt habe, so sei es leicht gewesen, diese

Idee

*) *Consecrazione del Panteon, Roma* 1769.

Idee zu widerlegen; er hingegen wolle sie durch bloſse Bemerkungen über das Lokal zur Evidenz bringen. Es sei augenscheinlich, daſs das Pantheon an der niedrigsten Stelle des Marsfeldes angelegt sei, und zwar nicht bloſs in Absicht des jetzigen Bodens von Rom, sondern des alten; wie man an benachbarten Gebäuden, namentlich an den Thermen, erkenne, welche auf einer höheren Grundfläche stünden. Nun sei es aber gar nicht glaublich, daſs Agrippa einen so niedrigen, bei jedem kleinen Anwuchs der Tiber Ueberschwemmungen ausgesetzten, Ort gewählt haben würde, um einen so herrlichen Tempel darauf zu errichten. Auch wenn La Condamine *) Recht habe, daſs das Bette der Tiber jetzt höher sei, so sei die Lage doch immer eine der niedrigsten; und Agrippa würde folglich, wenn er selbst gleich anfangs die Fundamente als zu einem Tempel des Rächenden Jupiter gelegt hätte, gegen die gewöhnliche, im Vitruv (1, c. ult.) angeführte Regel, daſs die Tempel Jupiters *in excelsissimo loco* gebaut werden müſsten, gefehlt haben. Jeder andern Bestimmung sei aber eine so niedrige Lage nicht minder nachtheilig; und so bleibe keine andre übrig, als die eines künstlichen Sees, worin man zu

*) *Mém. d. l'Ac. des Sc.* 1757. *p.* 365.

allen Zeiten habe baden und schwimmen können. Das Wasser dazu sei nicht durch Aquädukte, sondern aus dem Flusse gekommen; und der noch existirende Kanal sei also ein neuer Beweis für das Ganze. Dieser, der beinahe von der *Porta del Popolo* bis zum Pantheon, und von da, wie bekannt *), bis zum Flusse gehe, diene noch jetzt, das Regenwasser und die Abflüsse der Kloaken und Brunnen auf dem ganzen heutigen Marsfelde und andern Gegenden abzuleiten. Weder könnten die Neuern diesen Kanal so angelegt haben; noch würde es Agrippa gethan haben, wenn er jenes Gebäude von Grund auf als Tempel hätte aufführen wollen. Fea bedient sich alsdann der Behauptungen des Demontiosius und des Fontana von einem ehemaligen unterirdischen Raum unter dem jetzigen Boden des Pantheon (s. ob. S. 190.), und erklärt dies so, daſs der Boden Kesselform gehabt habe, um das Wasser des Teiches in gehöriger Tiefe zu erhalten; was nachher, als man das Gebäude in einen Tempel umwandelte, ausgefüllt worden sei. Noch jetzt könne man die Spuren davon erkennen, und nach Fontana (p. 467) sehe man in der Tiefe der Gräber noch den Fuſsboden von grobem Mosaik. Er setzt dann auseinan-

*) *Venut. Rom. Ant. II. 5. p. 76.*

der, wie man anfänglich und noch zu Horazens Zeiten, die nothwendigen Schwimmübungen in der Tiber selbst angestellt, dann aber zu größserer Bequemlichkeit diesen Teich auf dem Marsfeld angelegt habe, ganz in der Form, wie der sogenannte Tempel des Merkur, jetzt *il Truglio* genannt, zu Pozzuolo (der ebenfalls an einem tiefen Ort und in einem Thale liege) *), und mit offenen Nischen rings umher, wie jetzt die Nische des Hochaltars und des Einganges. Als nun Agrippa die Idee gefaſst, Bäder nach griechischer Art oder Thermen einzuführen, und das Wasser *Virgo*, jetzt *Trevi* genannt, zu diesem oder anderm Behufe in eine tiefe Gegend des Marsfeldes zu leiten gesucht habe **), so habe er nicht etwa einen andern bequemern, oder dem *Monte Pincio* (wo die Wasserleitung war) näher liegenden Ort, sondern gerade diesen in der Nachbarschaft des alten Bades (des Pantheon) gewählt. Er habe das Wasser gegen die *Septa* hin ***) in der Gegend der heutigen Kirche S. Mauto †) geleitet, um es dort zur Schau springen zu lassen; habe die Thermen hinter jenem Badeteich erbaut, und dasselbe Wasser darin vertheilt; und

*) *Paoli Ant. di Pozz. tav.* 54 *ss.*

) *Frontin de Aq.* 10. *) *ibid.* 22.

†) *Donat.* 3, 18. *Nard.* 4, 9.

neben den Thermen wahrscheinlich, nach Nardini *) und Cassio **), gegen S. Andrea della Valle hin, seine Gärten angelegt, und mit demselben Wasser auch seinen Schwimmteich angefüllt, dessen Tacitus (*Ann.* 15.) gedenke, und worauf auch einige Dichterstellen anspielen ***). Hierdurch wäre nun der alte Schwimmteich unnütz geworden; den daher Agrippa, noch ehe er jene Baue begonnen, in einen prachtvollen Tempel verwandelt habe, der gleichsam den Vorbau oder die Hauptansicht seiner Thermen machte; wobei er jedoch den Kanal unter dem Pantheon für die öffentliche Bequemlichkeit gelassen habe. Fea merkt an, daſs man Fragmente einer Darstellung dieses Herganges in dem ancyranischen Marmor, nach der alten Abschrift desselben †), zu entdecken, glauben könnte, wenn nicht die genauere Abschrift im Chishull ††) ganz andere Worte und Zusammenhang darböte. Desto mehr bauet er auf das — ἐξετέλεσε, vollendete — im Dio (s. ob. S. 172) Fea verweist dann wegen der übrigen Geschichte des Pantheon und seiner Restaurationen auf das groſse Werk, das er darüber schreiben werde; und begegnet zuletzt

*) 6, 4. **) *Corso dell' acque II, 27. §. 12.*

***) *Ovid. Pont. 1, 8, 38. Stat. Silv. 1, 5, 25. Mart. 5, 21.*

†) *Gruter. p. 232.* ††) *Ant. Asiat. 174.*

noch dem Einwurfe, daſs das Pantheon später sein müsse als Vitruv's Buch, weil dieser es nicht erwähne, hauptsächlich mit diesem Grunde, daſs Werke, die wie das Pantheon durch einen launenhaften Einfall oder aus irgend einer besondern Ursach zu einem andern Gebrauche umgeschaffen worden, ganz auſser dem Zwecke Vitruv's gelegen hätten, der überdies in seinem Herzen diese den Regeln der Kunst widersprechende Verwandlung sicherlich gemiſsbilligt haben werde. Vielmehr könne man aus diesem Stillschweigen schlieſsen, daſs Agrippa das Pantheon nicht von Grund auf gebaut habe; denn sonst würde allerdings Vitruv nicht umhin gekonnt haben, dasselbe, sowohl seiner Pracht und der Neuheit seiner Form, als seines vornehmen Urhebers wegen, zu erwähnen.

Dies ist der vollständige Inhalt jenes Schreibens, wovon wir unsern Lesern nichts vorenthalten haben, was einer von Vielen noch angenommenen Meinung einigen Schein leihen, oder sonst interessant scheinen kann. Den gröſsern Theil der irrigen Ansichten, welche darin herrschen, lasse ich hier unberühret, weil ich diese durch meine Abhandlung widerlegt zu haben hoffe. Was aber die angebliche wichtige Entdeckung des Kanales betrifft, so ist dieser weiter nichts als ein Arm der groſsen Kloaken, die noch jetzt im Gange sind, und die von

Agrippa über das Marsfeld angelegt und unter dem Pantheon weg nach der Tiber geführt wurden. Was er ferner von der niedrigen Lage des Pantheon sagt, ist ohne Grund: sie scheint jetzt nur niedrig, da das Erdreich in der ganzen Gegend umher sich sehr erhöht hat, und das Pantheon fast bis auf seinen alten Plan aufgegraben ist. Der jetzige Wasserstand der Tiber liegt beträchtlich niedriger, als der Abzugskanal, der unter dem Pantheon weggeht, obwohl das Flufsbett der Tiber sich seit Agrippa bedeutend erhöht hat. Dafs bei vorzüglich hohem Wasserstand des Flusses das Wasser in das Pantheon tritt, kommt daher, dafs der über seine Ufer tretende Flufs die Mündung des Abzugskanales staucht, und so das Wasser, durch die Löcher, die im Fufsboden des Pantheon zur Ableitung des Regenwassers angebracht sind, aus dem Kanal hervorquillt. Eben das geschieht auch in andern Gegenden des Marsfeldes, wo die Kloaken Oeffnungen haben. — Woher aber Fontana seine Angabe, dafs in der Tiefe der Gräber des Pantheon sich noch Spuren von einem Fufsboden in Mosaik fänden, her habe, ist schwer zu begreifen. Wenigstens hätte er allerdings irgend einen Umstand für eine solche Behauptung anführen sollen. Wenn sie nicht aus der Luft gegriffen ist, so bleibt die Anwendung davon immer sehr albern; denn zugestan-

den, daſs ein solcher älterer Fuſsboden vorhanden war; so konnte er doch für einen Schwimmteich wenigstens nicht von Mosaik gewesen seyn. Doch wer möchte die Mährchen alle widerlegen, die sich in den Schriften über das Pantheon finden, und die ohne allen Grund und Fug verbreitet worden sind! —

Herr Fea, den man auf den wahren Zustand der Sache aufmerksam machte, hat seit diesem ganzen langen Zeitraum nicht weiter von dem auf jene Ideen gegründeten groſsen Werke, das er herausgeben wollte, gesprochen. Ganz neuerlich aber gab der Pabst, der seit den letzteren Jahren mehrere der berühmtesten architektonischen Denkmäler, bis auf ihren ehemaligen Plan aufgraben läſst, gerade ihm als dem jetzigen Vorsteher der Antiquitäten, den Auftrag, auch um das Pantheon her den alten Plan aufzugraben, um die ursprünglichen Fundamente des ganzen Baues genau kennen zu lernen. Ein Bericht hierüber, der zum Theil von Fea selbst und seinem Mitvorsteher, dem päbstlichen Architekten Valadier, herrührt, ist im Jahre 1806 in die neue Zeitschrift: *Memorie enciclopediche Romane sulle belle Arti, Antichità* etc. eingerückt worden. Der Bericht steht im Ersten Bande S. 33., und ist zu merkwürdig, um ihn nicht als ein besonderes Aktenstück, das den Bau und die Geschichte des

Pantheon betrifft, in einer Uebersetzung hier mitzutheilen.

„Es würde ein *Crimen laesae Antiquitatis et bonarum artium* seyn, wenn wir noch länger mit Stillschweigen ein Aufgraben übergehn wollten, welches neulich vor den Augen von ganz Rom um das Pantheon her statt fand, und noch jetzt gröſstentheils zu sehen ist. Die Gelegenheit hiezu gab das klassische Werk des Desgodetz, der mit der meisten Sorgfalt die vornehmsten Gebäude des alten Roms gemessen hat. Da dieses Werk eben so selten und theuer geworden, als es dem Architekten nützlich und nothwendig ist; so hat die päbstliche Kammer die Wiederauflage desselben übernommen. Damit aber diese neue Ausgabe, so viel möglich, genau, vollständig und lehrreich ausfalle, so ward die Arbeit zwei Sachverständigen übertragen, nehmlich dem Architekten Valadier für den Architektonischen, und dem Alterthumsforscher Carlo Fea für den geschichtlichen Theil.“

„Da nun das Werk des Desgodetz mit dem Pantheon beginnt, so haben diese neueren Forscher auch hiermit den Anfang gemacht. Daher dieses neue Nachgraben, dessen Erfolg ganz den gerechten Erwartungen entsprach. Beide Gelehrte sind dadurch in den Stand gesetzt worden, die neue Beschreibung dieses Ge-

bäudes zu bereichern, von welchem man sagen kann, daſs es für sich allein schon die gesammten Gesetze der Baukunst enthält."

„Man kann diesen Bau nach drei Abtheilungen betrachten, den Rundbau, die Vorlage, und die Halle; und längs dieser drei ward auch das Aufgraben veranstaltet. An der Abendseite, gegen den Palast Crescenzi, wo das Pantheon mehr isolirt und frei steht, machte man den ersten Versuch; gerade da, wo der Grundbau sich an die rechtwinklige Vorlage anschlieſst (Taf. I. y.). Man wollte zuerst untersuchen, ob das Pantheon auf einem allgemeinen zusammenhangenden Grundplan erbaut sei, und ob es einen so hohen Unterbau gehabt habe, wie die Zeichnungen von Piranesi angeben. Aber kaum hatte man das jetzige Pflaster aufgehoben, so entdeckte man einen fortgehenden Plan von Travertinsteinen, der die ganze Rundmasse umgibt, und mehr das Ansehen von einem breiten und bequemen Gange, als von einer Stufe hat, indem er elftehalb Fuſs in der Breite von der Mauer vorspringt. Dieser Plan fängt beinahe mit der ersten Gürtung, die den Rundbau umgiebt, an: und obwohl da und dort die dicken Steinplatten des Ganges fehlten; so sah man doch auſserhalb des jetzigen Straſsenpflasters, und zwar dicht an der Vorlage, (in dem Winkel *y*) eine hinreichende Spur hie-

hievon, welche dem Forscherblicke jenes erfahrnen Columbus nicht hätte entgehen sollen *)."

„Man wollte nun ferner untersuchen, ob diese ungeheuere Rundmasse, wie ein dunkles Gerücht sagte, unter der Erde Strebepfeiler, oder sonst ein zusammenhangendes Mauerwerk hatte, um die Fundamente seitwärts gehörig zu steifen. Zu diesem Zwecke bediente man sich des Erdbohrers an den Stellen, wo die Travertinstücke des Ganges fehlten; aber anstatt fester Massen entdeckte man nichts als kleine Tonnengewölbe, die von einer Seite auf einer Mauer, die in der Entfernung der Breite des Ganges mit der Rundmasse parallel umherläuft, und von der andern auf der Tempelmauer ruhen. Diese Gewölbe werden dann wieder von kleinen Zwischenbogen gestützt, welche wie die Radii eines Zirkels von einer Kurve zur andern laufen. In den Zwischenräumen fand man überall, wo man die gehörigen Versuche machte, nichts anders, als Erde, oder

*) Der Beschreiber, Herr Guattani, thut hier dem Piranesi viel Ehre an, dafs er ihn einen Columbus nennet. Denn mit der Menge Bände von radirten Blättern, die dieser Mann publizirte, ist es nicht gethan. An Kühnheit seiner regellosen Phantasie zu folgen fehlte es ihm nicht; aber mit mehr Uebereilung, als Piranesi, kann man wol mit den Monumenten nicht verfahren.

hineingeworfenen Schutt. Man konnte also mit Recht schliessen, dass diese so angelegten, und mit so wenig Materialaufwand besorgten Gewölbe zu nichts anderm dienten, als dem breiten Gange umher eine feste Unterlage zu geben. Diese ungeheuere Rundmasse also, zu deren Stützung und Verstärkung man hätte glauben sollen, dass die Kunst alle ihre Mittel, mit Unterbauen, Strebepfeilern, Seitenmauern, erschöpft hätte, hat von allem dem nichts; — *stat mole sua* — bloss durch ihre concentrische Form, durch die wundersam sorgfältige Verbindung der Theile, und durch die feste und gute Eigenschaft der dabei mit Verstand, d. h. am rechten Orte und ohne Ersparniss, angewandten Materialien."

„Bei dieser Gelegenheit nahm man auch in dem dritten dieser Gewölbe-Zwischenräume noch einen Ueberrest von einem der vielen Kanäle wahr, welche nach dem Mittelpunkt des Tempels sich richteten, um (wie Herr Valadier glaubt) das Regenwasser während des Baues der Mauern, und vor der Ueberwölbung, in den grossen Abzugskanal abzuleiten, so wie dergleichen bei Errichtung grosser Gebäude noch gebräuchlich ist *)."

*) Ich will die Idee des Herrn Valadier nicht bestreiten. Aber da der Hauptabzugskanal, der von dem

„Man untersuchte dann weiter die Oberfläche der mit der Rundmasse parallel laufenden Mauer, und fand, daſs etwas unter dem Marmorgesimse ein Vorsprung von einem halben Fuſs sich befindet, welcher die schöne Ansicht bildet, die man jetzt über der Erde erblickt. Die Mauer selbst war in ihrer Mitte mit Mörtelguſs ausgefüllt; und die Ansicht welche zum Vorschein kam, war mit Gliedern vortrefflich verziert, obwohl man sie verschüttet lassen muſste.“

„Man bemerke, daſs gedachter Gang, welcher das Rundgebäude umgab, auf gleiche Weise auch längs dem gradlinigen Theile, nehmlich neben der Vorhalle hinlief; doch hier nicht in der Breite von elftehalb, sondern bloſs von neun Fuſs. Man fuhr nun fort tiefer als dieser Gang zu graben, und entdeckte an dem runden Theile eine Stufe gleichfalls von Traver-

ganzen Marsfelde das unreine Wasser nach der Tiber führet, unter dem Pantheon weggeht; so mögen solche kleinere Kanäle nicht bloſs während des Baues gedient haben, sondern auch fortdauernd, als so viele kleinere Arme, welche das Wasser aus verschiedenen Gegenden nach der Hauptkloake führten. Daſs jede Hauptkloake mehrere solche Nebenkanäle hatte, kann man noch besonders in der Nähe der *Cloaca maxima* bei *S. Giorgio in Velabro* wahrnehmen.

H.

tin, die mit dem Gange parallel, aber längs der Linie der Vorhalle nicht fortlief, sondern da aufhörte, wo die gerade, und die Zirkellinie sich durchschneiden."

„Endlich aufserhalb der Linie dieser drei Uebersätze *), ungefähr vier Fufs tiefer, als der Plan der Vorhalle, entdeckte man ein Pflaster von würfelförmigen Travertinsteinen verschiedener Gröfse; wahrscheinlich die alte Ebne der Stadt. Indem man den Grund dieses Pflasters in dem Innern des allda vorhandenen Seitenkanals untersuchte, beobachtete man, dafs bei der ersten Errichtung des Tempels dieses sich nicht nur weit unter den jetzigen Häusern von Crescenzi fortziehen mufste, sondern dafs es um die Vorhalle her eine massive Lage von grofsen Quadern bildete, und selbst darunter wegging. Hieraus entstand für die Halle ein sehr fester Grundbau; woraus man sieht, wie richtig der Architekt dachte, indem er der Halle eine stärkere Grundlage gab, als der zusammenhangenden Masse des Tempels."

„Als man nun von dem Rundbau zur Halle vorschritt; so fand man an dieser einen Unterbau von sehr schöner Ansicht von der bereits

*) Des Ganges, mit dem Vorsprung, und weiter unten der Stufe.

angedeuteten Höhe von 4 Fuſs, und von 9 Fuſs Breite, der von dem gemeinsamen Pflaster parallel mit der Halle sich erhob. Aus den noch vorhandenen Löchern, und einigen Ueberresten von Gesimsen, erkannte man, daſs derselbe durchaus sehr geschmackvoll mit Marmor bekleidet war. Wirklich hatte dieser Unterbau ein Fuſsgesimse von geschmackvoller Gliederung, die mit ihrer Plinthe funfzehn Zoll hoch war. Darauf folgten die Marmorplatten von ungefähr zwei Fuſs Höhe, welche den Kern des Unterbaues bekleideten; ein Deckgesimse von gutem Stil, sechs Zoll hoch, zog sich am obern Rande desselben hin; und oben bildete er den allgemeinen Gang wagerecht mit dem Plane der Vorhalle.“

„Indem man nun das Graben gegen die Hauptfronte hin, diesem Unterbau entlang, weiter verfolgte, so entdeckte man bei dem letzten Säulenzwischenraum eine kleine marmorne Treppe von fünf Stufen, nicht vorliegend, sondern in den Kern des Unterbaues eingeschnitten. Eine von diesen Stufen aus Einem Stücke war noch vorhanden, breit ungefähr acht Zoll, und hoch zehn Zoll *).“

*) Die Länge fehlt im Original durch einen offenbaren Druckfehler; denn es heiſst *lungo circa otto pollici, alto dieci.* Man sieht, daſs nach dem Worte *lungo*

„Ueber die Vorderseite der Halle läſst sich, scheint es, wenig bestimmtes angeben. Doch aus den verschiedenen Versuchen beim Nachgraben ersieht man, daſs von den Säulenbasen an ein etwas geneigter Plan von ungefähr vier und zwanzig Fuſs vortrat, und daſs dieser vorn mit einer Linie von groſsen Massen unseres Tufsteines, *Sperone* genannt, sich endigte, welche die Grundlage von fünf Stufen von ziemlicher Höhe bildeten, wie man aus einigen Ueberresten ersehen konnte. Weiterhin fand man nichts als Erde."

„An der entgegengesetzten Seite fand man den Gang von Travertinsteinen sehr gut erhalten, zugleich mit einem Stück des Marmorgesimses, noch an seiner Stelle. Man beobachtete, daſs diese Seite der andern ursprünglich vollkommen entsprach, so wie die Regel es erfordert; daſs aber in der Folge, vielleicht als M. Agrippa die Thermen anbaute, beträchtliche Veränderungen hier vorgingen: indem man bemerkte, daſs von dem zweiten Säulenzwischenraume nach der Fronte hin, sich abwärts von der Halle eine Masse von einer Art Unterbau fortzieht, ähnlich demjenigen, der zur Seite der Halle aufgeführt ist. Dieser Bau hat die Rich-

die Maaſsbestimmung und dann das Wort *largo* ausgelassen ist.

tung gegen das *Collegio Romano*, und endigt mit zwei starken Massen von Travertinsteinen, die noch vorhanden sind. Die Ueberreste von einer Treppe innerhalb, die man fand, zeigen, daſs diese Masse von Backsteinen zum Fundament irgend eines architektonischen Zierraths diente, welcher gegen das Marsfeld Fronte machte, und wozu man inwendig hinaufstieg."

"Dieses sind die neuern durch das Nachgraben bewirkten Entdeckungen, zum Theil von den obgenannten zwei Herren gefälligst mir mitgetheilt; und hiervon wird nun, wie ich schon sagte, die neue Ausgabe des Desgodetz ausgehn. Uebrigens hat Herr Fea über alle Theile des Gebäudes seine besondern Bemerkungen verzeichnet; und wir haben Grund zu hoffen, daſs sein Unternehmen ganz gelingen werde, welches darin besteht, zu erweisen: daſs das ganze Gebäude mit allen seinen Auszierungen, nur die spätern Restaurationen davon ausgenommen, von M. Agrippa herrühre. Und so werden endlich einmal die Fragen über ein Denkmal aufhören, welches, um mich so auszudrücken, bis jetzt der Tummelplatz der Alterthumsforscher war."

Dieses neue Aufgraben hat also alle in jenem Briefe aufgestellte Behauptungen des Herrn

Fea

Fea, wie er nun selbst einsieht, vernichtet; da ein so bedeutender Unterbau von 4 Fuſs Höhe, der sich um das ganze Gebäude herumzieht, die angebliche tiefe Lage des Pantheon, worauf jene Behauptungen sich allein stützen, widerleget; so wie hingegen meine historischen und architektonischen Bemerkungen über dieses Gebäude keine geringe Bestätigung hiedurch erhalten. Uebrigens wollen wir das Nähere von Herrn Fea selbst bei der neuen Ausgabe des Desgodetz erwarten.

Anmerkung D.

Ueber die *Signa Panthea.*

Was die Neuern *Signa Panthea* zu nennen pflegen, sind solche aus dem Alterthum auf uns gekommene Bilder, welchen die Attribute mehrerer Gottheiten beigesellt sind. Diese Art Figuren, gröſstentheils in Kleinerz, sind nicht selten. Die Königlich Preuſsische Sammlung besaſs deren zwei, die jetzt nebst vielem andern Merkwürdigen nach Paris gewandert sind. Auch finden sich ähnliche Vorstellungen auf geschnittenen Steinen, und auf Münzen.

Wann diese Art Bildungen aufkamen, ist nicht bekannt. Bei den Griechen in der schö-

nen Epoche ihrer Kunst kommt nichts ähnliches vor. Ueberhaupt scheinen die Ideen hiezu aus den Schulen der Philosophen nur spät in die Werkstäte der Künstler übergegangen zu seyn. Und wirklich finden wir keine Nachricht, daſs vor dem Zeitalter des M. Agrippa irgend jemand *Signa Panthea* habe aufstellen lassen.

Den Philosophen war zwar der Polytheismus schon lange anstöſsig, und das Prinzip der Einheit in ihren Schulen mehr oder weniger herschend. Aus Achtung für den Volksglauben aber suchte man durch sinnreiche Wendungen und Auslegungen der Vielheit der Götter sowohl, als den damit verbundenen Mythen, das Wort zu reden, und unter dem Namen geistreicher Allegorien denselben selbst bei der Philosophie Eingang zu verschaffen. Sinnliche Einkleidung und Bildersprache haben die Weisen, welche zugleich die Gabe einer schönen Einbildungskraft und dichterischen Geist besaſsen, nie verschmäht; und es giebt mehr als Eine mythenähnliche Einkleidung und Erzählung, deren Erfindung und sinnvolle Darstellung man den Philosophen schuldig ist; obwohl sie anderseits wieder manche Erzählungen früherer Dichter, besonders die Homerischen, in Miſskredit zu bringen suchten. So stand die Philosophie der Poesie und Bildkunst durch

Jahrhunderte gegenüber. Die Dichter wollten der Philosophie nicht auf Unkosten ihrer schönsten frühern Dichtungen huldigen, und die Bildner, welche den Stoff zu ihren schönen Werken aus den Dichtern zogen, machten mit ihnen Eine Partei, und waren durch ihre Meisterwerke die vorzüglichsten Stützen des sinkenden Polytheismus; der theils in dem Herkommen und Volksglauben, theils und vorzüglich in der hohen Entwicklung des aesthetischen Vermögens, selbst bei den Aufgeklärten, eine tiefe und reelle Begründung hatte. Gewiſs ist es, daſs zur Bildung des Schönheitsinnes kein System geschickter, und günstiger war, als die Vielgötterei der Griechen. Sie gab der Phantasie des Dichters und Bildners unermeſslichen Spielraum. Die mannigfaltigsten, schönsten, und erhabensten Charaktere bewegten sich anschaulich vor dem erstaunten Blick, und bildeten zusammen eine ideale Schöpfung, die durch ihre Verschiedenheit und Stufenleiter um so bewunderungswürdiger schien; da in allen diesen Schöpfungen der Mensch nur sich, nur seine eigene Gestalt, wieder fand, aber in einer Schönheit und Vollkommenheit, welche ihm zugleich die Unermeſslichkeit seines erfinderischen Geistes nur desto auffallender darstellten.

Allein für den Menschen gibt es nicht bloſs ein Reich des Schönen; es gibt auch ein

Reich des Wahren. So entstand ein Widerstreit zwischen der Vernunft, und dem ästhetischen Vermögen im Menschen. Der Kampf dauerte lange; und nach vielen Vergleichen, und anscheinenden Waffenruhen gewann jene über dieses immer mehr Feld. Allein da der Sieg unnatürlich war, und das Reich des Wahren ohne das des Schönen nur schwach begründet ist; so konnte die Vernunft sich der Oberhand nicht lange erfreuen. Von dem Reiz ihrer vermeinten Feindin nicht mehr unterstützt, sank sie bald in die Barbarei hinab. Die Vielgötterei verschwand mit ihren schönen Gestalten; aber auch die Philosophie mufste bald einem neuen religiösen System weichen, das ihre freie Entwicklung unendlich mehr beschränkte, als der mit allen Erscheinungen des Schönen ausgerüstete Polytheismus.

Zu den Phänomenen dieses Widerstreites gehören auch die *Signa Panthea.* Man wollte die alten Göttergestalten nicht aufgeben, sondern ihren Sinn nur allmählich wenden. Man gestand der Philosophie ihr einfaches Prinzip ein. Allein da kein Bild denkbar ist, das eine solche Gesammtkraft versinnlichen könnte; so blieb man bei der Vielheit der Bilder, welche die einzeln Kräfte der Urkraft nach ihren verschiedenen Wirkungen anschaulich machten. Um jedoch anzudeuten, dafs die einzelne Kraft

nie etwas isolirtes sei, sondern immer nur in Verbindung und in Harmonie mit andern Kräften einer und derselben Urkraft wirke; so fing man an, irgend einer Gottheit unter einem bestimmten Namen die Attribute mehrerer anderer Gottheiten beizufügen, doch so, daſs die ursprüngliche Charakteristik der Gestaltung einer solchen Gottheit dadurch nicht verwischt wurde. Ein Merkur mit den Attributen des Apollo, Bacchus, Mars, blieb nach seiner Gestaltung immer als Merkur kenntlich; u. s. w.

Etwas näheres, als was uns die Monumente geben, sagen uns die Alten über diesen Punkt nicht. Das einzige Bild, das unter dem Namen Pantheum bei ihnen vorkommt, ist die marmorne Statue eines Bacchus, welche Ausonius (*Epigr.* 30.) in seiner Villa aufgestellt hatte. Aber von der Art der Vorstellung wissen wir nur so viel, daſs sie die Kennzeichen aller Götter (*argumenta omnium deorum*) an sich trug. Ob aber diese Zeichen in den Attributen, oder in den Namen, oder in den beigefügten kleinern Bildern der andern Gottheiten bestanden, wird nicht gesagt. Und eben so wenig, scheint es, läſst sich etwas Sicheres über die Darstellung der Statuen des Mars und der Venus im Pantheon bestimmen. Dio sagt bloſs: „Das Pantheon erhielt in den Statuen dieser beiden Gottheiten die Bild-

nisse mehrerer Götter;“ *) — aber die Kennzeichen, wodurch solche Bildnisse angedeutet waren, giebt er eben so wenig an, als Ausonius bei seinem Bacchus. Am wahrscheinlichsten bleibt es indessen immer, dafs es auf dieselbe Weise geschah, wie wir wirklich alle Bilder die unter dem Namen *Panthea* auf uns gekommen sind, vorgestellt sehen, nehmlich durch die Beifügung der jeder Gottheit eigenthümlichen Attribute.

Einige **) haben schon in den Bildern der Diana von Ephesus, und in der Dea Syria solche *Signa Panthea* erkennen wollen; wozu man noch den Apollo welcher mit der *Dea Syria* zugleich in demselben Tempel zu Hierapolis stand ***), und den Jupiter zu Heliopolis in Syrien †) gesellen könnte. Allein dies sind eigenthümliche Gottheiten ungriechischer Nationen, deren Darstellung erst durch die Hand griechischer Künstler einige Aehnlichkeit mit dieser und jener griechischen Gottheit erhielt. Ueberhaupt haben

*) Siehe oben S. 172.

**) Man sehe hauptsächlich die Vorrede zu dem V. Band des *Museo Ercolanense*, wo alles angedeutet und benutzt ist, was andere von jeher über *Signa Panthea* gesagt haben.

***) *Lucian. de Dea Syr.* und *Macrob.* 1, 17. *fin.*

†) *Ibid. c.* 23.

die durch die Phantasie erzeugten Dämonen aller Völkerschaften immer irgend eine Aehnlichkeit unter sich; und man kann sicher seyn, daſs, wenn griechische Künstler die Veranlassung gefunden hätten, die Hertha der alten Teutonen vorzustellen, eine der griechischen Rhea ziemlich ähnliches Bild daraus erwachsen seyn würde, vielleicht mit Beifügung einiger Attribute mehr. — Eines so schönen und vollkommenen Göttersystems, wie Homer und Hesiod es den Griechen gaben, hatte sich kein anderes Volk zu erfreuen; und darin lag vornehmlich der Keim zu der hohen Civilisation, und Kunst, welche dieses begünstigte Volk auszeichneten.

Warum M. Agrippa unter den Statuen, die er im Pantheon aufstellen lieſs, gerade die des Mars und der Venus zu *Signis Pantheis* bestimmte, wird nicht angegeben; aber die Ursache läſst sich errathen. Mars als Erzeuger des Romulus, und Venus als Mutter des Aeneas, wurden für die gemeinsamen Stammeltern der Römer gehalten; und letztere hauptsächlich für die besondere Stammmutter des Julischen Geschlechtes, zu welchem Augustus gehörte. M. Agrippa hatte also einen doppelten Grund, diese beiden Gottheiten durch eine neue Eigenthümlichkeit auszuzeichnen. Er machte sich dadurch dem Volke und dem Au-

gustus angenehm. Und da wir wissen, daſs auch der vergötterte Jul. Cäsar neben seiner Stammmutter eine der sieben groſsen Nischen einnahm, so wäre vielleicht die Vermuthung nicht zu kühn, wenn wir die zwei letzten groſsen Nischen, die nach dem was wir in der Abhandlung bereits bemerkt haben, noch zu besetzen übrig bleiben, für die Statuen des Aeneas und des Quirinus bestimmten.

Anmerkung E.

Ueber den Triumphbogen des Constantin.

Der Triumphbogen Constantin des Groſsen gehört zu den merkwürdigsten Erscheinungen. Kein Forscher hat dies Monument bis jetzt gehörig gewürdigt. Dies hier zu thun liegt zu weit von unserm Wege ab. Wir begnügen uns mit einigen Bemerkungen.

In welchem zerrütteten Zustand sich bereits damals die Königin der Städte befand, zeiget nichts so anschaulich, wie dieser Bogen. Mehr als Ein Denkmal früherer Zeit ward zerstört, um denselben zu errichten und auszuzieren. Nicht nur die Statuen und die vor-

züglichsten Reliefs gehörten andern Monumenten an, sondern auch die Säulen, und das Hauptgesimse an dem Gebälke.

Die vier gröſsten Reliefs in länglicher Form erstlich, wovon zwei inwendig an den Seiten des mittelsten Bogens, und zwei an der Mittag- und Nordseite der Attika angebracht sind, stellen Schlachten, den Sieg, und den Triumphaufzug Trajan's über die Dacier vor. Es ist das schönste, was man von geistreicher Anordnnng, und trefflicher Behandlung in dieser Art sieht. In demselben Stil sind die Statuen der gefangenen Dacier gearbeitet, welche über den Säulen aufgestellt sind.

Zweitens sieht man über den zwei kleinern Bogen acht kleinere Reliefs von runder Form — vier an jeder der Hauptfronten — welche theils Jagden, theils Opferungen an verschiedene Götter vorstellen. Trajan erscheint auch hier immer als Hauptfigur. Aber der Stil, obwohl noch vortrefflich, weicht von den vorigen schon merklich ab; und die Figur Hadrian's und seines Lieblings Antinous, welche sich auf mehrern dieser Reliefs sehr kenntlich machen, beweisen, daſs diese acht Stücke erst nach dem Tode Trajan's, obwohl zu seinem Andenken, verfertigt wurden. Auch scheint es, daſs sie mit den vier groſsen ursprünglich nicht zu Einem Monumente gehörten.

Drittens kommen an dem Uebersatze, oder der Attika der beiden Hauptfronten rechts und links der Inschrift, wieder acht grofse Reliefs von hoher Form vor. Sie stellen theils Scenen aus Feldzügen, theils friedliche Handlungen vor; aber nicht mehr, wie man sonst glaubte, von Trajan und Hadrian, sondern aus dem Zeitalter der Antonine. Die Figuren sind bereits bärtig gebildet, aber nicht mit dem kurzen Bart, wie Hadrian, und Antoninus Pius ihn trugen, sondern mit vollem Barte, wie man ihn zuerst an Marcus Aurelius wahrnimmt. Da indessen der Hauptfigur, welche den Kaiser vorstellet, in allen diesen acht Reliefs, immer der alte Kopf fehlet, und auch unter den andern keine bekannte Porträte vorkommen; so wagen wir nicht mit Sicherheit zu bestimmen, dafs sie ehedem einem Denkmale Marc-Aurel's angehörten, obwohl sie in Stil und Form ganz den Reliefs auf dem Kapitol ähnlich sind, welche man im 17ten Jahrhundert von einem Triumphbogen dieses Kaisers, der auf der *Via Flaminia*, dem jetzigen *Corso*, errichtet stand, wegnahm. Der Stil dieser acht Reliefs unterscheidet sich schon sehr von den vorigen, besonders durch ihre starke Erhabenheit; denn die Hauptfiguren treten gleichsam rund aus dem Grunde vor, und daher war es leicht, die Köpfe der Hauptfigur abzuschlagen,

ohne das übrige der Arbeit zu beschädigen. Diese nehmliche Verschiedenheit von Behandlung des Reliefs bemerkt man auch, wenn man die Ehrensäule Trajan's mit der von Marc-Aurel vergleicht. Das zu hohe Relief ist immer ein Merkzeichen späterer Kunst. Auch sind deswegen die Arbeiten an der Ehrensäule Marc-Aurel's ungleich weniger gut erhalten, als an der des Trajan.

Viertens sind an den schmalen Aufsenseiten noch zwei runde Reliefs angebracht, wovon das eine den Aufgang, und das andere den Niedergang der Luna vorstellt. Die Anordnung derselben gehört ohne Zweifel einer bessern Zeit an, als die Ausführung. Sie scheinen erst nach dem Zeitalter des Alexander Severus gemacht zu seyn.

Fünftens sieht man noch Bildwerke in den Winkeln der Bogen, auf den Fufsgestellen der Säulen, und dann längliche Streifen in Relief über den kleinen Bogen, und an den schmalen Seiten; aber alle sind von einer so rohen Anordnung und Arbeit, dafs es allen Begriff übersteigt. Sie stellen zum Theil den Constantin, als den Ueberwinder des Maxentius, als den Befreier und Wohlthäter des römischen Volkes vor. Man glaubt bei ihrem Anblick, und durch den Vergleich mit den andern herrlichen Werken an demselben Denkmale, plötz-

lich in das finsterste Mittelalter versetzt zu seyn, und die unbeholfenen Schnitzarbeiten der gothischen Kirchenfaçaden aus dem 12ten und 13ten Jahrhundert vor sich zu haben. Von den Antoninen, und besonders von den Severen an, ist der Verfall zwar schon sehr merklich, und die Folge der Kaisermünzen zeiget schrittweise das immer stärkere Sinken. Aber die auffallendste, und traurigste Ansicht bleibt immer dieses Denkmal des grofsen Constantin: es stellt uns mehr, als jede andere Betrachtung, anschaulich vor Augen, in welcher kurzen Zeit die gebildetsten Nationen in Rohheit versinken, wenn die Völker das Spiel des militärischen Uebermuthes werden. — Rom, das in den Zeiten des Augustus der Lichtpunkt alles Glanzes, aller Macht, aller Kunst, und alles Wissens war, sank in drei Jahrhunderten so sehr in sich zusammen, dafs diese Hauptstadt der Welt auch nicht Einen Künstler mehr zählte. Um dem neuen Befreier ein Ehrenmal zu stiften, zerstörte das Zeitalter ohne Scheu die heiligen Denkmäler früherer Fürsten: und welcher Fürsten? — eines Trajan, eines Marc-Aurel. —

Anmerkung F.

Ueber die Karyatiden.

Diese Karyatiden des Diogenes haben von jeher vieles Fragen verursacht. Waren es Statuen, oder Reliefs? Waren sie im Innern des Tempels, oder in der Halle aufgestellt, und wie? und endlich was hat man unter dem Namen Karyatiden für Werke zu verstehen?

Winkelmann meint, diese Karyatiden hätten im Innern des Pantheon die Attika gebildet, und die Stelle der nachmaligen magern Pilaster vertreten. Ja, er will sogar, daſs diese Karyatiden männlich gewesen seyn sollen, und spricht in dieser Hinsicht von einem männlichen Rumpfe mit einem Korbe auf dem Kopfe, der ein Ueberrest hievon seyn soll. Hiernach nimt er an, daſs es Statuen und keine Reliefs waren, obwohl das Kranzgesimse, wie er selbst bemerkt, nicht so stark vorspringt, um Statuen, oder runde Figuren darüber aufzustellen. *)

Visconti's Meinung **) ist nicht minder

*) Geschichte der Kunst, ital. Uebers. von Fea, tom. II. pag. 332. tom. III. pag. 95. 96. auch *Monum. inediti* zur Taf. 205.

**) *Mus. Pio-Clementino* tom. II. pag. 42. not. e.

sonderbar. Er glaubt daſs die Karyatiden in der Vorhalle, und zwar im mittlern Schiffe über den Säulen aufgestellt waren. Man sieht also, daſs dieser berühmte Forscher keinen Begriff von der Art hatte, wie die Decke der Halle im Pantheon gestaltet war; sonst hätte er unmöglich auf eine so widersinnige Idee verfallen können.

Die Art, wie wir angeben, daſs die Karyatiden angebracht waren, löset alle Schwierigkeit. Plinius sagt erstlich, sie seien im Tempel gewesen, und also nicht in der Vorhalle: zweitens spricht er an der Stelle, wo er der Karyatiden gedenkt, nur von Statuen, und nicht von Reliefs; folglich konnten sie unmöglich die Stelle der nachmaligen Pilaster vertreten haben; besonders da wir bis zur Evidenz erwiesen haben, daſs der Tempel ursprünglich keine Attika hatte, sondern die groſsen Nischen alle offen waren: drittens waren sie auf die Säulen gestellt; und dies ist nach der ursprünglichen Anordnung der Säulen sehr natürlich, weil sonst diese ganz ohne Zweck im Tempel gestanden haben würden.

Wenn wir bloſs auf Vitruvs (1, 1.) geschichtliche Erörterung des Namens Karyatide sehn, so sollte man freilich denken, diese Benennung habe immer und nothwendig eine Ge-

bälke-tragende Figur angedeutet *). Seine Erzählung ist folgende: In dem persischen Kriege hielt es die Stadt Karyä im Peloponnes mit den Feinden; daher die Griechen nach dem Siege über die Perser ihre Rache über diese Stadt ergehen lieſsen. Die Stadt ward zerstört, die Männer getödtet, und die Frauen zur Knechtschaft herabgewürdigt, ohne jedoch ihnen zu erlauben, die Kleidung und den Schmuck ihres frühern Standes abzulegen. Um diese Schmach auf die Nachwelt zu bringen, lieſsen dann die Architekten damaliger Zeit die Gestalten dieser Frauen nachbilden, und bedienten sich derselben, um an öffentlichen Gebäuden, anstatt der Säulen, die Last der Gebälke zu stützen. In Absicht der männlichen Gebälketräger sagt er: daſs die Spartaner aus der bei der Schlacht von Platää gemachten Beute, die Persische Halle erbauten, an welcher die Bildsäulen der gefangenen Perser das Gebälke stützten.

Allein diese beiden Anekdoten geben mehr als Einen Anlaſs zu gerechtem Verdacht. Denn

*) Die einzige Stelle der Alten worin, auſser der im Vitruv, der Karyatiden als Gebälketrägerinnen gedacht wird, ist ein Fragment im Athenäus (6, 9. Schweigh. II. pag. 426.); doch geschieht es bloſs beiläufig und ohne Hinzufügung eines geschichtlichen Umstandes.

was die erstere betrifft, so redet erstens kein anderer Schriftsteller von einem solchen Verrath, und von dem Unfalle, der die Stadt K a r y ä betroffen haben soll; und zweitens sagt Vitruv nicht, welche der Städte dieses Namens gemeint sei; denn nach P a u s a n i a s (8, 13. und 3, 10.) waren noch zu seiner Zeit zwei Städte K a r y ä im Peloponnes, die eine im lakonischen, die andere im arkadischen Gebiete. Von der Persischen Halle in Sparta aber redet Pausanias (3, 11.) als Augenzeuge ganz anders: er meldet nichts von Statuen, die anstatt der Säulen das Gebälke stützten; sondern er sagt im Gegentheil, dafs die persischen Feldherrn, und unter diesen M a r d o n i u s, und A r t e m i s i a über den Säulen (*ἐπὶ τῶν κιόνων*) aufgestellt waren; etwa auf die Weise, wie wir jetzt noch die Statuen der gefangenen Dacier über den Säulen am Triumphbogen Constantin's in Rom aufgestellt sehen. — Weiter berichtet Vitruv in einer andern Stelle (6,9.) selbst, dafs die männlichen Figuren, welche anstatt der Säulen das Gebälke stützen, von den Griechen A t l a n t e n, und von den Römern T e l a m o n e n genannt wurden: die Ursache letzterer Benennung wisse er aber nicht anzugeben.

Wir sehen also, wie mifslich es mit den Nachrichten Vitruv's in dieser Rücksicht steht; und betrachten wir die Monumente, so geht

auch

auch hieraus nichts vortheilhaftes für seine Angaben hervor. Die Anzahl der Gebälketrägerinnen, die auf uns gekommen sind, ist nicht klein. Aufser den vier bekannten am Pandrosium in Athen (*Stuart* tom. II.) finden sich mehrere in Rom. Der Cardinal Albani sammelte die meisten, die er in seiner Villa aufstellte. Weder Kostum, noch Stellung, noch Miene läfst an irgend einer dieser Bildsäulen die Knechtschaft errathen. Sie stellen in einem sehr mannigfaltigen Kostum theils Priesterinnen, theils Kanephoren, theils Bacchantinen von schlanker Gestalt, freundlicher idealer Gesichtsbildung, schönem Faltenwurfe, und langem schön geziertem Haare vor. Männliche Gebälketräger sind noch mannigfaltiger. Es sind bald Hermen, theils mit dem Kopfe allein, theils mit dem Rumpfe und den Armen gearbeitet; bald ganze Gestalten in Form starker Jünglinge, oder kraftvoller bärtiger Alten, theils nakt, theils bekleidet; bald in der zum tragen ganz widrigen Gestalt der Panen, welche daher rückwärts an Pfeilern angelehnt stehen.

Nach allem diesen möchte es schwer sein, den wahren Ursprung solcher Gebälke-tragenden Figuren auszumitteln. Wir wollen indessen nicht unbemerkt lassen, dafs nach Herodot (2, 153.) die Aegypter sich bereits der menschlichen Kolossen anstatt der Säulen bedienten,

und daſs auf diese Weise die griechischen Künstler, welche in Aegypten reisten, leicht diesen Geschmack zu den Griechen verpflanzen konnten. — Wahrscheinlich bedienten sich die Griechen zuerst der menschlichen Gestalt zur Auszierung verschiedener Geräthe, als zu Spiegel- und Leuchterträgern; oder auch zu Füſsen und Stützen an Dreifüſsen und an Thronsesseln, wie z. B. am Throne des olympischen Jupiter von *Phidias*.

Und nun wenden wir uns wieder zu der Frage, ob der Begriff Karyatide immer und nothwendig eine Gebälketrägerin andeute, und beantworten sie kurz mit — Nein! — Erstlich lesen wir, daſs die Karyatiden des Diogenes anstatt als Säulen zu dienen, „auf den Säulen" standen; und wenn man sie als eine zweite Ordnung ansehen wollte, begriffen wir wahrlich nicht, wie das Gebälke über dieselben hätte aufgelegt werden sollen. Zweitens nennet Plinius (36, 4. s. 5.) unter andern Statuen des Praxiteles in Rom auch die Karyatiden dieses Künstlers. Er reihet sie zu den Mänaden und Thyaden, und nichts blickt durch, daſs sie als Säulen gedient hätten. — Sollten nicht jene Jungfrauen des lakonischen Karyä, welche die jährliche Feier der *Diana Karyatis* mit einem besondern Tanz begingen, eben so gut ein Gegenstand für die Bildner gewesen

seyn, als für den Tragiker **Pratinas**, der ein Zeitgenosse des **Aeschylus** war, und früher auch satyrische Theaterstücke schrieb? *)

Anmerkung G.

Von dem Begraben und den Denkmälern im Pantheon.

Von dem im frühern Mittelalter entstandenen Gebrauche, die Todten in den Kirchen zu begraben, blieb auch das Pantheon nicht verschont. Dies veranlaſste jedoch in neuern Zeiten eine Reihe erfreulicher Denkmäler, hauptsächlich von Männern, die sich durch die Kunst verewigt haben. An der Spitze ist **Raphael**. Er wählte seine Grabstäte allhier noch bei seinem Leben, und lieſs zu diesem Zwecke einen der Altäre mit dem Marmorbild der heil. Jungfrau mit ihrem Sohn auf dem Arme zieren, welches sein Schüler, der Bildhauer **Lorenzetto** nach seiner Idee ausführte. Nach seinem Tode ward er am Fuſse dieses Altars beigesetzt; und auf seinen Grabstein ward die berühmte Inschrift von seinem Freunde **Bembo** eingegraben:

*) *Paus.* 3, 10. *cf. Athen.* 9, 11. (*Schweigh. III. p.* 450.) und Hesych. in Καρυᾶτις.

Hic ille est Raphael, timuit quo sospite vinci
Rerum magna parens, et moriente mori.

Im 17ten Jahrhundert liefs sein grofser Verehrer Carlo Maratta dessen Büste aufstellen, zugleich mit der des Annibale Caracci, welcher gleichfalls seine Grabstelle im Pantheon neben Raphael fand. Aber schon früher standen in einer der Seitenkapellen die Büsten zwei anderer berühmten Männer aus der Raphaelischen Schule, des *Pierin del Vaga*, und des *Taddeo Zuccheri*, über ihren Gräbern durch ihre Erben errichtet.

In den neuesten Zeiten fing man an, die Büsten auch solcher Männer darin aufzunehmen, welche in andern Kirchen Rom's, oder auch auswärts begraben sind. Dazu gehören Nicolaus Poussin, Metastasio, und unsere Landsleute Mengs und Winkelmann, denen man die Wiedererweckung der wahren Kunstkritik verdankt. Diese Vereinigung durch ihr Genie verschwisterter Männer in dem schönsten alten Göttertempel gewährt einen erfreulichen Eindruck.

Die Kirche S. Croce in Florenz ist ein ähnlicher Vereinigungsort grofser Männer. Die Namen Macchiavelli, Michelangelo, Galilei, u. s. w. zieren den Ort. Alfieri soll ihnen beigesellt werden.

Anmerkung H.

Ueber die Gewölbe der Alten.

Wer die Denkmäler der Alten studirt, weiſs, daſs die Alten im Bau der Wölbungen die höchste Vollkommenheit erreicht haben, und zwar in jeder Art von Material. So wenig hier der Ort sein würde, ausführlich davon zu handeln; so wird uns doch vergönnt sein, bei Gelegenheit der in der Abhandlung im Allgemeinen erwähnten Guſswölbungen, einige Worte über eine merkwürdige, bis jetzt noch unerklärte Stelle im Spartian zu sagen.

Von den Thermen des Caracalla sprechend, sagt er: *) „Von dem sohlenartigen Saal in diesen Thermen behaupten die Architekten, man könne auf keine Weise wieder etwas ähnliches bauen. Denn man versichert, es sei eine Art Rost von Erz, oder Kupfer, der die ganze Wölbung zusammen halte. Die Spannung ist aber so groſs, daſs geschickte

*) *Spartiani Antoninus Caracallus cap. IX. Thermas sui nominis eximias: quarum cellam solearem architecti negant posse ulla imitatione, qua facta est, fieri. Nam et ex aere, vel ex cupro cancelli superpositi esse dicuntur, quibus concameratio tota concredita est. Et tantum est spatium, ut idipsum fieri negent potuisse docti mechanici.*

Mechaniker der Meinung sind, daſs selbst auf diese Weise der Bau nicht habe geführt werden können."

Was konnte wol an diesem Baue sein, das den Kunstverständigen so sehr auffiel? Ich finde die Beantwortung dieser Frage in dem Worte *solearis*. Ohne Zweifel hieſs dieser Saal der sohlenartige, wegen der gelinden Kurve, ähnlich einer Sohle *). Indessen da die

*) Casaubonus glaubte das Wort *solearis* in *soliaris* umändern zu müssen; und demnach verstand er darunter einen Saal, wo die Badewannen waren. Hierin sind ihm auch andere gefolgt. Allein daſs Spartian hier ein Zimmer mit Badewannen bezeichnen wollte, ist schon darum nicht wahrscheinlich, weil in den Thermen immer mehrere solche Zimmer waren. — Solearis ist zwar ein ungewöhnliches Wort, aber von dem Substantiv *Solea* sehr richtig gebildet, und für jeden verständlich. Mit *cella* gepaart, mag allerdings dies Beiwort befremden. Man begreift nicht, was an einem solchen Saale sohlenförmig war. — Allein wer weiſs nicht, wie willkührlich man bei solchen Benennungen verfährt, und wie leicht eine auffallende Eigenthümlichkeit hiezu gebraucht wird? — Ich leugne zwar nicht, daſs der Autor sich hätte bestimmter ausdrücken können, z. B. *cella cum camera soleari*; aber der Sprachgebrauch drängt sich bei solchen Benennungen immer nach der Kürze. Ueberdem erklärt sich der Autor durch die nachfolgende Erklärung hinreichend, von welchem Theile des Saales das *solearis* zu verstehen sei, so daſs er hierüber seinen Lesern keinen Zweifel übrig läſst.

Alten theils in gehauenen, theils in Backsteinen scheiderecht wölbten, wie so manche noch vorhandene Denkmäler beweisen; so konnte nicht so sehr die gelinde Kurve der Wölbung das Auge der Architekten und Mechaniker befremden, als der ungewöhnlich groſse überwölbte Raum im Verhältniſs zu der Stärke der Mauern und der Widerlagen. Eine solche weitgespannte Wölbung von einer so geringen Kurve zu den vorhandenen Mauern und Widerlagen wäre, meinten die Architekten, nach der gewöhnlichen Weise, und mit den gewöhnlichen Materialien nicht zu construiren. Man verfiel also auf eine Rostverbindung von Erz oder Kupfer, welche die Wölbung zusammen halte und stütze.

Das Wort *cancelli* heist gewöhnlich ein Gitterwerk aus übereinander gekreuzten Stäben: auf die Wölbung angewandt, kann es also hier nichts anders bedeuten, als eine Art Rostwerk von erzenen oder kupfernen starken Stäben, dem man die zur Wölbung nöthige Kurve gab.

Indessen behaupteten die geschicktesten Mechaniker, daſs selbst diese Meinung in Hinsicht der Wölbung vermittelst eines solchen erzenen Verbandes nicht anzunehmen sei; denn auch dann wäre die Spannung des überwölbten Raumes noch immer zu beträchtlich.

Aber warum das Hin- und-Herrathen über eine Sache, welche man vor Augen hatte? denn Spartian schrieb in den Zeiten Constantins, etwa hundert Jahre nach Caracalla. Dies wird begreiflich, wenn man sich die sohlenartige Wölbung noch in ihrer vollkommenen Erhaltung denkt. Von unten war sie beworfen und verziert, und oberwärts mit einem Estrich belegt. Folglich sah man nur die äuſsern Flächen; aber die Construction, und das Material, welches den innern Verband machte, war dem Auge entzogen.

Und wie wäre es, wenn die Mechaniker Recht gehabt hätten, und wir jetzt einen solchen Streit entscheiden könnten; was den Bauverständigen, wofern sie die Wölbung durch eine Untersuchung nicht schadhaft machen wollten, damals zu thun unmöglich schien? —

Die Thermen des Caracalla, welche zu den gröſsten Werken Roms gehörten, sind in ihren Mauern noch gröſstentheils erhalten. Zwar sind die meisten Gewölbe eingestürzt, und ihrer Zierden beraubt. Auch läſst sich jetzt unter der Menge von groſsen Abtheilungen der ehemalige sohlenartige Saal nicht mehr mit Bestimmtheit angeben. Aber man nimt an allen ruinirten Wölbungen dieses weitläuftigen Gebäudes eine Eigenheit war, welche man sonst an keinem andern Gebäude des Alter-

thums antrifft. Diese Eigenheit besteht darin: daſs man anstatt der Tuffe, welche sonst bei allen Guſswölbungen dienten, eine noch viel leichtere Steinart, nemlich die Bimsteine, gebrauchte. Sie sind leicht wie ein Schwamm, und gehen wegen ihrer Feuertrockenheit und Porosität die stärkste Verbindung mit dem Kalkmörtel ein. Groſse Massen von solchen Gewölbestücken, die jetzt in den Ruinen dieser Thermen umher liegen, sind bewunderungswürdig leicht.

Fremde, welche das erstemal mit mir diese majestätischen Ruinen besahen, forderte ich öfters auf, eine solche Masse (welches unmöglich schien) aus der Stelle zu rücken. Und da ihnen ohne sonderliche Anstrengung das vermeinte Wagestück gelang; blieben sie nicht wenig erstaunt, bis ich ihnen das Räthsel löste.

So wird es nun begreiflich, wie der Architekt dieser Thermen eine sohlenartige Wölbung von so groſser Spannung bauen konnte, welche die Bewunderung und das Räthsel der nachkommenden Bauverständigen wurde, da ihnen das hiebei angewandte Material, als Baumaterial, unbekannt war; eine Unkenntniſs, die um so begreiflicher ist, da wir (wie schon bemerkt) an keinem andern Denkmal, das bevor oder nachher errichtet wurde, Bimsteine gebraucht

sehen *). Auch ist es nicht bekannt, von welchem Vulkan Caracalla so viele Bimsteine hernahm: wahrscheinlich aber von den Liparischen Inseln, deren vulkanische Ausbrüche damals noch sehr häufig waren, besonders auf der Insel Volcano, wo die Bimsteine noch in grosser Menge vorhanden sind. —

So löset der Beobachter nach funfzehn Jahrhunderten ein Räthsel, das hundert Jahre nach dem Baue aller Architekten und Gelehrten zu spotten schien.

Anmerkung I.

Von dem aus der Halle des Pantheon weggenommenen Erze.

Das Gewicht des aus der Halle entwandten Erzes ist nicht recht bekannt. Ficoroni rechnet es auf 460,000 Pfund; nach Venuti, der die Archive der Peterskirche deswegen nach-

*) Indessen scheint es doch nicht, dass Caracalla die Bimsteine zum Bau der Gewölbe zuerst anwandte. Nach Plinius (36, 42.) scheint man sie hauptsächlich bei dem Bau der Musea gebraucht zu haben. Seine Worte sind: „Wir können die Eigenschaft der Bimsteine nicht mit Stillschweigen übergehen. So nennet man die durchfressenen (durchlöcherten) Steine, welche in den Gebäuden, die man Musea nennet, herab-

sah, waren es beinahe soviel Zentner, denn in Pfunden fand er die Zahl von 45,000,252. Bei Ficoroni wird es also wol Zentner anstatt Pfund heiſsen sollen.

Hievon wurden erstlich hundert und zehn Stück schweres Geschütz von verschiedener Gröſse für die Engelsburg, und dann die vier groſsen Säulen mit dem erzenen Baldachin am Hochaltar in der Peterskirche gegossen.

Der Pabst lieſs zum Andenken dieses verübten Raubes eine Marmortafel in die Halle des Pantheon setzen, die noch vorhanden ist, und folgende Inschrift enthält:

Urbanus, VIII, Pont. Max.
vetustas. ahenei. lacunaris
reliquias
in. Vaticanas. columnas. et.
bellica. tormenta. conflavit
ut. decora. inutilia
et. ipsi. prope famae. ignota
fierent. in. Vaticano. templo
apostolici. sepulchri. ornamenta
in. Hadriana. arce
instrumenta. publicae. securitatis.
anno. domini. MDCXXXII. pontif. IX.

hangen, um denselben durch die Kunst das Ansehen von Naturhöhlen zu geben." *Non praetermittenda est et pumicum natura: adpellantur quidem ita et erosa saxa, in aedificiis, quae Musea vocant, dependentia, ad imaginem specus reddendam.*

Ueber diese Inschrift ist zweierlei zu bemerken. Erstlich ist das Wort *Lacunar* nicht im Sinne der Alten zu nehmen. Bei diesen bedeutete es eine horizontal laufende, gewöhnlich aus Holz construirte Decke, mit viereckigen vertieften Feldern. In der Halle des Pantheon aber, wie wir gezeigt haben, war keine flache, oder horizontal laufende Decke, sondern die drei Schiffe waren tonnenförmig überwölbt. Das weggenommene Erz gehörte zu den Balken, welche die Dachrüstung (den Dachstuhl) ausmachten. Von diesem Erze war also dem Auge nichts sichtbar, so lange die Gewölbe in ihrer Erhaltung waren; es diente nicht zur Zierde, sondern ganz allein zur Dauer und Verstärkung der Dachrüstung. Zweitens mag es auffallen, dafs die Inschrift dieses Erz kaum dem Rufe nach bekannt nennet, da doch die Gewölbe schon lange vorher nicht mehr vorhanden waren, und folglich die Dachrüstung sich dem Auge frei darstellte. Indessen mag demungeachtet die Inschrift Recht haben, in so fern das Erz durch die Zeit angelaufen, und schwärzlich geworden war. Das Auge mochte sich also in der Entfernung leicht täuschen, und das angelaufene Erz für schwärzlich gewordenes Holz ansehen.

Der grofse Verlust dabei ist, dafs Bernini, dem der Pabst die ganze Sache über-

tragen hatte, keine Zeichnungen und Beschreibung von dieser ehemaligen Dachrüstung hinterliefs. Nach Ficoroni waren die Balken nicht aus massivem Erz, sondern von Holz, blofs mit Erz gefüttert und überzogen. Wie stark aber die Balken und der erzene Ueberzug waren, sagt er nicht. Auch spricht er weder von dem Gebrauch der grofsen Nägel, welche allein über 9374 Pfund wogen, noch giebt er die Holzart an, und wie dasselbe sich durch einen Zeitraum von mehr als 16 Jahrhunderten erhalten hatte. Ueber die Construction der Dachrüstung schweigt er ganz; und doch wäre es höchst wichtig gewesen, anzugeben, ob sie in einem ähnlichen Hangewerk bestand, wie das ist, das die alte Dachrüstung jetzt ersetzt.

Alles dies wäre für den Forscher, und die Kunst unendlich wichtiger gewesen, als die Angabe von der Menge weggenommenen Erzes, und von dem Gebrauche, den man hievon machte. Die Barbarei einer solchen That offenbaret sich mehr in dem Mangel genauer Nachrichten, als in der Wegnahme und Zerstörung solcher trefflichen Ueberreste. Deswegen können wir nicht anders, als mit dem alten Pasquino einstimmen, der über diesen Greuel auch damals laut ward, und jenes treffende Wort hören liefs:

Quod non fecere Barbari, fecerunt Barbarini.

Bekanntlich war dies der Familiennamen von Urban VIII.

Anmerkung K.

Ueber den architektonischen Geist des Pantheon.

Man hat in neuern Zeiten das Pantheon nicht selten zum Vorbild genommen, um ähnliche Gebäude darnach zu bauen. Aber man ist darin nicht glücklich gewesen. Dem Bramante fiel es ein, dasselbe bei dem Baue der Peterskirche in die Luft zu setzen; und seitdem hat man die Peterskuppel in kleinerem Maaſsstabe unzählige Male nachgeahmt. Andere haben ähnliche Rundgebäude auch auf die Erde gesetzt, aber ohne viel glücklicher in ihrem Unternehmen gewesen zu seyn. Es scheint, daſs dieser erhabene Bau ein Geheimniſs bewahre, das ihn gleichsam unnachahmlich machet, und daſs es den neuern Baukünstlern noch nicht gelungen ist, dasselbe zu errathen. Dies Geheimniſs liegt, wenn wir uns nicht täuschen, in den äuſsern und innern Verhältnissen erstlich des Rundgebäudes für sich, und dann

in dem Verhältniſs der Vorhalle zu dem Rundgebäude selbst.

Im Innern ist der Durchmesser der Rundung der Gesammthöhe vom Fuſsboden bis unter die Oeffnung der Wölbung gleich; und dann ist die eine Hälfte dieser Gesammthöhe für die Höhe der senkrechten Wände, und die andere für die Höhe der halbkugelichten Wölbung genommen. Der Architekt wählte dergestalt zu seinem Schema eine Kugel, die er in der Mitte durchschnitt, und aus der einen Hälfte den Umfang der senkrechten Wände bildete, worüber er die andere Hälfte der Kugel aufsetzte. Daſs dies Verhältniſs beim Pantheon eine wundersam erhabene und schöne Wirkung mache, darüber ist nur Eine Stimme: und noch weit überraschender muſste diese Wirkung ursprünglich gewesen seyn, ehe die groſsen Nischen maskirt, und die Wände durch die Attika entstellt wurden. Aber lieſse sich dasselbe Verhältniſs auch auf Rundgebäude von geringerm Umfange, als das Pantheon ist, anwenden? — Dies ist die groſse Frage: eine Frage, welche die neuern Architekten nie genug beherzigt haben. Nach Vitruv, wo dieser Schriftsteller von dem Bau der runden Tempel spricht (4, 7.), nimt die Höhe der Kuppel noch nicht das Drittel von der Gesammthöhe ein: und ein ähnliches Verhältniſs ergiebt

sich aus den noch vorhandenen Monumenten dieser Gattung. Bei einigen von grösserm Umfange steigt die Kuppelhöhe auch bis auf zwei Fünftel der Gesammthöhe. Ueberhaupt ergiebt sich das Gesetz, daſs je gröſser der Umfang eines Rundbaues ist, desto höher verhält sich die Kuppel zu den Wänden; und umgekehrt: je geringer der Umfang, desto höher verhalten sich die Wände zu der Rundwölbung. Die Alten berechneten hiebei alles genau nach optischen Gesetzen; und sahen sehr gut ein, daſs, wenn auf ein Rundgebäude, das nur die Hälfte von dem Umfange des Pantheon hätte, dieselben Verhältnisse angewandt würden, es ein sehr gedrücktes und beklommenes Ansehen haben müſste. Würde man im Gegentheil den senkrechten Wänden des Pantheon eine Höhe, die seinem Durchmesser gleich gewesen wäre, gegeben haben, so wie man dies bei kleinern Kuppelgebäuden zu thun pflegt; so würde ein sehr unangenehmer thurmartiger Effekt daraus erwachsen seyn.

Betrachten wir nun die Verhältnisse im Aeuſsern, so erscheinen sie ganz anders, als im Innern. Hier machen die senkrechten Mauern drei Viertel der Gesammthöhe aus, so daſs die Rundwölbung äuſserlich nur zur Hälfte sichtbar wird. Dadurch erhielt die Mauer die äuſsere Höhe, welche zu dem groſsen Umfange des

Ganzen paſst, und dann erdrückt die Runddecke, indem sie dem Anblick zur Hälfte versteckt bleibt, das Gebäude nicht. Man denke sich aber einen Augenblick, daſs die ganze Kuppelhöhe dem Auge äuſserlich sichtbar erschiene; welche unförmliche und erdrückte Gestalt müſste da zum Vorschein kommen! — Auch bei kleinern Rundgebäuden der Alten ist die Kuppel nie ganz sichtbar. Dies entsteht natürlich schon durch die starken Widerlagen, welche eine Wölbung im Halbzirkel erfordert. Da aber das Verhältniſs der Widerlagen bei kleinern Gebäuden ungleich geringer ist, als bei gröſsern, so sind die Umfangsmauern für sich schon viel höher angenommen. Hiedurch ersieht man, mit welch tiefer Ueberlegung der Architekt des Pantheon von den bei kleinern Rundgebäuden üblichen Verhältnissen abwich; und wie vortrefflich er diejenigen zu wählen verstand, welche zu einem Baue von so groſsem Umfange sowohl äuſserlich als innerlich paſsten. Er erhob sich über die Regel, ohne auſser der Regel zu fallen. Es war der Flug eines Geistes erster Sphäre.

Aber dies ist nicht alles. Es war für einen so majestätisch aufgeführten, bis zur Zeit noch nicht gesehenen, Rundtempel auch eine passende Vorhalle zu bauen. Man sehe den geometrischen Aufriſs; (Taf. II. Fig. II.) und

wer sollte hiernach nicht glauben, daſs im Verhältniſs zur Rundmasse die Vorhalle klein, armselig und elend aussehen müſste? — Und doch ist dies keinesweges der Fall. Wer den Bau sieht, kann nicht anders als über die Groſsheit, und das majestätische Verhältniſs der Vorhalle zur Rundmasse bezaubert seyn. Woher dies? — Erstlich, weil der Architekt durch die rechtwinklige Vorlage, und durch drei Säulenzwischenweiten der Vorhalle eine Tiefe zu geben verstand, daſs das Rundgebäude weit zurück tritt; und zweitens weil die Halle, auſser ihrem schönen Verhältniſs von Höhe und Breite für sich, zugleich vor den Augen dessen, der sich dem Tempel nähert, so majestätisch sich erhebt, daſs das Rundgebäude, weit entfernt zu groſs für die Halle zu seyn, vielmehr jene Gröſse haben muſste, um der Majestät der Vorhalle, sei es äuſserlich, sei es innerlich, würdig zu entsprechen. Vielleicht gab es in der Baukunst nie eine schwierigere Aufgabe, welche der architektonische Genius auf eine glänzendere Art löste. — Und es konnte Bauverständige geben, welche dieses Werk, worin der menschliche Geist sich so erhaben offenbarte, als Flickwerk betrachteten? welche leugneten, daſs die Vorhalle im ursprünglichen Plane des Baues gelegen habe? Doch eignen wir nicht dem Blödsinn zu, was vielmehr die Unermeſslichkeit ei-

ner Kunst erweiset, in deren Inneres einzudringen, den vereinigten Bemühungen so mancher trefflichen Köpfe noch nicht gelungen ist. In Wahrheit stehen wir noch an den Propyläen dieser erhabenen Kunst. Ihre Kritik hat noch wenig feste Basen. Ein zwanzigjähriges Studium über ihre Denkmäler hat den Verfasser dieser Abhandlung manchen tieferen Blick in ihre Geheimnisse thun lassen. Er wird seine Forschungen den Freunden der Kunst nicht vorenthalten. Vielleicht ist er so glücklich, Ansichten zu eröffnen, um eine Kunst wieder in ihre Würde einzusetzen, die nur zu lange ohne Grundsätze irrte, und die immer mehr und mehr in einen handwerksmäſsigen Schlendrian ohne Geist herab zu sinken drohet.

Erklärung der Kupfertafeln.

Tafel I.

Fig. I. Grundriſs des Pantheon, kopirt nach den Rissen von Desgodetz, der die Maaſse dieses Gebäudes am genauesten gegeben hat; nur mit der Abweichung: 1) daſs im Innern des Tempels die Säulen wieder an ihrer ursprünglichen Stelle stehen, jedoch 2) zugleich mit der Andeutung der Säulen durch Punkte, wie sie jetzt in den groſsen Nischen aufgestellt erscheinen; 3) daſs die kleinen Nischen, welche man in neuern Zeiten in die Dicke der Mauern eingehauen hat, weggelassen sind; 4) daſs die Ueberreste von Mauerwerk, welche zu den Thermen des Agrippa gehörten, an der Hinterseite angedeutet sind.

Tafel II.

Fig. II. Aufriſs nach Desgodetz.

Fig. III. Aufriſs der Ansicht der rechtwinkligen Vorlage ohne die Säulenhalle. Diese Ansicht hat bis jetzt noch kein Architekt gegeben.

Tafel III.

Fig. IV. Durchschnitt nach Desgodetz. Man sieht noch die Pilaster der Attika, die seitdem Benedikt XIV wegnehmen lieſs.

Fig. V. Durchschnitt, um die Idee von dem ursprünglichen Zustande im Innern anschaulich zu machen. Die groſsen Nischen sind geöffnet, und die Hauptstatuen darin aufgestellt; und über den Säulen erscheinen die Karyatiden.

Mosychlos,

der feuerspeiende Berg auf Lemnos.

Es giebt Thatsachen des Alterthums, die, so oft sie auch dort und da von den Gelehrten in Erinnerung gebracht worden sind, doch immer wieder verschwinden, und so gut wie verloren für uns sind. Dafs auf Lemnos zur Zeit derer, die wir im engern Sinne die Alten nennen, ein feuerspeiender Berg war, diese Notiz wird wenigen unter den eigentlichen Alterthumskundigen geläufig sein; den übrigen Gelehrten aber, und namentlich den Geologen, die es so sehr interessiren mufs, ist es vielleicht ganz unbekant. Die Ursach ist die, dafs keiner unserer alten Schriftsteller eine etwas umständliche und absichtliche Nachricht davon gibt, und dafs noch kein Gelehrter die zerstreuten Notizen und Winke darüber zusammen gestellt hat. Meine Absicht ist dies letztere hier zu thun, so vollständig, als ich im Stande bin.

Dafs die Insel Lemnos dem Vulkan heilig gewesen, und dafs die ältere griechische Mythologie ihm seine Werkstäte nicht auf Sizilien oder den Liparen, sondern auf Lemnos anwies, ist etwas allbekantes. Es bedurfte auch keines grofsen Scharfsinnes, um diesen Mythos auf ehemalige vulkanische Erscheinungen von eben der Art, wie sie in jenen andern Werkstäten des Blitzes noch zu sehen sind, zu deuten. Allein gewöhnlich denkt man sich die vulkanischen Ereignisse auf Lemnos, mit den flegräischen Giganten-Szenen, in jene unbekanten und schwer zu bestimmenden Perioden der mythischen Zeit; welches auch allenfalls hinreichen würde, um den Namen Αἰθάλη, d. h. die Glühende, zu erklären, welchen diese Insel einst geführt haben soll *).

Allein schon Eustathius **) redet davon auf eine Art, welche jene Epoche uns näher zu rücken scheinet. Die homerische Erzählung, sagt er, von dem durch Zeus auf Lemnos niedergeschleuderten Hefästos, müsse man sich nicht durch Feuer erklären, das einst dort niedergefallen sei ***); sondern es beziehe sich darauf — ὅτι πῦρ καὶ ἐκεῖ γῆθεν ἀνεδίδοτό ποτε

*) *Steph. Byz.* und *Etym. M. in v.*

**) *ad Il. α*, 593.

***) Eine solche Erklärung findet man im Scholiasten des Lykophron v. 227. aus dem Hellanikus.

αὐτόματον, — „daſs auch dort ehedem Feuer von selbst aus der Erde hervorkam": der Dichter lasse ihn also daselbst, als auf einem ihm verwandten Boden niederfallen. „Denn, fährt er fort, verwandt ist ja dem Hefästos ein Ort der Feuer hervorsprüht, (πῦρ ἀναβλύζων) und andere Zeichen der Hitze hat, wie die dortigen warmen Quellen, die kahle Beschaffenheit des Landes, und der Mangel an fettem Boden; denn Lemnos ist von Bergwäldern ganz entblöſst." Weiterhin sagt er noch: „Die Geschichte eignet Lemnos dem Hefästos zu, nicht allein — διὰ τοὺς ἐν αὐτῇ γῆθεν ἀναβαίνοντας κρατῆρας τοῦ πυρὸς — wegen der dort aus der Erde sich erhebenden Krater von Feuer; sondern auch weil diese Insel die ersten Schmiede zu Bewohnern hatte, die Waffen verfertigten, und deswegen σίντιες, die Schadenden, hieſsen." Mich dünkt, es liegt etwas in dem Vortrag dieser Notizen, woraus man ahnet, daſs sie, wenn gleich mittelbar, aus Schriftstellern flossen, die von den vulkanischen Erscheinungen auf Lemnos als von gleichzeitigen redeten *).

*) Man vergleiche noch des Heraklides Worte, bei Gelegenheit derselben homerischen Stelle (c. 29), ἐνταῦθα γὰρ ἀνίενται γηγενοῦς πυρὸς αὐτόματοι φλόγες, wo also das deutliche Präsens steht, welches dieser Schriftsteller aus älteren sorglos aufgenommen haben kann.

Doch mehr als Ahnung könnte dies schwerlich werden, wenn nicht ein anderer weniger gelesene Scholiast zwei sehr merkwürdige Stellen uns aufbehalten hätte, welche, obgleich aus Dichtern genommen, uns die gewünschte Gewiſsheit geben. Nikander nennet in seinen *Theriacis* (v. 472) die Berge Saos und Mosychlos. Hesychius belehrt uns über den letztern Namen bloſs so weit, daſs es ein Berg auf Lemnos sei. Allein der Scholiast des Nikander gibt folgende ausführliche Note: „Der Dichter nennet diese Berge um die Inseln Lemnos und Samothrake dadurch zu bezeichnen. Saos hieſs auch ehedem ganz Samothrake; und Mosychlos heiſst das Gebirg (τὰ ὄρη) von Lemnos.“ Bloſs um dies letzte zu beweisen, hat er uns folgende zwei merkwürdige Stellen aus verlorenen Dichterwerken erhalten. Die erstere aus dem Antimachus *):

— — Ἡφαίςου φλογὶ εἴκελον, ἥν ῥα τιτύσκει
Δαίμων ἀκροτάταις ὄρεος κορυφῇσι Μοσύχλου.

— — Aehnlich der Flamme Hefästos, welche der Gott läſst
Lodern empor auf des Bergs Mosychlos erhabenstem Gipfel.

Und die andere aus dem Eratosthenes:

Εὖ τοι ὅσοις φαίνεσκε Μοσυχλαίῃ φλογὶ ἶσον.

*) S. *Antimachi Coloph. reliquiae Ed. Schellenb. fr.* 26.

Der verdorbene Anfang dieses Verses ist vielleicht so zu verbessern: Ἐν τ' ὄσσοις φαίνεσκε —

Und den Augen erschien's der Mosychlischen Flamme vergleichbar.

Sollten diese Stellen nicht als Beweis dienen können, daſs zur Zeit dieser Dichter der feuerspeiende Berg Mosychlos so bekant war in Griechenland, daſs er wie der Aetna auf Sizilien zu poetischen Gleichnissen diente? Es wäre möglich, daſs jemand dächte, die Kunde vom Brennen der Insel hätte sich aus den mythischen Sagen der Vorzeit erhalten, und dies reiche für ein Dichter-Gleichnis hin. Ich will dies von einem alexandrinischen Dichter, wie Eratosthenes war, allenfalls zugeben; aber von Antimachus gilt es schwerlich. Er gehört in eine bessere Zeit, die Mitwelt Plato's, wo die Poesie noch nicht bloſs aus dem Verstand, sondern aus wirklicher Empfindung kam, und auf Empfindung wirken wollte. Ein solcher wählt seine Gleichnisse für sinnliche Gegenstände am gewöhnlichsten aus dem was seinen Landsleuten sinnlich bekant ist; oder wenn er ihre Fantasie in Anspruch nimt, so thut er es in Gegenständen, worin die Erfahrung die Fantasie nicht Lügen strafen kann. Die Insel Lemnos gehörte zu Griechenland, sie lag nahe, und auf einem der befahrensten Wege: ohne ins Lächerliche zu fallen, konnten die Dichter

schwerlich, was eine Ueberlieferung aus der ältesten Mythenzeit dorthin setzte, zum Behuf ihrer Gleichnisse im Präsens vortragen. — Die namentliche Angabe des Berges, die Flamme auf seinem Gipfel, vollenden bei mir die Ueberzeugung, daſs wir hier ein historisches Faktum haben.

Zwei Stellen in Sophokles Philoktet (v. 799) würden für sich allein weniger beweisen. Hier spricht ein Held noch in der mythischen Zeit. Philoktet, im Anfall des heftigsten Schmerzes, bittet den Neoptolemus, daſs er ihn vertilgen möge. Ἀλλὰ συλλαβὼν Τῷ Λημνίῳ τῷδ' ἀνακαλουμένῳ πυρὶ Ἔμπρησον, ὦ γενναῖε. „Ergreif mich, Trefflicher; Und o! mit Lemnos Feuer dort, als Segen mir Erfleht, verbrenne mich!“ Und weiterhin (v. 986), da Odysseus ihn mit Gewalt wegführen will, ruft er das Lemnische Land und — τὸ παγκρατὲς σέλας Ἡφαιςότευκτον — „die allgewaltge Glut, Hefästos Werk“ zu Zeugen an, daſs man aus ihrem Gebiet ihn reiſsen wolle. Diese lebhaften Züge stellen uns deutlich einen Berg vor Augen, der stets oder häufig Flammen speit, wie der Stromboli. Philoktets Fabel gehört in die jüngste mythische Zeit, die trojanische. Schwerlich würde also ein verständiger Dichter, wie Sophokles, die Szene derselben mit Zügen aus der dunkeln Urwelt ausmalen; noch weniger

würde er diese feurigen Erscheinungen nur so beiläufig, als der Fantasie eines jeden Griechen gegenwärtig, anbringen, wenn nicht wenigstens eine bestimmte Sage sie noch in sehr bekante Zeiten setzte. Verbunden mit der Stelle des Antimachus lassen seine Worte für mich keinen Zweifel mehr übrig, daſs der Vulkan zu seiner eigenen Zeit, der blühendsten von Griechenland, noch im Gange war.

Noch gewisser als eine solche Thatsache durch Dichterstellen werden kann, wird sie durch sprüchwörtliche Redensarten, die nur das Produkt der Erfahrung zu sein pflegen. Ein starkes, ein verzehrendes Feuer ward ein Lemnisches genannt. In des Aristophanes Lysistrata sagt einer, dem Feuer und Dampf aus dem angeblasenen Kohlbecken heftig ins Gesicht schlägt: *κἄστι Λήμνιον τὸ πῦρ τοῦτο πάσῃ μηχανῇ* „das ist unfehlbar Lemnisches Feuer." Suidas, diese oder eine ähnliche Stelle im Auge habend, hat zur Erklärung von *Λήμνιον πῦρ* diese Worte: *ἔστιν ἀναφορὰ ἐν Λήμνῳ πυρὸς χαλεπή τις* „in Lemnos ist eine Stelle, wo ein furchtbares Feuer aufsteigt." Ich will das Präsens *ἔστιν*, obgleich es aus älteren Erklärern geflossen sein kann, nicht eben fest halten; aber daſs um die Zeit, wo dies Sprüchwort im Gange war, das Feuer auf Lemnos noch existirte, oder als existirend gedacht

werden konnte, dies geht ziemlich klar hervor. Ein anderer alter Lexikograph, Photius, setzt zu derselbigen Glosse noch diese deutlichere hinzu: „Auch auf der Insel Lemnos steigt ein Feuer empor, wie in Sizilien das Aetnäische.“ *) — Eine andere Redensart war: Λήμνιον βλέπειν, vermuthlich von einem Blicke, der den andern zu verzehren drohte; die Grammatiker erklären es durch πυρῶδες, und verweisen auf das vom Hefästos kommende Lemnische Feuer **).

Was sonst noch bei Dichtern hieher gehöriges vorkommt, kann nach allem diesen wenig mehr zur Bestätigung und Vervollständigung beitragen; wenn man nicht etwa noch durch einige Verse im Valerius Flakkus (2, 332), vorausgesetzt, daſs er auch in diesen Einzelheiten griechische Originale vor Augen hatte, die Schilderung sich auszumalen denket. Sie beginnen so:

Ventum erat ad rupem, cujus pendentia nigris
Fumant saxa jugis, coquiturque vaporibus aer.

Hypsipyle belehrt dann den Iason, daſs dies Vulkans Wohnung sei, und daſs man das

*) ὅτι καὶ ἐν τῇ νήσῳ Λήμνῳ ἀναφορὰ πυρός ἐστιν, ὡς καὶ ἐν τῇ Σικελίᾳ τὸ Αἰτναῖον. *ap. Albert. ad Hesych. v.* Λήμνιον βλέπει.

**) *Hesych. in v. — Apostol. — Suid.*

Brüllen der eingeschlossenen Flamme und das Schmettern der geschlagenen Massen höre. Also eine vollkommene Aetna-Szene *).

Wenden wir uns nun von den Dichtern zu den Prosaisten, so kann es auffallend scheinen, daſs von einer so merkwürdigen Erscheinung bei diesen gar keine Erwähnung sich findet. Doch dies kann unsere Ueberzeugung nicht ändern; man bedenke nur, daſs wir aus der älteren Zeit, Herodot ausgenommen, der doch auch nicht von allem reden konnte, keinen umfassenden beschreibenden Schriftsteller haben. Die Erwähnung des Feuers auf Lemnos konnte demnach in den erhaltenen Schriftstellern nur beiläufig vorkommen: also eben so gut auch nicht. Unter den späteren Schriftstellern aber, welche die älteren planmäſsig exzerpirten, haben die zwei einzigen, wo man jene Nachrichten zu suchen berechtigt wäre, Diodor und Strabo, gerade da Lücken, wo sie von Lemnos müssen gehandelt haben. Hieraus erklärt es sich denn auch, wie es kommt, daſs wir von der Erleschung eines so berühmt gewesenen Vulkans durchaus keine Notiz finden. In Ermangelung dieser muſs uns also die älteste Nachricht, welche uns den Vul-

*) Zwei andre Dichterstellen sind: *Accius ap. Varr. de L. L.* 6. *Senec. Herc. Oet.* 1359.

kan in seinem erloschenen Zustand darstellt, sehr interessant sein. Dies Schauspiel gewährt uns Galen *) bei der Beschreibung einer Reise, die er nach Lemnos angestellet, bloſs um sich von den Umständen, unter welchen die dortige berühmte Erde gegraben ward, zu überzeugen. Bei einem ersten Besuche war er am westlichen Theile der Insel, bei der Stadt Myrina gelandet, erfuhr aber dort, daſs in dem Gebiete dieser kein Hügel sei, der nach dem Philoktet oder nach des Hefästos Tempel benannt werde, sondern daſs alles dies bei dem östlichen Hauptorte, der Stadt Hefästias, zu suchen sei. Bei seinem zweiten Besuche also kam er nach dieser Stadt und fand den gesuchten Hügel; aus dessen natürlicher Beschaffenheit, wie er sagt, er sich die homerische Dichtung, daſs Hefästos auf Lemnos niedergefallen sei, erkläre. „Denn, fährt er fort, er sieht völlig einem verbrannten ähnlich, sowohl durch seine Farbe, als weil nichts darauf wächst **).“ Er erzählt nun ferner, daſs auf diesen Hügel, während seiner Anwesenheit, die Priesterin der Artemis gegangen sei, um unter den gewöhnlichen Feierlichkeiten die hei-

*) *de Simpl. Medic. usu. IX, p. 117. s. Ed. Basil.*

**) φαίνεται γὰρ ὁμοιότατος κεκαυμένῳ κατά γε (l. τε) τὴν χρόαν, καὶ διὰ τὸ μηδὲν ἐν αὐτῷ φύεσθαι.

lige Erde zu holen. Man muſs also mit dieser Beschreibung des Hügels verbinden, was er weiter oben von eben demselben — dem einzigen worauf die Erde gegraben ward und werden durfte — sagt. Dort beschreibt er ihn als „durchaus rothgelb, worauf weder Baum noch Fels, noch irgend eine Pflanze zu sehen sei, sondern nichts als diese Erdart." *) Galen nennet diesen Berg zwar durchaus nur λόφος, was wir Hügel zu übersetzen pflegen; aber aus dem was wir weiter unten beibringen werden, erhellet, daſs es ein wirklich hoher Berg ist, der nur wegen seiner allmählichen und sanften Erhebung λόφος genannt wird. Die Umstände in Galens Erzählung, der Name der benachbarten Stadt, Hefästias, der Tempel des Hefästos, der gerade dort, und kein solcher auf andern Theilen der Insel ist, machen es mehr als bloſs wahrscheinlich, daſs dieser Berg, den Galen beschreibt, auch der Feuerberg Mosychlos war. Zugleich aber ist es einleuchtend, daſs wer diesen Berg so beschreibt, „er sehe aus wie verbrannt," und wer sich bloſs aus diesem Aussehn auf einmal die Fabel vom Vulkan erklärt, daſs dieser auch nicht eine Ahnung davon muſs gehabt haben, daſs dieser

*) ὅλον ὄντα κιῤῥὸν τῇ χρόᾳ, καθ' ὃν οὔτε δένδρον ἐστὶν, οὔτε πέτρα, οὔτε φυτὸν, μόνη δ' ἡ τοιαύτη γῆ.

Berg zu Menschen Gedenken wirklich gebrannt habe. Selbst der Menge der Bewohner, möchte man glauben, müsse das Faktum ganz entrückt gewesen sein; und Galen hatte wahrscheinlich nicht mannigfaltige Erkundigungen genug über diesen Gegenstand, der sein Zweck nicht war, wovon er nicht einmal eine vorläufige Notiz hatte, eingezogen; sonst würde er wol von Unterrichteten es erfahren haben. — Galen lebte im 2ten Jahrhundert nach Christus, Sophokles und Antimachus in dem Zeitraum zwischen Perikles und Alexander. Wir haben also alle Ursach anzunehmen, daſs um die Zeiten Alexanders der Berg erlosch, und daſs der Alexandriner Eratosthenes, ein bloſs gelehrter Dichter, sich jenes Gleichnisses nur als Nachahmer des Antimachus (dessen Worte er auch nur parafrasirt), bedient habe.

Soweit die Nachrichten des Alterthums. Indem wir uns nun von ihnen zu den gewöhnlich mehr ins Einzele gehenden Neuern wenden, um wo möglich ihre Beschreibungen mit jenen alten Erscheinungen zu vergleichen, so zieht uns zuförderst die Schilderung eines Arztes, Stephanus Albacarius, an, der von dem berühmten Busbek, kaiserlichem Gesandten zu Konstantinopel im 16ten Jahrhundert, einzig in der Absicht nach Lemnos geschickt ward, in welcher auch Galen diese Insel einst besuchte,

suchte, und der den Spuren desselben gleichsam nachging *). Auch ihn versicherten die dortigen Griechen, daſs die Lemnische Erde an keiner andern Stelle sich finde, als da wo sie jetzt gegraben würde, und sie hätten auch von keinem andern Orte gehört, wo sie in vorigen Jahrhunderten wäre gegraben worden. „Aber, fährt er fort, ich kann nicht glauben, daſs der gegenwärtige eben der Ort sei, der zu Galens Zeiten der Fundort war. Dieser schreibt, der Hügel sei rothgelb, kein Baum, kein Fels, keine Pflanze sei darauf, sondern nichts als Lemnische Erde; aber wo man diese jetzt gräbt, ist gerade das Gegentheil von allem diesen. Gerade wo die Gruben jetzt sind, finden sich so groſse Steine, daſs man sie zu Mühlsteinen braucht. Der Hügel sieht keineswegs einem verbrannten ähnlich, und hat keine Spur von rother Farbe, ist überdies so fruchtbar an Pflanzen und Bäumen, daſs er von den Einwohnern mit groſsem Vortheil bebaut wird. Der Berg liegt nach Osten hin, wo ein Dorf namens Repondi liegt; aber die Gruben sind auf dem Gipfel des Berges, wo sich derselbe in eine Fläche ausbreitet.“ Weiterhin sagt er: „Die Erde

*) Den ganzen Bericht desselben, woraus obiges genommen ist, findet man in Matthioli Kommentar zum Dioskorides 5, 73.

selbst die dort gegraben wird, ist gröſstentheils weiſs, oder nur ein wenig röthlich, ob sie gleich, jedoch äuſserst selten, auch von rother und goldgelber Farbe gefunden wird. Galens Lemnische Erde war roth wie Mennig oder Röthel, dergleichen zwar auch auf der Insel ist, welches aber eben so wenig die Galenische sein kann, da sie sehr abfärbt, welches jene nicht that. Alles dies bringt mich dahin zu glauben, daſs Galens Hügel entweder durch Erdbeben oder Ueberschwemmung vernichtet worden, oder daſs er seine Gestalt und Natur verändert hat durch den Fleiſs der Anbauer."

Daſs Albacarius in der rechten Gegend gewesen, beweist die Lage gegen Osten, wohin Galen und auch die Neuern die alte Stadt Hefästia setzen; und daſs in dieser Gegend wenigstens kein anderer Berg existiren muſs, zeigt die gewaltsame Hypothese vom Erdbeben, wozu Albacarius greift. — Pater Torelli (ein Länderbeschreiber, den ich bis jetzt bloſs aus der Anführung des Piacenza *) kenne), gibt auf der ganzen Insel zwei Berge an; den einen, wo auch die Siegelerde gewonnen werde, nennet er *Monte di Volcano*, legt ihn nach Norden hin **), und beschreibt ihn als einen

*) *Egeo Redivivo p.* 427.

**) Also dicht hinter das an der Nordostküste liegende Hefästia, s. das Kärtchen im Piacenza.

angenehmen Hügel, im Gegensatze des *Monte di Nettuno* im Süden, der sein stolzes Haupt furchtbar in die Wolken hebe, und den Anblick mehr beleidige als ergötze. Man müſste einen sonderbaren Eigensinn der Namen annehmen, wenn man gerade in dem letztern Berge den Mosychlos suchen wollte. Dagegen zeigen sowohl die Lage, als die Beschreibung, die Benennung Hügel, und die noch jetzt unter religiösen Zeremonien jährlich dort gegrabene Erde, daſs der *Monte di Volcano* auf jeden Fall Galens Hügel war, in welchem wir oben an deutlichen Merkmalen den Mosychlos erkannten. Was aber des Albacarius Bedenklichkeiten betrifft, so denke ich es wird niemand gegen die letztere Art, womit er selbst sie beantwortet, etwas bedeutendes zu erinnern haben. Wir haben ja beinahe berechnet, daſs als Galen die Gegend besuchte, nur einige Jahrhunderte nach Erleschung des Vulkans verflossen sein konnten; kein Wunder also, wenn die Spuren desselben damals merklicher waren, als ungefähr 1800 Jahre nach derselben Epoche; besonders wenn man seit Galen erst den Hügel fleiſsig bebaut hat, und eine Schicht Pflanzenerde den rothen Grund desselben nunmehr überzieht. Die verschiedene Farbe aber der Siegelerde zu Galens Zeiten, in Vergleich mit der jetzigen, kommt meines Bedünkens durch-

aus in keine Betrachtung, da auch in dieser verschiedene Schichten sein können; in welchem Falle man zuverlässig jetzt in einer andern beschäftigt ist als damals, die Erde aber vermuthlich eben so gut findet als die Alten die ihrige *).

Und nun die neuesten Reisenden? Eine seltsame Erscheinung! kein einziger von denen, die ihre Reisen dem Publikum bis jetzt vorgelegt haben, hat das merkwürdige Lemnos besucht. Der einzige Sonnini wirft ein paar Worte hin, deren Oberflächlichkeit und Ungründlichkeit man es leicht ansieht, daſs er

*) Ich merke hier noch an, daſs man auch in Büschings Erdbeschreibung die Nachricht von zwei hohen Bergen findet, die auf Lemnos liegen, und wovon der eine bei den alten *Meschilä* geheiſsen und Feuer ausgeworfen habe. Diese Stelle beweist nur, daſs der fleiſsige Mann auch triviale Quellen nicht verschmähte; denn sie ist fast wörtlich abgeschrieben aus dem 7ten Band der groſsen Allg. Weltgeschichte (S. 67.), dessen undeutsche Urheber zwar den Hesychius und Nikander zitiren, aber doch Meschilä schreiben. Die einzige Kritik, welche Büsching anwandte, liegt in dem Präteritum des Feuer-Auswerfen, statt welches die Allg. Weltgeschichte auf Treu und Glauben des Antimachus das Präsens hat. — Auch Bayle (Art. Lemnos, Note P.) kannte, mit Hülfe des Bochart (Chanaan 1, 12.), unsern Gegenstand, doch lange nicht mit der gehörigen Vollständigkeit.

nur von Hörensagen spricht *). Er führt an, daſs Lemnos dem Vulkan heilig gewesen sei, und setzt hinzu: „vraisemblablement à cause de „deux volcans qui y jettoient continuelle- „ment des flammes et que l'on regardoit comme „ses forges.“ Man sieht leicht, daſs dieser Schriftsteller die Notiz von ehemaligen wirklichen Feuer-Ausbrüchen auf Lemnos, die ihm auf irgend eine Art zugekommen war, ungeschickt genug mit der andern aus dem Torelli von den zwei Bergen verband. Wenn er daher fortfährt: „Il ne reste plus de vestiges de ces „volcans;“ so wünschte ich dies von einem Reisenden zu erfahren, der weniger bestimmt über Gegenstände redete, von welchen er nicht viel weiſs. Sein Zusatz jedoch — „cependant des „feux intérieurs y brûlent encore, car l'on y „trouve une source d'eau chaude, dont on a „fait des bains, et une autre d'eau alumineuse“ — von welcher Nachricht ich wenigstens keine andere Quelle gefunden habe, verdient Aufmerksamkeit, da er dies vermuthlich an Ort und Stelle erfahren hat, und auch Eustathius, wie wir oben sahen, von warmen Quellen spricht. — Ein gelehrter Reisender, der auf Lemnos war, aber gerade diesen Theil seiner Reise nicht beschrieben hat, Abate Sestini, hat es mir

*) Voyage en Grece et en Turquie. p. 352.

bestätigt, daſs nur zwei Berge auf dem sonst durchaus ebenen Lemnos seien, und daſs der bei Hefästia, welchen allein er aus eigner Ansicht kennet, sich sanft und anmuthig erhebe; er setzte hinzu, daſs derselbe konisch gestaltet sei, und das alles auf der Insel, besonders die Gestalt der Ufer und des Seegrundes an der Küste, von Vulkanität zeuge.

Nähere Aufschlüsse über dies alles haben wir zunächst von dem trefflichen Hawkins zu erwarten, der auch Lemnos mit der ihm eigenen Sorgfalt bereist und die Gegenden aufgenommen hat, der aber alle seine Schätze, nach welchen das gelehrte Europa so lange schon lüstern ist, auf eine unbarmherzige Art demselben immer noch vorenthält.

Buttmann.

Herakleitos
der dunkle, von Ephesos,
dargestellt aus den
Trümmern seines Werkes
und den
Zeugnissen der Alten.

Wenn gleich schon Mehrere versucht haben die Weisheit dieses Mannes, auf welche allein auch wir uns beschränken wollen, und die unzuverlässigen Erzählungen von seinem Leben, seinen äuſsern Verhältnissen und seiner Todesart an ihren Ort gestellt sein lassen, ihrem Wesen und Umfange nach darzustellen, so daſs es im Einzelnen an Vorgängern und zum Theil sehr lobenswerthen nicht fehlt: so muſs doch auch dieses neue Unternehmen damit anfangen, seine Ansprüche auf Nachsicht geltend zu machen, für den Fall, daſs noch nicht über Alles ein befriedigendes Licht sollte verbreitet werden. Auch liegen die Schwierigkeiten desselben als solche zu Tage, daſs schon ein Verfahren zu entwerfen, Regeln auszumitteln und sich zu entschlieſsen, wo man zunächst festen Fuſs fassen soll, eine Arbeit ist.

Denn zuerst ist des Vorhandenen so wenig, verhältniſsmäſsig nemlich gegen die durch die würdigsten und gröſsten unter den Alten erregte so groſse Vorstellung von dem Manne,

daſs die rühmliche Begierde mehr zu entdekken, als wir über ihn wissen, nur zu leicht ausartet in eine gefährliche Kühnheit der Muthmaſsungen und Verknüpfungen; so daſs der Forscher, auch wenn er den ersten Einschritt mit der gröſsten Behutsamkeit gemacht hat, sich doch immerfort gebunden erhalten muſs mit den festesten Ketten an das unmittelbar gegebene, auch dieses seinem verschiedenen Werthe nach vorsichtig abwägend.

Da uns nun nichts irgend zusammenhangendes noch weniger Ganzes übrig geblieben ist von den Werken des Mannes, den Briefen aber, welche unter seinem Namen gehen, niemand einigen Glauben beimessen wird, so wenig den in späterem Dialekt geschriebenen, als dem einen und desto unbedeutenderen ionischen: so ist dies vorhandene nur zwiefach, zuerst eine mäſsige Anzahl sämmtlich kleiner Bruchstükke, welche als aus seinen Werken an verschiedenen Orten beigebracht werden; und dann die Berichterstattungen und Erwähnungen der Alten von seiner Denkart und Lehre.

Was also die ersten betrifft: so verdanken wir sie gröſstentheils späteren Schriftstellern, unter welchen vorzüglich hervorragen sowol an Ansehn als an Menge des aufbehaltenen Plutarchos, Sextus der Empiriker und Clemens von Alexandria. Von dem lezteren nun ist leider

nicht zu läugnen, daſs er auch sonst nicht selten pflegte hintergangen zu sein durch untergeschobene Schriften und Stellen. Von Sextus ferner ist zwar gewiſs, daſs er das Werk des Herakleitos von der Natur muſs in Händen gehabt haben, da er nicht nur Stellen, welche, schon von Aristoteles mitgetheilt, ächt sein müssen, (*adv. Math.* VII, 132) sondern auch den Zusammenhang, in welchem sie vorkommen, angeführt hat; aber auf der andern Seite erklärt er sich (*adv. Math.* VII, 5—7. IX, 360. X, 233.) über wichtige Theile seines Inhaltes so schwankend, und nur die Meinungen Anderer zusammenstellend, daſs man ihm unmöglich eigenes und genaues Studium des Werkes zuschreiben kann, und also immer besorgt bleiben muſs, ob er nicht zum Theil wenigstens die von ihm angeführten Worte auch nur aus Anführungen Anderer entlehnt, wie es dem Herakleitos besonders häufig ergangen zu sein scheint. Plutarchos giebt uns dagegen allerdings zu viele Kleinigkeiten, als daſs er sie nicht in seinen Herakleitischen Büchern selbst sollte gelesen haben; ob aber diese Bücher immer ächte gewesen, darüber muſs man zweifelhaft werden, wenn man (*adv. Colot. II. p.* 1115.) liest, daſs er eine Schrift des Herakleitos Zoroastres überschrieben anführt. Nun will man zwar vertheidigend sagen (s. *Fabr. Bibl. Graec.*

Ed. Harl. Vol. II. p. 626.) hier sei ein jüngerer Herakleitos, ein Peripatetiker gemeint; allein es bleibt wenig wahrscheinlich, dafs Plutarchos, der den Ephesier so oft und fast immer, auch noch kurz nach dieser Stelle, ohne Beinamen anführt, einen jüngeren wenig bekannten und sonst unseres Wissens gar nicht von ihm erwähnten auf dieselbe Art und ohne ihn irgend zu unterscheiden sollte genannt haben. Daher man vielmehr fürchten mufs, Plutarchos habe einer untergeschobenen Schrift geglaubt; wodurch denn wieder unsicher wird, ob nicht auch manche von ihm angeführte Stellen nur solchen angehören. Sonach würden alle Darstellungen und Folgerungen, die nur auf den Bruchstükken ruhten, nicht frei von Verdacht und nicht hinreichend begründet sein, als nur insofern sie unmittelbar von den wenigen Stellen gehalten werden, die schon Platon und Aristoteles uns überliefert haben.

Darum ist nun freilich vortreflich, dafs zu den Bruchstükken noch hinzukommen vielfältige Zeugnisse und Berichterstattungen der Alten. Nur ist leider auch hier ein wesentlicher Unterschied zu machen zwischen den früheren und späteren Zeugen. Denn bekanntlich ist die stoische Schule dem Herakleitos in vielem gefolgt, und beide werden zu häufig als übereinstimmend genannt, als dafs es hiezu einzelner An-

führungen bedürfte; so daſs auch die meisten, welche Diog. Laert. (IX, 15.) als Ausleger des Herakleitos namhaft macht, Stoiker gewesen, wie ich denn auch noch immer geneigt bin, auch den an die Spize derselben gestellten Antisthenes troz der Stelle VI, 19. für den Kyniker zu halten. Keinesweges aber darf man glauben, daſs die Stoiker die Herakleitische Lehre rein aufgenommen hatten, sondern umbildend; und so mag denn von den Auslegern manches ähnliche aber doch nicht gleiche am leichtesten sein verfälscht, und bald mehr bald minder bewuſst zur Angemessenheit mit der späteren Schule umgedeutet worden, zumal der Schriftsteller durch seine Dunkelheit quälte und reizte. Nun ist offenbar, daſs die späteren Sammler alle, der Verf. des Buches *de plac. phil.*, Theodoretos und Stobäos, denn ihre Sprache verräth sie, ihre Nachrichten mehr von Auslegern und Commentatoren entnehmen als aus dem Werke selbst, und daher alles bei ihnen zum mindesten doch durch den Einfluſs der spätern Sprache entstellt erscheint. Vor den Zeiten der Stoa aber und der andern auch wol mehr allegorisirenden als rein historischen und grammatischen Ausleger des Herakleitos haben wir fast nur Platon und Aristoteles zu nennen, als Zeugen und Gewährsmänner für die Lehre desselben, und auch diese beiden

sind wiederum nicht leicht zu gebrauchen. Denn was den Platon betrifft, so sind seiner ausdrüklichen Zeugnisse vom Herakleitos nur wenige, und wo ihm sonst die Lehre des Mannes offenbar vorzüglich vorgeschwebt hat, im Theätetos und Kratylos, da mufs man sich sehr hüten, im ersten nicht auf den Herakleitos zu ziehen, was nur vom Protagoras gemeint ist, und im lezteren nicht den Meister zu verwechseln mit den Anhängern, die, wie es scheint (*Diog.* IX, 6 am Ende) nicht aus mündlichem Unterricht, sondern nur aus der Schrift des Mannes geschöpft haben, und daher vielleicht auch übertrieben und mifsverstanden. Von Aristoteles aber ist sehr leicht zu sehen, dafs er kein fleifsiger Leser des Herakleitos gewesen, da er sich ungleich und nicht selten widersprechend über dessen Ansichten ausdrükt, da er ihn häufig nicht erwähnt, wo man es doch erwarten mufs und gerade am neugierigsten wäre den Mann zu vernehmen, und da er zweifelhaft spricht, wo ein genaues Studium ihn gründlich mufste belehrt haben, welches alles die Folge nachweisen wird. Daher Aristoteles anzusehen ist, nicht nur als deren Vorgänger, welche dem Manne nicht beharrliche Anstrengung genug widmen wollten, um sich den Lobnamen Delischer Schwimmer (*Diog. Laert.* II, 22.) an seinem Werke zu verdienen; sondern auch, indem er die Lehren

des Ephesiers in seine eigene Sprache überträgt, hat er unrühmlich zu späteren Misſdeutungen den Weg gezeigt.

Demohnerachtet nun bilden die Anführungen und die Zeugnisse des Platon und Aristoteles die einzige sichere Grundlage, worauf eine Darstellung Herakleitischer Lehre beruhen kann, und das richtige Verfahren scheint zu sein, daſs man, lediglich von diesen ausgehend, die übrigen Bruchstükke, welche schon ganz vollständig gesammelt zu haben wir uns nicht anmaſsen wollen, sondern gewiſs noch manche Nachlese übrig lassen für einen späteren Bearbeiter *), in dem Maaſs für ächt anerkenne und benuze, als sie mit jenen zusammenhangen oder wenigstens übereinstimmen, und eben so wiederum den späteren Zeugnissen nicht mehr Gewicht beilege, als sie natürliche Verbindung zeigen mit den so anerkannten Bruchstükken. Wer auf diese Weise aus beiden, Zeugnissen und Bruchstükken, einen Kranz geschikt und bedeutsam zu flechten wüſste, ohne eine hinein gehörige Blume liegen zu lassen, von dem würden wir glauben müssen, daſs er uns wahres

*) Als solchen hat sich schon angekündigt Creuzer, und es ist keinesweges unsere Meinung, seine Arbeit zurükdrängen oder entbehrlich machen zu wollen, sondern vielmehr sie hervorzulokken.

lehre, und alles wahre, was wir noch wissen können über die Weisheit des Ephesiers.

II. Nur erregt bei der Ausführung eines solches Entwurfes wieder neue Bedenken die berühmte Dunkelheit des Mannes, die ihm jedoch erst in späteren Zeiten — und das Buch *de mundo* z. B. möchte ich schon deshalb dem Arist. absprechen, weil es den Herakleitos (*cap. V. p.* 374 *E. Ed. Casaub.*) σκοτεινὸς nennt — den eben erwähnten Beinamen erwarb, welchen auch wir ihm nicht entziehen, sondern ihn lieber als einen treflich abwehrenden Schild uns vorhalten wollten. Denn diese Dunkelheit muſs uns nicht nur miſstrauischer machen gegen jede Auslegung; sondern je weniger uns noch der Zusammenhang vor Augen liegt der vorhandenen Bruchstükke mit dem übrigen, um desto mehr müssen wir auch zweifeln, ob wir den Sinn derselben recht getroffen, oder nicht vielmehr falsch gegriffen haben in dieser Dunkelheit. Darum muſs uns vorzüglich daran gelegen sein, zu wissen von welcher Art sie eigentlich gewesen, und es ist für keinen geringen Vortheil zu achten, daſs sie selbst wenigstens uns hell genug ist, und wir ziemlich sicher entscheiden können, was für eine Bewandniſs es damit eigentlich gehabt habe, daſs sie nemlich nur eine grammatische gewesen sei, im ersten Anfang der philosophischen Prosa höchst natür-

lich und verzeihlich. Neuerlich freilich scheinen auch Männer, welche sich vorzüglich mit diesen Gegenständen beschäftiget haben, vielmehr zu der Meinung derjenigen späteren unter den Alten sich zu neigen, welche den Herakleitos beschuldigen, er habe absichtlich so sehr als möglich seine Lehre zu verhüllen gesucht. Nur verehren jene Unsrigen den Mann zu sehr, um dies der Eitelkeit oder dem Eigensinn zuzuschreiben, sondern suchen es in anderen heiligeren Bewegungsgründen, weshalb sie aber auch freilich ihre Ansicht auf eine eigene und neue Weise zu rechtfertigen haben. Wir wenigstens haben bei den Alten nur jenes gefunden. So beschuldiget ein Tatianus (*Orat. ad Graec. Ed. Oxon. P.* 11.) ihn des eitlen Hochmuthes, und „will ihn nicht loben, daſs er sein „Gedicht geheimniſsvoll in dem Tempel der „Artemis verborgen, damit es später von dort „aus erschiene." Fast als ob Herakleitos es angelegt hätte auf die schlechte Fabel, welche Tatianus hernach erzählt, daſs nemlich Euripides das ganze Werk in dem Artemistempel allmählig auswendig gelernt, und so nach Athen gebracht habe. Wer weiſs nun, wen der Mann anerkannt hat, als solche οἷς μέλον ἐστὶ περὶ τούτων, und wer diese Fabel ausgesponnen hat aus der früheren Erzählung, die wir bei *Diog. Laert. II,* 22 und *IX,* 11 finden, oder aus wel-

chem Verunglimpfer er, wie er selbst verunglimpfen wollte, jene Beschuldigung genommen haben mag! Eben so denken einige freilich nicht genannte bei *Diog. IX,* 6. „er habe absichtlich dunkler geschrieben, damit nur die „stärkeren Geister sich dem Buche nahen „möchten, und es nicht allverbreitet und deshalb gering geschäzt würde." Als ob damals auch das verständlichste philosophische Werk so leicht in Aller Hände gekommen wäre, und ein Schriftsteller der sich auszeichnen wollte, hätte zur Dunkelheit und Schwerfälligkeit fliehen gemufst. Wer erkennt hier nicht die Mifsdeutung einer späteren Zeit, in welcher die früheren seltenen Bücher einen grofsen Werth hatten, in Vergleich mit den späteren zumal in gemeine Leserei übergegangenen Productionen der Sokratischen Schulen. Und läuft es nicht ebenfalls auf eine Beschuldigung der Eitelkeit hinaus, was Plotin sagt, (*Enn.* IV, 8, 1.) Herakleitos habe vernachlässiget seine Rede bestimmt genug vorzutragen, weil er vielleicht gewollt, man solle sich mit ihm mühen, wie er sich selbst gemüht habe, um die Lehre zu finden? Anders, recht wie im Mifsmuth, und als wäre er durch übelgelungene Bemühungen erbittert, sagt Cicero (*de fin.* II, 5. *de nat. deor.* I, 26. besonders aber eben daselbst III, 14.) dem Herakleitos auf den Kopf zu, er sei zu

dunkel und absichtlich dunkel, und habe nur nicht gewollt verstanden sein; eben wie wir es oft einem, dem wir Talent genug zutrauen, als Eigensinn sich nicht herabstimmen zu wollen auslegen, wenn es ihm nicht gelingt, sich uns verständlich zu machen. Das sei nun dem vornehmen Römer verziehen seiner Bequemlichkeit wegen, da er sich nicht gern verreden wollte über das Verhältniſs der Herakleitischen Meinung vom Feuer zu der stoischen. Clemens (*Strom.* VI, p. 676.) erwähnt der Dunkelheit des Herakleitos freilich in Verbindung mit mehreren Schriftstellern, von denen manche wol absichtlich dunkel oder wenigstens verstekt geschrieben haben. Aber sein Zwek, die allegorisirenden Auslegungen der heiligen Schriftsteller durch eine ähnliche absichtliche Dunkelheit derselben, die er voraussezen will, zu rechtfertigen, macht ihn verdächtig, für eine schwache Sache, wie es zu geschehen pflegt, auch unpassende Beispiele zusammengerafft zu haben. Deutlich aber sagt schon er nirgends, die Dunkelheit des Herakleitos sei absichtlich gewesen. Sextus (*adv. Math.* I, 301.) führt sie auf eine solche Weise an, daſs das Beispiel für seinen Zwek nur dann recht brauchbar wird, wenn die Dunkelheit nicht aine absichtlich veranstaltete ist, sondern ihren Grund hat in der Natur der Sache oder in dem Zustande der Sprache. Auf lezteres

nun weiset, ohne irgend eines anderen Grundes auch nur zu erwähnen, er der solche beiläufige Erwähnungen nicht scheut, **Aristoteles** ganz deutlich hin, indem er (*Rhet.* III, 5.) die Schreibart des Herakleitos als auf eine eigene Art fehlerhaft anführt, weil nemlich schwer sei, zu interpungiren, indem man gar oft nicht wisse, ob ein Wort zum vorigen zu ziehen sei oder zum folgenden, wozu er bald vom Anfange des Werkes her ein Beispiel beibringt. Grade so urtheilt **Demetrios** (*de elocut.* §. 192. p. 78.) daſs Herakleitos gröſstentheils dunkel werde durch den Mangel an Verbindung, so daſs man nicht wisse, wo jeder Saz anfange und endige. So wie nun der Verfasser dieser Schrift offenbar als einer urtheilt, der es selbst versucht hat, so können auch wir noch jezt nicht nur auf diese Zeugnisse gestüzt, sondern auch aus eigener Erfahrung behaupten, daſs die Dunkelheit des Herakleitos wirklich gröſstentheils hierin ihren Grund hat. Denn das Zeugniſs dieser beiden Männer wird ganz augenscheinlich bestätiget durch die Beschaffenheit der meisten noch vorhandenen Bruchstükke, indem nicht nur viele derselben uns ähnliche Schwierigkeiten darbieten, sondern auch in solchen, wo offenbar von den Hauptlehren des Herakleitos die Rede ist, kein Unbefangener ein Bestreben bemerken kann diese verhüllen zu wollen; son-

dern unumwunden, was er angeschaut hat, giebt er uns wieder. Auch kann man von demjenigen, welcher gesagt, „den Unverstand sei es besser zu verbergen“ wol vielleicht bezeugen müssen, es sei ihm schwer geworden die Weisheit ans Licht zu bringen, nicht aber darf man von ihm vernünftigerweise glauben, er habe es in der That für besser angesehen, auch sie zu verhüllen. Und darum stehe dieses zuerst hier unter allen seinen Bruchstükken.

1) Ἀμαθίην γὰρ ἄμεινον, ὥς φησιν Ἡράκλειτος, κρύπτειν. ἔργον δὲ ἐν ἀνέσει καὶ παρ' οἶνον. (*Plut. Sympos.* III. *Ed. Frcof.* T. I, p. 644.) Die lezten Worte nemlich, wiewol sie ähnlich aus einer andern Schrift des Plutarchos (*de erud. mulier.*) Stobäos anführt ἀμαθίαν, ὥς φησιν Ἡράκλειτος, καὶ ἄλλως κρύπτειν ἔργον ἐςὶν, ἐν οἴνῳ δὲ χαλεπώτερον (*Serm.* XVIII. *Ed. Lugd.* p. 165.) halte ich nicht für Herakleitisch, sondern für eine Wendung, welche Plutarchos dem Spruche giebt seinem Zwekke gemäſs, wie er ihn anderwärts (*de audit.* T. II. p. 43. Τάχα μὲν γὰρ οὐδὲ ἀμαθίαν κρύπτειν ἄμεινον, ὥς φησιν Ἡράκλειτος, ἀλλ' εἰς μέσον τιθέναι καὶ θεραπεύειν) nur anführt, um ihm, in einem weiteren Sinne vielleicht, zu widersprechen. Und zwar ist diese Anführung vollständiger, wenn

man anders, wie ich wol möchte, dem Stobäos trauen darf, der an einer Stelle, wo mehr Herakleitisches zusammen steht, *Serm.* III, p. 48. den Spruch auch ionischer so anführt Κρύπτειν ἀμαθίην κρέσσον ἢ ἐς τὸ μέσον φέρειν. „Unverstand ist besser „zu verbergen als zur Mittheilung zu brin„gen." — Ganz ohne Zusaz hat noch einmal Plutarchos dasselbe (*quod virt. doc. poss.* p. 439.) Ἀμαθίαν γὰρ Ἡράκλειτός φησι κρύπτειν ἄμεινον. Allein den Vorzug, wörtlicher angeführt zu haben, muſs man doch wol dem späteren Sammler zugestehen, der grade hier aus einer guten Quelle scheint geschöpft zu haben.

Eben so wenig schikken sich ja zu einer absichtlichen Dunkelheit seine häufigen Klagen über die Unfähigkeit zu verstehen, welche sich bei den meisten Menschen finde, wenn er doch selbst gesonnen war, seine Leser nach Vermögen in den Fall des Nichtverstehens zu sezen; nicht viel besser die Aufmunterungen sich anzustrengen, und auch um kleinen Gewinns willen groſse Mühe zu übernehmen, am allerwenigsten aber die Drohungen gegen diejenigen, welche falsches in Umlauf sezen. Und so mögen diese gleich zu seiner Rechtfertigung hier mit einander folgen. So klagt Herakleitos, daſs die Menschen mit sehenden Augen nicht sehen:

2) Οὐ γὰρ φρονέουσι τοιαῦτα πολλοὶ, ὁκόσοι ἐγκυρσεύουσιν, οὐδὲ μαθόντες γινώσκουσιν, ἑαυτοῖσι δὲ δοκέουσι, κατὰ τὸν γενναῖον Ἡράκλειτον. *Clem. Strom.* II, 2. p. 432. Nach ὁκόσοι ist entweder μοι ausgefallen, oder man muſs mit Gataker ὁκόσοις, dann aber auch ἐγκυρσεύωσι schreiben. An dieser sonst nicht vorkommenden Form aber wage ich ohne Autorität nicht zu rühren. Das τοιαῦτα auf einen eben dargestellten wesentlichen Punkt seiner Lehre bezogen, wäre dann das Ganze so zu fassen „Solches aber ist nicht die Gesinnung oder „Einsicht der Meisten, wie viele mir auf„stoſsen" oder „auf wie vielerlei Dinge sie „auch stoſsen, noch auch erkennen sie es, „wenn man es ihnen vorträgt, sondern dün„ken es sich nur."

Und Clemens redet hier gerade davon, daſs man den Unreinen nicht das Heilige vorwerfen müsse; wenn nun diese Worte bei Herakleitos eben so wären gemeint gewesen, und Clemens hätte also bei ihm nicht nur die Gründe für seine Regel gefunden, sondern auch die Regel selbst, warum sollte er sie nicht mit angeführt haben? Ferner

3) Ἀλλὰ γὰρ ἀτεχνῶς οἶμαι ἁρμόττει τοῖς ὁμοίως ὑμῖν ἀντιλέγουσιν, ἅπερ Ἡράκλειτος ὁ Ἐφέσιος εἴρηκεν, Ἀξύνετοι ἀκούσαντες

κωφοῖς ἐοίκασι· φάτις αὐτοῖσι μαρτυρεῖ παρεόντας ἀπεῖναι. *Theodoret.* Vol. IV, p. 712. *Ed. Hal.* aus welchem Clemens zu verbessern, der *Strom.* V, 14, p. 718 dasselbe hat, nur daſs er ganz unverständlich statt ἀπεῖναι liest ἀπιέναι. „Unverständig „Hörende gleichen Tauben: von ihnen giebt „Zeugniſs der Spruch, daſs auch Anwesende „abwesend sind."

Die gewöhnlichen kleinen Ionismen fehlen hier an beiden Orten, ob diese aber da sind oder nicht ist schlechthin unbedeutend, da sie eben so leicht konnten verloren gehn als ersezt werden.

4. Ἀπίϛους τινὰς εἶναι ἐπιϛύφων Ἡράκλειτός φησιν, ἀκοῦσαι οὐκ ἐπιϛάμενοι οὐδ' εἰπεῖν, ὠφεληθεὶς δήπουθεν παρὰ Σαλομῶντος. (*Clem. Strom.* II, 5, p. 442.) „Nicht wissend zu hören noch zu reden."

Wahrscheinlich gehört auch irgendwie hieher

5. Κύνες γὰρ καὶ βαΰζουσιν, ὃν ἂν μὴ γινώσκωσι καθ' Ἡράκλειτον. „Denn die „Hunde bellen auch an wen sie nicht ken„nen." *Plut. an seni sit ger. resp.* T. II, p. 787, wo, man mag das γὰρ καὶ dem Herakleitos geben oder als Anführungsformel dem Plutarchos, von nichts anderem kann die Rede gewesen sein, als in Bezug auf das

neue Lehrgebäude von dem Neid und Widerwillen, der das Fremde anſicht.

Und wie unbarmherzig wären bei so bösem Willen die Aufforderungen, die uns Clemens und Theodoretos aufbehalten haben.

6. Τοῦτο καὶ Ἡράκλειτος ὁ Ἐφέσιος τὸ λόγιον — nemlich wieder ein alttestamentisches Ἐὰν μὴ πιςεύσητε, οὐ μὴ συνῆτε — παραφράσας εἴρηκεν, Ἐὰν μὴ ἔλπηται, ἀνέλπιςον οὐκ ἐξευρήσει ἀνεξερεύνητον ὂν καὶ ἄπορον. *Clem. Strom.* II, 4. p. 437. Dasselbe schreibt *Theodoret.* Vol. IV, p. 716 Ἐὰν μὴ ἐλπίζητε, ἀνέλπιςον οὐχ εὑρήσετε ἀνεξεύρητον ἐὸν καὶ ἄπορον, so daſs man lesen möchte ἔλπησθε und ἐξευρήσετε. „Wenn ihr nicht hofft, werdet „ihr das ungehoffte nicht finden, da es un„findbar ist und unzugänglich.“ — Und

7. Χρυσὸν γὰρ οἱ διζήμενοι, φησὶν Ἡράκλειτος, γῆν πολλὴν ὀρύσσουσι, καὶ εὑρίσκουσιν ὀλίγον. *Clem. Strom.* IV, 2. p. 565, und *Theodoret. a. a. O.* „Denn die „Goldsuchenden, sagt Herakleitos, graben „viel Erde auf und finden weniges.“

Aber welches Urtheil spricht er sich selbst mittelbar wenigstens falls er durch gesuchte Dunkelheit zum Miſsverstand verleitete, in folgenden Worten (*Clem. Strom.* VI, 1. p. 649)

8. Δοκεόντων γὰρ ὁ δοκιμώτατος γι-

νώσκει φυλάσσειν· καὶ μέντοι καὶ δίκη καταλήψεται ψευδῶν τέκτονας καὶ μάρτυρας ὁ Ἐφέσιός φησιν, die ersten möchte ich nicht mit dem Uebersezer des Clemens erklären *probatorum probatissimus nouit servare;* noch wüſste ich sie gelinder zu heilen als so δοκεόντα γὰρ ... γινώσκειν φυλάσσει. „Das Scheinbare vermeidet der Treflichste im Erkennen, und Strafe „wird ergreifen, welche Falsches erfinden „und bezeugen."

Wie wenige Stellen giebt es dagegen welche scheinen eine absichtliche Dunkelheit vertheidigen zu sollen! Denn gleich die (*Plut. de Pyth. orac.* Vol. II, p. 397.)

9. Σίβυλλα δὲ μαινομένῳ ϛόματι καθ' Ἡράκλειτον ἀγέλαϛα καὶ ἀκαλλώπιϛα καὶ ἀμύριϛα φθεγγομένη χιλίων ἐτῶν ἐξικνεῖται τῇ φωνῇ διὰ τὸν θεόν. „Die Sibylle „aber mit wahnsinnigem Munde nach Herakleitos unbelachtes, ungeschmüktes, ungesalbtes redend reicht über tausend Jahre mit „ihrer Stimme des Gottes wegen" — bei welcher die Zeitbestimmung doch offenbar mehr dem Plutarchos als dem Herakleitos angehört — wiewol das διὰ τὸν θεὸν wieder Herakleitisch zu sein scheint nach Clemens, der sich offenbar auf unsere selbige Stelle bezieht *Strom.* I, 15, p. 358. Ἡράκλειτος γὰρ

οὐκ ἀνθρωπίνως φησὶν, ἀλλὰ σὺν θεῷ μᾶλλον Σιβύλλην (so muſs man lesen mit Sylb. statt Σιβύλλη) πεφάνθαι — die ganze Stelle aber, wie Freret thut, dem sogenannten Herakleitos zuzuschreiben, nach welchem das Büchlein περὶ απίςων genannt wird, verräth wenig Aufmerksamkeit auf die Schreibart sowol als auf die ganz entgegengesezte Tendenz jener Schrift:

soll, wenn sich ja Herakleitos als ein ὑπερήφανος mit der Seherin verglichen hat, doch nur die ungeschmükte Schreibart rechtfertigen, nicht die unverständliche, und was wahrscheinlich diese Stelle im Sinne habend, Iamblichos *de myst. Sect. III. cap. VIII.* sagt καὶ λόγους μὲν προϊεμένη, οὐ μετὰ διανοίας δὲ τῶν λεγόντων, ἀλλὰ μαινομένῳ φασὶ ςόματι ist entweder nur eine schlechte Umschreibung von jenem, und heiſst „nicht aber mit der Kunst der Redner,“ oder wenn man gewaltsam λεγομένων lesen wollte, so könnte doch das gar nicht erweislich zu dem Lobe gehören, welches der Ephesier ihr beigelegt hat. Mehr noch führt man zu diesem Behuf an, was Plutarchos in derselben Schrift p. 404 aufbehalten hat

10. Οἶμαι δὲ γινώσκειν τὸ παρ' Ἡρακλείτῳ λεγόμενον ὡς. ὥναξ οὗ τὸ μαντεῖόν ἐςι τὸ ἐν Δελφοῖς οὔτε λέγει: οὔτε κρύπτει ἀλλὰ σημαίνει. „Der König, deſs

„das Orakel ist bei den Delphiern, erklärt „nicht, noch verbirgt er, sondern deutet an.“ Aber wer darf wol bei *σημαίνειν* an absichtliche Verhüllung denken, denn was wäre dann wol *κρύπτειν*? und führt nicht der Zusammenhang beim Plutarch vielmehr selbst dahin, daſs von solchen Dingen die Rede gewesen, welche mit dürren Worten ausgesprochen werden nicht können, aber verhelt doch auch nicht sein wollen? Es ist uns noch eine, weil sie so ganz abgerissen dasteht, ziemlich unverständliche Stelle dieser Art im Gedächtniſs.

11. *Οἶδα ἐγὼ καὶ Πλάτωνα προσμαρτυροῦντα Ἡρακλείτῳ γράφοντι Ἓν τὸ σοφὸν μοῦνον λέγεσθαι οὐκ ἐθέλει καὶ ἐθέλει, Ζηνὸς ὄνομα* (*Clem. Strom. V*, 14. *p.* 718), was ich so verstehe: „Das Eine Weise „allein will ausgesprochen nicht werden und „doch auch werden, der Name des Zeus;“ nicht wie der Uebersezer des Clemens: *Quod unum sapiens est solum tamen dici non vult, idemque Jovis nomen amat.*

Ist hier nicht, wie man auch übrigens erkläre, das was nicht ausgesprochen sein will, der Name des Zeus, also gewiſs das Höchste? Kurz, wer nicht etwa, die Ansicht des Theophrastos im Sinne habend, der uns bei *Diog. Laert. IX*, 6. versichert, „Herakleitos habe aus unmuthigem „Trübsinn manches nur halb vollendet gelassen,

„manches an verschiedenen Orten verschieden „dargestellt,“ solche Stellen als Entschuldigungen darüber ansehn will, daſs er nicht genug ins Einzelne hineingeht, worüber auch zwei andere Autoritäten bei Diogenes (IX, 3 und 11) klagen, was aber doch das weniger richtige zu sein scheint, dem leuchtet gewiſs ein, Herakleitos habe sich solche Sprüche für diejenigen Stellen seines Werkes aufgespart, wo er mit seiner Weisheit an die Grenzen des didaktisch auszusprechenden gekommen war, um statt der eigentlichen Mythen, die ihm abgingen, mit solchen geheimniſsvollen Sprüchen wie mit goldenen Nägeln seine Philosophie am Himmel zu befestigen. Aerger freilich als das bisherige in dieser Art scheint eine Stelle zu sein, welche uns ebenfalls Clemens aufbewahrt hat (*Strom. V*, 13, *p.* 699) und welche man vielleicht gern für eine untergeschobene Stelle halten würde, wenn sie nicht grade so viel von der Dunkelheit an sich hätte, derentwegen Herakleitos angeklagt wird. Sie lautet aber so:

12. Ἀλλὰ τὰ μὲν τῆς γνώσεως βάθη κρύπτειν ἀπιστίη ἀγαθὴ, καθ' Ἡράκλειτον· ἀπιστίη γὰρ διαφυγγάνει μὴ γινώσκεσθαι.

Vieldeutig ist hier alles. Man sehe nur wie vielerlei Sinn uns schon die Ausleger des Clemens bringen, ohnerachtet sie alle ἀπιστίη nur

durch *incredulitas* übersezen. Wenn man es nun aber hineinspielen könnte in den Sinn von Undeutlichkeit; dann hätten wir es ja, daſs es eine vortrefliche Undeutlichkeit wäre — oder daſs die Undeutlichkeit vortreflich dazu wäre — die Tiefen der Einsicht zu verbergen; denn durch die Undeutlichkeit — ἀπιςίῃ wird man doch wol lesen müssen — entgingen sie dem, daſs sie nicht erkannt würden. Nur daſs ich dann dem Manne zurufen möchte, noch besser aber doch du Guter, wenn sie so unbedingt nicht erkannt zu werden wünschen, geschieht das durch Schweigen, welches du also uns angerühmt und selbst ausgeübt haben solltest. Darum kann ich keinen andern Sinn finden für dieses Bruchstük, als daſs es sich anschlieſst an seinen Tadel früherer Weisen und Dichter, von denen er anderwärts ohnedies sagt „Keiner von „Allen auf deren Reden er getroffen, habe noch „etwas richtig eingesehen,“ und daſs er in gleichem Sinne auch dies gesagt habe „solche Un„zuverlässigkeit nemlich, die dem Scheine fol„gend einiges zwar richtig vorbringt, anderes „aber falsch, sei nur gut um die Tiefe der „Wahrheit zu verbergen. Denn bei solcher Un„zuverlässigkeit müsse sie nothwendig immer „entschlüpfen, daſs sie nicht erkannt werde.“ Wenn wir nur nicht zu nachgiebig den Herausgebern des Clemens gefolgt sind, indem wir

die Worte Ἀλλὰ... ἀγαθὴ schon als Worte des Herakleitos bezeichnet haben. Denn sie können gar wol dem Clemens angehören, ja dem Zusammenhange nach muſs man sogar schlieſsen, daſs er nur seine Erklärung und Anwendung der Worte selbst des Herakleitos voranschikt; und der Ausdruk γνώσεως βάθη hat wol auch einen verdächtigen christlichen Klang. Bleiben nun die Worte ἀπιστίη... γινώσκεσθαι dem Herakleitos: so möchte ich zwar ebenfalls ἀπιστίῃ lesen, die Stelle aber gehört dann mehr zu denen, welche über das Nichtverstehen klagen und die Ursachen desselben aufdekken, und ist so ohngefähr zu fassen, „Durch seine Unglaub„lichkeit entschlüpft" — das Wahre nemlich — „dem Erkanntwerden."

III. Will man dennoch ein absichtliches Verhüllen annehmen: so kann man, da die Ausflucht ganz wegfällt, Herakleitos habe vielleicht nur undeutlich geredet, weil er seiner Sache nicht recht sicher gewesen, wol kaum anders als glauben, daſs er nicht sowol selbstentdektes und angeschautes vorgetragen habe, als vielmehr in heiligen Mysterien offenbartes, und auch das ganze Buch mehr im Tempel verborgen als nur niedergelegt, welches glaubhaft und gründlich ausgeführt zu sehen uns wol verlangte *).

*) Der gelehrte Creuzer wolle dies ja nicht als eine

Denn alle Zeugnisse scheinen übereinzustimmen, ihn als Erfinder anzusehen. Philo in der Schrift *quis res. div. haer.* an einer Stelle auf die wir noch einmal zurükkommen, sieht es als bekannt an und auch unter den Hellenen allgemein angenommen, dafs Herakleitos, was er an die Spize seiner Philosophie stellt, auch selbst erfunden habe. Darum schreiben ihm auch spätere keinen Lehrer zu, aufser auf eine offenbar falsche Weise, wie etwa Ammonius (*in Arist. Categ. p.* 1.) den Pyrrhon, und Ungenannte beim Sotion (*Diog. IX,* 5.) den Xenophanes, was sich durch die That widerlegt; oder auf eine höchst verdächtige, wie bei Suidas (v. Ἡράκλειτος) den Pythagoreer Hippasos, was offenbar von solchen herrührt, die gern alles auf den Pythagoras zurükführen wollten. Aristoteles nennt freilich öfters den Herakleitos in Verbindung mit Hippasos, was wol das einzige historische Fundament jener Sage sein möchte; aber er thut es

feindselige Ausforderung ansehn, sondern nur wie es gemeint ist, als den Wunsch, dafs er doch ja recht deutlich bestimmen möge, in wie fern er glaubt, dafs die Philosophie des Herakleitos sich mehr aus den Symbolen des Artemisdienstes als durch die unmittelbare Anschauung der Natur entwikkelt habe, und ihm für diese, wie uns scheint klarere und für sich bestehende Anschauungen der Sinn erst aufgegangen sei durch jene dunkleren Symbole.

ohne auch nur einmal das Wörtchen ἑταῖρος hinzuzufügen, wodurch er sonst dergleichen Verhältnisse leicht andeutet; sondern eben wie er unsern Weisen auch mit Empedokles und Anaxagoras zusammenstellt, wegen Uebereinstimmung in Meinungen, die doch oft nur eine scheinbare ist. Nun wäre etwa noch Clemens übrig, der *Strom. VI. 2. p.* 746 sagt, aus den Orphischen Versen

Ἔστιν ὕδωρ ψυχῇ θάνατος, ὑδάτεσσι δ' ἀμοιβή
Ἐξ ὕδατος γαίη· τὸ δὲ ἐκ γαίης πάλιν ὕδωρ
Ἐκ τοῦ δὲ ψυχὴ μέγαν αἰθέρα ἀλλάσσουσα.

habe Herakleitos seine Verwandlungslehre genommen. Aber diese Verse, die sonst nirgends vorkommen, werden gewiſs Jedem verdächtig sein, ob sie nicht aus einer ganz späten und verwerflichen Werkstätte gekommen sind. Und wenn nun Clemens bald darauf p. 752 sagt, wo er eben Entwendungen zu beschuldigen begriffen ist, Herakleitos habe sehr vieles vom Orpheus genommen: haben wir wol Ursache etwas anderes zu glauben als daſs er nur aus dieser Stelle weiter fortschlieſst, oder daſs er höchstens etwa noch ein Paar ähnliche vor sich gehabt hat? Und ist es recht, deshalb gleich im Allgemeinen zu sagen, Herakleitos werde ein Schüler der Orphiker genannt? Ein älteres Zeugniſs für die Eigenthümlichkeit seiner Lehre ist zwar nicht gradezu beweisend, aber doch

nicht minder gewichtig, daſs nemlich Aristoteles wo er den Herakleitos anführt als Beispiel felsenfester Ueberzeugung auch in Sachen der bloſsen Meinung (*Eth. Nic. VII*, 5 und wiederholt *Magn. Mor. II,* 6) eigentlich nur einen solchen als Beispiel brauchen konnte, der sich seine Meinungen selbst gemacht, wie er denn auch irgend eines fremden Ursprunges, weder didaktischen noch mysteriösen, mit keinem Worte erwähnt.

Diese Ausdrükke des Aristoteles, daſs „Einige wie Herakleitos eben so fest auf das „trauen was sie meinen, als Andere auf das „was sie wissen," werfen nun Licht auf andere Nachrichten in denen dies bestimmter ausgesprochen wird, und verschaffen einigen Bruchstükken Glauben, in denen Herakleitos sich uns selbst so zeigt. Hieher ist zu rechnen die Beschreibung die Diog. Laert. gleich anfangs giebt (IX, 1.) er sei „über die Maſsen hochsinnig gewesen, und ein Verächter der Uebrigen." So nennt ihn auch Tatianus einen Hochmüthigen (*Or. ad Gr. p.* 11.) Hätte er nun Erlaubtes irgend woher umgebildet, so sollte, wenn auch er selbst nirgend seinen Vorbildern und Quellen die Ehre wollte gegeben haben, uns auch nicht einmal eine Spur erhalten worden sein, daſs Jemand es darauf angelegt den Hochmüthigen zu beschämen, auch nicht aus jenen

Zeiten, welche ordentlich Jagd machten auf die Abkunft der Meinungen? Diogenes verbindet mit jener Beschreibung des Mannes eine Anführung aus seinem Werk, welche zu oft vorkommt, um nicht ächt zu sein, und gleich hier ihren Plaz finden mag.

13. Πολυμαθίη νόον οὐ διδάσκει. — Clemens (*Strom. I,* 19, *p.* 373) hat ᾔδει γάρ, οἶμαι, ὡς ἄρα ἤδη πολυμαθῆ νόον ἔχει· ὃ διδάσκει καθ' Ἡράκλειτον, was schon die Herausgeber so verbessert, ὡς ἄρα ἤδη πολυμαθῆ νόον ἔχειν οὐ διδάσκει. Eben so Athenäos (XIII. p. 610 *Casaub.*) πολυμαθῆ νόον ἔχειν οὐ διδάσκειν. Allein an beiden Orten muſs man, wie auch Schweighäuser schon im Athen. gethan, mit Gataker (*ad Anton. p.* 10) aus unserer Stelle verbessern πολυμαθίη. Das ἔχειν ist vielleicht auch nur Einschub eines älteren Anführers oder Auslegers, dem die Redensart νοῦν διδάσκειν, mit Recht von seinem Sprachgebrauch aus, nicht gefallen wollte. Doch vielleicht ist auch die Anführung im Diogenes nicht ganz ächt, sondern Proclus hat uns die ursprünglichen Worte erhalten, bei welchem (*Coment. in Tim. p.* 31) vorkommt τί γὰρ θαυμαστόν; ἡ τῶν γεγονότων γνῶσις πολυμαθείη νόον οὐ φύει, φησὶν ὁ γενναῖος Ἡράκλειτος, wo man nur das Fragezeichen von θαυμαστὸν weg

hinter γνῶσις versezen muſs. „Vielwisserei bildet nicht Vernunft." Denn das φύει in diesem Sinn wird nicht leicht ein späterer gemacht haben. Dagegen kann das διδάσκει sehr gut statt seiner aus dem folgenden genommen sein. Nemlich Diogenes fährt fort Ἡσίοδον γὰρ ἂν ἐδίδαξε καὶ Πυθαγόρην, αὖθις τε Ξενοφάνεά τε καὶ Ἑκαταῖον. Εἶναι γὰρ ἓν τὸ σοφὸν κ. τ. λ. „Sonst hätte sie auch den Hesio-„dos belehrt und den Pythagoras, und wie-„derum den Xenophanes und Hekatäos." Denn die lezten Worte auf welche wir doch noch einmal zurük kommen, können wir hier übergehen, theils weil sie offenbar verdorben und schwer wiederherzustellen sind, indem der Text hier aus der wörtlichen Anführung übergeht in die indirekte Rede, theils weil sie, wie man eben hieraus sieht, nicht unmittelbar hieher gehören, sondern nur um den Gegensaz gegen die Vielwisserei mit aufzustellen, von dem welchen Diogenes hier unmittelbar ausschreibt aus einer späteren Stelle sind herbeigezogen worden.

Den Pythagoras aber hat auch Clemens (*Strom. I,* 21, p. 396) in des Herakleitos Werk erwähnt gefunden Ἡράκλειτος γὰρ μεταγενέστερος ὢν Πυθαγόρου μέμνηται αὐτοῦ ἐν τῷ συγγράμματι. Daher möchten sich an jene Worte

vielleicht unmittelbar die anschließsen, welche Diogenes anderwärts (VIII, 6) gar pomphaft anführt

14. Ἡράκλειτος ὁ φυσικὸς μονονουχὶ κέκραγε καί φησι, Πυθαγόρης Μνησάρχου ἱστορίην ἤσκησεν ἀνθρώπων μάλιστα πάντων, καὶ ἐκλεξάμενος ταύτας τὰς συγγραφὰς, ἐποιήσατο ἑαυτοῦ σοφίην πολυμαθίην κακοτεχνίην. „Pythagoras, Mne„sarchos Sohn, hat Wissenschaft geübt am „meisten unter allen Menschen, und er hat „sich eine Weisheit gebildet, Vielwisserei „und schlechte Kunst." Was nun Diogenes oder vielleicht schon sein Ausgeschriebener mit dieser Stelle wollen, nemlich des Pythagoras Schriftstellerthum beweisen, das wird nicht dadurch ausgerichtet. Denn die Worte sind offenbar aus des Herakleitos Werk ursprünglich von einem Andern zu einem andern Zwek angeführt, um nemlich zu zeigen wie Herakleitos den Pythagoras behandle. Dieser nun faſste, was zwischen dem ersten und lezten Saze stand und nicht zu seinem Zwekke gehörte in den Worten καὶ... συγγραφὰς zusammen, die wir nun nicht mehr entziffern können, und die Diogenes oder wer hier redet, miſsverstand, an denen aber wol kein Kundiger den fremden Charakter verkennen und sie etwa für Herakleitische halten wird.

Und hier wäre wol auch der rechte Ort die Frage zu entscheiden, wenn es jemand könnte, ob ein anderes Fragment ohne Namen beim Stobaeos (*Serm. XXXIV. Ed. Lgd. p.* 216.) etwa ein Herakleitisches sein mag. Gataker hat hierüber (*ad Anton. p.* 10.) vielleicht zuerst einen Wink gegeben. Wir sezen es hieher, jedoch weniger um zu entscheiden als nur um die Sache aufs Neue zur Sprache zu bringen.

Πολυμαθίη κάρτα μὲν ὠφελέει, κάρτα δὲ βλάπτει τὸν ἔχοντα· ὠφελέει μὲν τὸν δεξιὸν ἄνδρα, βλάπτει δὲ τὸν ῥηϊδίως φωνεῦντα πᾶν ἔπος καὶ ἐν παντὶ δήμῳ. Χρὴ δὲ καιροῦ μέτρα εἰδέναι· σοφίης γὰρ οὗτος ὅρος, οἱ δὲ ἔξω καιροῦ ῥῆσιν μουσικὴν πεπνυμένως ἀείσωσιν, οὐ παραδέχονται ἐν ἀργίῃ γνώμην, αἰτεῖν δ᾽ ἔχουσι μωρίας. Statt οἱ δὲ muſs man lesen οἳ δὲ und statt αἰτεῖν wahrscheinlich αἰτίην; aber auch die Worte οὐ παραδέχονται ἐν ἀργίῃ γνώμην verstehen wir nicht, wenn wir nicht etwa lesen wollen ἐνεργείῃ γνώμην. Manchen Herakleitischen Klang hat diese Stelle allerdings; aber auch manches Fremde, und weshalb man sie könnte für gemacht halten, wie denn ἀνὴρ δεξιὸς und σοφίης ὅρος uns verdächtig klingen.

Will man nun diese Rede unserm Ephesier zuschrei-

schreiben: so ist ihr allerdings ihr Plaz auch hier anzuweisen, theils als Erklärung, wie ihm Vielwisserei könne eine *κακοτεχνίη* sein — denn gewiſs ganz verkehrt scheint Aldobr. statt dessen *καλοτεχνίη* lesen zu wollen — wiewol auch so die Beziehung auf den Pythagoras nicht recht einleuchtet, theils als eine nur scheinbar für, in der That aber wider absichtliche Dunkelheit sprechende Stelle.

An das bisherige, den Selbstgelehrten und Erfinder bezeichnende reihen sich mehrere Urtheile des Herakleitos über andere Weisen und Dichter, zuerst über den Homeros, vornemlich weil er den Streit hinweggewünscht — man sehe *Arist. Eth. Eudem. VII,* 1. *Plut. de Isid. Vol. II, p.* 370 und *Schol. Venet. ad Iliad. XVIII,* 107, die sich einer stattlichen Widerlegung befleiſsigen. Ob aber dasselbe gemeint sei in einer Stelle des Diogenes (IX, 1) „daſs „Homeros verdiene aus den Spielen herausge„worfen und geschlagen zu werden" bleibt zweifelhaft wegen des mit ihm in Verbindung gesezten Archilochos. Besser versteht man, was die eben angeführten Scholien *ad Il. XVIII,* 251 sagen, Herakleitos habe den Homeros, sicher auch tadelnd, einen Sterndeuter genannt *),

*) Dasselbe sagt auch Eustath. zu dieser Stelle. Nun will man freilich sagen, auch hier sei der Grammatiker

aus einem ähnlichen Tadel des Hesiodos bei Plutarchos (*Camill. Vol. I, p.* 137, 138) er habe nemlich nicht gewuſst, daſs „alle Tage nur „eine und dieselbe Natur haben," wo die Worte φύσιν ἡμέρας ἁπάσης μίαν sich sehr einer wörtlichen Anführung zu nähern scheinen. So scheint er auch von den berühmten Sieben Mehrere besonders beurtheilt zu haben, wenn sich Diogenes mit Recht auf ihn beruft in Beziehung auf den Thales (I, 20.) und auf den Pittakos (I, 76). Auf den Bias aber führt er ein freigebiges Lob wörtlich an (I, 88).

15. Καὶ ὁ δυσάρεστος Ἡράκλειτος μάλιστα αὐτὸν ἐπήνεσε γράψας, Ἐν Πριήνῃ ἐγένετο ὁ Τευτάμεω, οὗ πλείων λόγος ἢ τῶν ἄλλων. „In Priene war Bias, der Sohn des „Teutames, der höher zu rechnen ist als die „Uebrigen." Unter welchen übrigen wol kaum schon die bestimmte Zahl der Sieben gemeint ist.

Schwerlich läſst sich denken, wie und weshalb dem Herakleitos Urtheile wie diese sollten untergeschoben sein; und so bleibt unläugbar, daſs er der erste gewesen ist, der indem er

Herakleitos gemeint. Dies ist aber gewiſs falsch, da Eustath. sonst wo er einen spätern Herakleitos anführt, dies ausdrüklich sagt, einmal Ἡράκλειτος οὐχὶ ὁ σκοτεινός, und ein anderes Mal εἷς δὲ καί τις Ἡράκλειτος ἐπονήσατο. Beide Stellen führt Fabricius selbst anderwärts an und stellt doch jene Behauptung auf.

selbst hervorbringend sich als Weisen darstellte, zugleich auch Kritik über Andere geübt hat. Und vielleicht sollen den strengen Charakter derselben rechtfertigen die Worte bei Diogenes (IX, 2)

16. ὕβριν χρὴ σβεννύειν μᾶλλον ἢ πυρκαΐην, „Uebermuth thut mehr Noth zu „löschen als Feuersbrunst.“ denen ich lieber diese Bedeutung als eine politische beilegen möchte.

In ein allgemeines zusammengefaſst, scheinen seine Urtheile vor uns zu liegen theils in einer erst später zu betrachtenden Stelle bei Sextus, theils in einem durch Stobäos aufbehaltenen Bruchstükke, welches zwar gewiſs ächt ist, aber auch unverständlich genug.

17. Ὁκόσων λόγους ἤκουσα οὐδεὶς ἀφικνεῖται ἐς τοῦτο ὥςε γινώσκειν· ἢ γὰρ θεὸς ἢ θηρίον· ὅτι σοφόν ἐςι πάντων κεχωρισμένον. *Stob. Serm. III, p.* 48. So scheint kaum möglich einen Sinn aufzufassen, sondern man muſs wenigstens das zu Gute machen, daſs in einigen Handschriften der lezte Saz ὅτι σοφόν u. s. w. unmittelbar nach dem ὥςε γινώσκει folgt, die Worte aber ἢ γὰρ θεὸς ἢ θηρίον nur am Rande stehen. Dann versteht man doch so viel „So vieler Reden er auch gehört, Keiner „sei doch dahin gediehen, daſs er einsehe

„wie das Weise von allem abgesondert ist,“ nemlich das wahre Erkennen etwas durchaus anderes als die πολυμαθίη, das Wissen um vielerlei einzelnes als solches. Ob nun aber den Sinn der Worte ἢ γὰρ θεὸς ἢ θηρίον die doch schwerlich ganz falsch sein können, das folgende ganz mit fortgerissen, oder ob Herakleitos ohngefähr gemeint, sondern auf dem gewöhnlichen Wege müsse man entweder ein Gott sein, der allein in Allem Einzelnen sein könne, oder man sei ein Thier, in jedes Einzelne als solches für sich hingegeben, dieses müssen wir wol unentschieden lassen.

IV. Aber auch diese Urtheile über Andere, da sie sich doch mehr oder weniger auf die von ihnen aufgestellte Ansicht der Natur bezogen, können sehr wol in des Herakleitos Buch von der Natur enthalten gewesen sein; und da das nemliche von allen irgend ächte Farbe haltenden Bruchstükken gilt, auch außer jenem offenbar falschen Zoroastres nirgend ein anderes Werk namhaft gemacht wird als das über die Natur, vielmehr Diogenes, sonst ein fleißiger Aufzähler von Büchern (IX, 5 und 11) nur von Einem Werke des Herakleitos redet, auch Clemens dasselbige beweiset, indem er in zwei bereits angeführten Stellen in der einen (*Strom. V,* 8, *p.* 676) das Werk unter der Ueber-

schrift *περὶ φύσεως* anführt, in der andern aber (*Strom. I, 21, p.* 396) geradezu nur sagt *ἐν τῷ συγγράμματι:* so wollen wir überhaupt nur dieses Eine Werk als Herakleitisch annehmen, wenn auch Diogenes (*Prooem. sgm.* 16) unsern Ephesier nicht namentlich unter denen aufführt, welche ihre Weisheit in einer einigen Schrift niedergelegt haben. Auch soll uns nicht irre machen die Stelle im Suidas (v. Ἡράκλειτος) *καὶ ἔγραψε πολλὰ ποιητικῶς*, da sie offenbar aus Mifsdeutung irgend einer Stelle entstanden ist, in welcher nur gesagt wurde daſs Herakleitos gröſstentheils in poetischem Stil geschrieben habe. Schreibt doch derselbe (v. *ἀνάριθμος*) dem Herakleitos auch ein auf ihn gedichtetes Epigramm zu, eben so fälschlich als ihm *Stob. Ecl. Phys. I, p.* 282. *Ed. Heer.* der sein sollende Vers beigelegt wird Ἐκ *πυρός γε τὰ πάντα καὶ εἰς πῦρ πάντα τελευτᾷ*, welcher offenbar von Einem der den Gegensaz recht in der Kürze aufstellen wollte, jenem Xenophanischen (*Ebend. S.* 294) *ἐκ γαίης τε τὰ πάντα καὶ εἰς γῆν πάντα τελευτᾷ* nachgebildet ist.

Leider nur sind auch über dieses Eine Werk wunderliche Meinungen genug zu berühren. Hieher ist wol zuerst zu rechnen die von Diogenes (IX, 5) ohne Quelle, aber doch deshalb wol nicht als allgemein bekannt und

angenommen, erwähnte Eintheilung desselben in drei λόγους, in die Rede vom Ganzen, in die politische und in die theologische. Eine solche Eintheilung scheint gar nicht im Geiste der damaligen Zeit, und noch weniger im Geiste dieser Philosophie, welche, ganz vom Ineinanderfliefsen aller Dinge ergriffen und fast berauscht, am wenigsten mufs im Stande gewesen sein, dasjenige so streng zu sondern was für sie am meisten in einander fliefsen mufste, wie nicht nur leicht gezeigt werden kann und uns anderwärts von selbst sich ergeben wird dafs die Abhandlung vom Ganzen und die theologische mufsten in einander geflossen sein, sondern auch aus einem merkwürdigen Bruchstük erhellt, wie dem Herakleitos auch das politische und theologische verflofs.

18. Ξὺν νόῳ λέγοντας ἰσχυρίζεσθαι χρὴ τῷ ξυνῷ πάντων, ὅκωσπερ νόμῳ πόλις καὶ πόλις (man mufs wol lesen πολὺ) ἰσχυροτέρως. Τρέφονται γὰρ πάντες οἱ ἀνθρώπινοι νόμοι ὑπὸ ἑνὸς τοῦ θείου. Κρατεῖ γὰρ τοσοῦτον ὁκόσον ἐθέλει, καὶ ἐξαρκεῖ πᾶσι καὶ περιγίνεται. „Die mit Vernunft reden müssen „beharren auf dem gemeinschaftlichen Aller, „wie eine Stadt auf dem Gesez und noch „weit fester. Denn alle menschlichen Geseze „werden genährt von dem einen göttlichen.

„Denn dieses herrscht so weit es will, und „genüget allem und überwindet alles.“ *Stob. Serm. IV, p.* 48. Man könnte vielleicht Verdacht auf dieses Fragment werfen, weil Diogenes (IX, 2) ganz ähnliches mit ganz andern Worten anführt.

19. Μάχεσθαι χρὴ τὸν δῆμον ὑπὲρ νόμου ὅκως ὑπὲρ τείχεος.

aber sie sind wol verschieden genug um neben einander bestehen zu können. Und wer kennt die Manier des Herakleitos genau genug, um zu wissen ob nicht diese Stelle zwischen dem ersten und lezten Saz des Stobäischen Bruchstükkes gestanden hat.

Hiezu kommt noch, daſs unter allen aufbehaltenen Trümmern sich auch keine Spur von ausgebildeter Theologie zeigt, sondern nur wenige Andeutungen von der allgemeinsten Art. Und sollte dieser ganze Theil so ganz untergegangen sein? Müſste nicht der Verfasser der homerischen Allegorien, bei dem doch Anführungen aus Herakleitos vorkommen, tausend erwünschte Gelegenheiten gefunden haben, sich aus diesem Theile zu bereichern? und sollte nicht die eigenthümliche Ansicht des Mannes noch vielerlei dargeboten haben für das Verlangen des Skeptiker Sextus, Widersprüche aufzustellen in der Lehre von den Göttern, so daſs er sich gewiſs diesen Theil ganz besonders

würde zu eigen gemacht haben? aber in dem ganzen Abschnitt seines Werkes (*adv. Math. IX, cap. II.*) der von den Göttern handelt, gedenkt er des Herakleitos auch nicht ein einiges Mal. Dafs aber das Werk über die Natur eine eigene Abhandlung vom Staat soll enthalten haben, scheint damit zusammenzufallen, dafs Einige den Herakleitos überhaupt nicht für einen blofsen Physiologen gehalten haben, sondern auch, oder gar mehr, für einen Sitten- und Staatslehrer. Dieses lehrt uns Sextus, der zwar (*adv. Math. VII,* 5—7) selbst den Herakleitos unter denjenigen nennt, welche nur den naturwissenschaftlichen Theil der Philosophie dargestellt haben, dabei aber hinzufügt, dies sei nicht allgemeine Meinung, sondern es sei die Frage aufgeworfen worden, ob nicht Herakleitos keinesweges blofs ein physischer, sondern auch ein ethischer Philosoph gewesen. Sehr zu wünschen wäre freilich gewesen, dafs er, dem das Werk vor Augen lag, ein beurtheilendes Wort über diese Ansicht gesagt hätte. Soviel aber scheint doch aus seinem Stillschweigen bei dieser Gelegenheit zu erhellen, dafs er von dieser dreifachen Eintheilung nichts gewufst hat. Woher sie aber stammen mag, dies ist schwer zu errathen. Man könnte sie für eine ganz späte Conjectur halten von solchen, welche, überzeugt Herakleitos habe nur Ein Werk verfafst, eben

jene einzelnen Andeutungen nicht unmittelbar physischen Inhaltes und jene Aeuſserungen über ihn, daſs er auch ein Sittenlehrer gewesen, und vielleicht jene andere (*Heracl. alleg. hom. Gal. p.* 442) „daſs er die natürlichen „Dinge, die nur dunkle Andeutungen geben „können, theologisire“ miſsverstehend, oder vielleicht gar eines jüngeren Herakleitos Lob der zwölf Götter (*Diog. IX,* 17) mit dem älteren Werke schmählich verwechselnd, welche sage ich dieses alles in Uebereinstimmung bringen wollten mit des Werkes bekannter Ueberschrift Von der Natur, und daraus schlossen, dieses müsse ganz ausweichende Theile enthalten haben. Doch das möchte wol eine zu kühne Muthmaſsung, und eher zu glauben sein, die Eintheilung rühre her von den Auslegern und Commentatoren des Herakleitos besonders aus der stoischen Schule, welche dadurch die verschiedenen, in dem Werke selbst aber keinesweges getrennten Massen haben zu bezeichnen gesucht. Denn daſs Vieles was späterhin, als die philosophischen Disciplinen sich trennten, dem ethischen Theil würde zugeordnet worden sein, in dem Werke befindlich war, ist unläugbar, und daſs für den Ausleger wol Veranlassung gewesen, das was Herakleitos von der Gottheit lehrte zu trennen von seiner Lehre von der Welt, lieſse sich vielleicht auch deut-

lich genug machen. Was aber jene Meinung selbst betrifft, welche den Herakleitos seinem Wesen nach mehr für einen Ethiker halten will als für einen Physiker: so widerspricht sie zu deutlich den ältesten und sichersten Zeugnissen. Denn Aristoteles führt ihn nicht nur immer mit unter den Physikern auf, sondern er oder einer der doch gewifs aus seinem Munde geredet hat, könnte unmöglich, wenn er irgend den Geist des Werkes so aufgefafst hätte, die ethische Philosophie so bestimmt auf Pythagoras und Sokrates zurükgeführt haben, wie *Magn. mor. I,* 1 und *Metaph. XII,* 4 geschieht, wobei von keinem übrig gebliebenen Commentator etwa durch eine Hinweisung auf den Herakleitos nachgeholfen wird. Ein solcher gänzlicher Mifsverstand aber von Seiten des Aristoteles wäre wirklich nur in dem undenkbaren Falle denkbar, wenn Herakleitos über die sittlichen Gegenstände durchaus nur in jenen von der Natur hergenommenen Allegorien geredet hätte, welche Diodotos einer von seinen Auslegern überall finden will, wie Diogenes (IX, 15) von ihm berichtet, er habe behauptet alles naturwissenschaftliche sei nur beispielsweise vorgebracht und das Buch handle vom Staat. Dies ist unstreitig, wenn nicht ein ungeheurer hier doch nicht zu vermuthender Mifsverstand von Seiten des Diogenes die Sache

sehr verschlimmert hat, einer von den stärksten nach einer ungewohnten Seite hin sich verbreitenden parasitischen Auswüchsen der Sucht des Allegorisirens, und schon durch eine aufmerksame Betrachtung des wenigen übriggebliebenen muſs das umgekehrte erhellen, daſs nemlich das ethische nur beispielsweise und gelegentlich könne vorgekommen sein, das Buch aber von der Natur gehandelt habe. Auf jene Ansicht bezieht sich auch der Ruhm den derselbe Mann über das Herakleitische Werk in einem Senarius ausgesprochen hat, welchen Diogenes (IX, 12) sonderbar genug für eine Ueberschrift ausgiebt, ἀκριβὲς οἰάκισμα πρός ςαθμὴν (wofür Buttmann mit Recht erinnert ςαθμὸν zu lesen) βίου. Und gewiſs eben so wenig war auch γνώμη ἠθῶν eine Ueberschrift, sondern nur ein ähnliches Lob des ethisirenden Inhaltes. Was nun gar die dritte an derselben Stelle angeführte Ueberschrift Μοῦσαι betrifft, so denke man ja nicht daſs sie diesem Werke angehört habe, oder wolle vielleicht ein anderes neunfach getheiltes aus ihr erweisen, sondern erinnere sich nur der Stelle (*Soph. p.* 242. e.) wo Platon den Herakleitos Μοῦσαι Ἰάδες nennt, woraus sie höchst ungeschikterweise entstanden ist.

Es bleibt also dabei, daſs wir alle Bruchstükke, so fern sie ächt sein sollen, darauf ansehn müssen, daſs sie einen Plaz eingenommen

haben in diesem Einen Werke, welches wesentlich eine Darstellung der Natur enthielt, und daſs wir trachten müssen zu erkennen, wie Alles auch das mannigfaltigste darunter als in einem und demselben Werke vorgetragen auch in Einem Sinne gedacht und wie aus Einem Gusse gleichartig und einklingend sein muſs.

I. Womit nun könnten wir diese Darstellung sicherer anfangen, als mit dem was Platon der älteste und sicherste Zeuge überall als das Wesen der Herakleitischen Weisheit aufstellt, daſs „alles sich wie Ströme bewege" (*Theaet.* 160. d.) daſs „alle Dinge gehen und nichts fest „bleibe" (*Cratyl.* 401. d. 402. a.) daſs er alles Seiende einem strömenden Fluſs vergleiche, und daſs also niemals irgend etwas eigentlich sei, sondern alles immer nur werde (*Theaet.* 162. e.). Dieses alles geht ganz bestimmt den Herakleitos an aus beiden Gesprächen, weiter gehend aber hüte man sich ja, daſs man nicht eine Holztaube greife statt der zahmen, den Protagoras etwa oder den Kratylos mit andern unsicher herumfahrenden und gar nicht zu behandelnden Herakleiteern (*Theaet.* 179. d. e.) anstatt des Herakleitos selbst. Eben so bezeichnet die Aristotelische Metaphysik (I, 6.) die Herakleitischen Meinungen so, „daſs alles wahr-

„nehmbare immer fließe,“ und der Ausleger Alexandros (*in Arist. Top. p.* 43. *Ed. Ald.*) und offenbar aus diesem Suidas (v. θέσις) daß nach Herakleitos alles unaufhörlich fließe und immer werde, nichts aber niemals sei, ganz genau dem Platon einstimmig, wie auch Ammonius (*in Arist. de interpr. Ven.* 1551. *p.* 8) und Herakleides (*Alleg. hom. p.* 465.) ἐπειδὴ ῥύσει τινὶ καὶ ἀεννάῳ κινήσει τὸ πᾶν οἰκονομεῖται, wo, ohne jedoch den Herakleitos zu nennen, vieles herakleitisirt; und viele Andere könnten noch angeführt werden ganz auf dieselbige Weise. Diesen gültigsten Zeugnissen folgend nehmen wir nun auch an was Plutarchos (Ει *ap. Delph. II. p.* 392. *Hutt. cap. XVIII, Vol. IX, p.* 239) sagt

20. Ποταμῷ γὰρ οὐκ ἔςι δὶς ἐμβῆναι τῷ αὐτῷ καθ' Ἡράκλειτον, οὔτε θνητῆς οὐσίας δὶς ἅψασθαι κατὰ ἕξιν· ἀλλὰ ὀξύτητι καὶ τάχει τῆς μεταβολῆς σκίδνησι καὶ πάλιν συνάγει, μᾶλλον δὲ οὐδὲ πάλιν οὐδὲ ὕςερον ἀλλ' ἅμα συνίςαται καὶ ἀπολείπει καὶ πρόσεισι καὶ ἄπεισι· ὅθεν οὐδ' εἰς τὸ εἶναι περαίνει τὸ γιγνόμενον αὐτῆς τῷ μηδέποτε λήγειν μηδ' ἠττᾶσθαι τὴν γένεσιν. „Denn man vermag nicht zweimal in denselben Fluß zu steigen nach Herakleitos, „noch sterbliches Wesen zweimal berührend „zu treffen,“ nemlich dieses κατὰ ἕξιν soll

darauf deuten, daſs die Erinnerung wol auch nach Herakleitos rein wiederholen kann was die Wahrnehmung gehabt hat, und gehören eben deshalb dem Plutarchos, „sondern in der Veränderung, Schnelligkeit und „Heftigkeit zerstreut es und sammlet sich „wieder, oder vielmehr nicht wieder noch „hernach, sondern zugleich geht es zusammen und läſst wieder los, strömt zu und „strömt ab, so daſs auch das Werdende desselben nie zum Sein gelangt, weil nie aufhört noch zu überwinden ist die Erzeugung.“ Hier erkennen wir wenigstens in den ausgezeichneten Worten *σκίδνησι — συνάγει* und *συνίςαται — ἄπεισι* mit ziemlicher Gewiſsheit eigne Herakleitische; denn die Worte *μᾶλλον ... ἅμα* welche mit Recht nebst den mit ihnen verloren gegangenen *συνίςαται καὶ ἀπολείπει* aus Euseb. hergestellt sind, sind offenbar ein wegen des *πάλιν* eingeschobener Zusaz des Plutarchos um den Herakleitos auch in der Sprache consequent zu machen, wie denn das ganze Kapitel diese Lehre auf die Spize zu stellen sucht. In den folgenden scheint mehr Plutarchos zu reden, jene kurzen an einander gedrängten Gegensäze aber scheinen ganz in Herakleitos Stil zu sein, und sind vielleicht nicht unglüklich nachgeahmt in einer Stelle gegen das Ende des ersten Briefes (*Steph. Poes. phil. p.* 147).

Offenbar mehr mit seinen eigenen als mit des Herakleitos Worten sagt dasselbe Plutarchos (*de sera num. vind. II, p.* 559). „Oder sol-„len wir unvermerkt in den Herakleitischen „Flufs alle Dinge hineinwerfen, in welchen er „nicht zugiebt zweimal hineinzusteigen, weil „alles bewege und verändere die umwandelnde „Natur." In einer andern Stelle hingegen (*quaest. nat. II, p.* 912) welche ähnlich lautet „In denselbigen Flufs zweimal kannst du „nicht hineinsteigen, wie Herakleitos sagt, denn „andere Wässer strömen zu," scheinen wenigstens diese lezten Worte ἕτερα γὰρ ἐπιῤῥεῖ ὕδατα Herakleitisch zu sein, wie uns Eusebios lehrt, welcher (*Praep. evang. XIV,* 20) auch erst mittelbar vom Kleanthes beibringt, dieser habe, als er die Lehren des Zenon mit denen anderer Physiker verglichen, gesagt „Ze-„non erkläre die Seele wie Herakleitos, welcher „um deutlich zu machen dafs die Seelen jedes-„mal nur durch Einathmen vernehmend werden „(ὅτι αἱ ψυχαὶ ἀναθυμιώμεναι νοεραὶ ἀεὶ γίνον-„ται) sie den Flüssen vergleicht" (welches freilich entweder eine unrichtige Auslegung ist, oder eine unstatthafte den Sinn verdunkelnde Zusammendrängung des Berichterstatters, wenn man nicht statt εἴκασεν αὐτὰς τοῖς ποταμοῖς lesen will εἴκασεν αὐτὰς τοῖς ἐν τοῖς ποταμοῖς, was doch nur noch ungeschikt wäre und nicht mehr unrichtig) also sprechend,

21. Ποταμοῖσι τοῖσιν αὐτοῖσιν ἐμβαινουσιν ἕτερα καὶ ἕτερα ὕδατα ἐπιῤῥεῖ.
„Den in denselben Fluſs hineingestiegenen
„strömt immer anderes und anderes Wasser
„zu"

wo die wörtliche Anführung zu deutlich angegeben ist durch das λέγων οὕτως und zu sicher, da wir annehmen müssen daſs wir sie nur aus der zweiten Hand haben seit dem Kleanthes. Und so müssen wir denn auch als richtig annehmen was spätere Zeugen wiederholen in demselben Sinne, Sextus z. B. (*Pyrrh. Hypot. III*, 115), Herakleitos vergleiche der heftigen Strömung eines Flusses die leichte Beweglichkeit unserer Materie, wo wir zwar nicht gradezu behaupten wollen ὀξεῖα ῥύσις sei der eigene Ausdruk des Herakleitos, aber doch aufmerksam machen auf die darin liegende Nebenbedeutung, durch welche auch der Bewegung selbst, daſs ich so sage, ausdrüklich die Ruhe genommen wird, zumal auch in der angezogenen Plutarchischen Stelle ὀξύτης und ταχύτης neben einander stehen. Eben so auch versichern *Plac. Phil. I*, 23 und *Stob. Ecl. Phys. I, p.* 396 im Wesentlichen einstimmig

Ἡράκλειτος ἠρεμίαν μὲν καὶ στάσιν ἐκ τῶν ὅλων ἀνῄρει (wo man fast glauben möchte, beide hätten Einer Quelle folgend, eine falsche Lesart vor sich gehabt, und sollten eigent-

lich geschrieben haben ἐκ τῶν ὄντων, was einen weit reinern Sinn giebt, er habe Ruhe und Bewegung gleichsam aus dem Verzeichniſs des Seienden ausgestrichen. Allein nicht nur Diogenes (IX, 8) sagt ebenfalls καὶ ῥεῖν τὰ ὅλα ποταμοῦ δίκην, sondern auch Hermias (*Irris. gent. Ed. Oxon. p.* 303) läſst den Herakleitos sagen ἀρχὴ τῶν ὅλων τὸ πῦρ, und Lucian in einer offenbar nachahmenden Stelle (*Vit. auct.*) sagt λέγω δὲ τὰς ἐκπυρώσιας καὶ τὴν τοῦ ὅλου συμφορὴν, wo er vielleicht genauer gesagt hätte τῶν ὅλων, so daſs man fast glauben möchte, dieser sonst ungewöhnliche Ausdruk τὰ ὅλα als Bezeichnung der Gesammtheit der erscheinenden Dinge sei eigenthümlich Herakleitisch.

Und in demselben Sinne Simplicius (*in Phys. Arist. fol.* 17. a.) der aber wiederum die Sache etwas verwirren würde, indem er sagt die unmittelbare alles verändernde Strömung habe Herakleitos angedeutet διὰ τοῦ εἰς τὸν αὐτὸν ποταμὸν δὶς μὴ ἂν ἐμβῆναι, wenn er nicht um eigene Worte des Herakleitos zu geben mehr gesagt hätte als zur Sache gehört, in welchem Sinne er sich auch in den folgenden Worten berichtigend erklärt. Indessen kann man doch daraus, daſs er hier wo er zum ersten Mal über diesen Gegenstand spricht nichts ausführliches beibringt, fast sicher den Schluſs machen daſs er

das Werk des Herakleitos nicht mehr vor sich gehabt, was auch andere Stellen bestätigen.

Wundern aber muſs man sich, wie Aristoteles (*Phys. VIII*, 3. *p.* 254. *Ed. Cas.*) sagen kann „die Behauptenden daſs nicht nur Einiges, Anderes aber nicht, sondern daſs Alles „und immer sich bewege, dies aber unserer „Wahrnehmung entgehe, bestimmten zwar nicht „genau welcherlei Bewegung sie meinten oder „ob alle Arten u. s. w.“ Vielleicht hat auch Alex. Aphrod. weil ihm doch vorkam als ob Herakleitos diesen Vorwurf nicht verdiene, lieber geglaubt, wie Simplicius (*ad Arist. Phys. f.* 276. a.) uns berichtet, Aristoteles meine hier nicht den Herakleitos, sondern die Atomistiker. Denn daſs Herakleitos selbst ein Atomistiker gewesen, ist gewiſs dem Alexandros nicht in den Sinn gekommen, und auch wir wollen hier gleich bei der ersten sich darbietenden Gelegenheit erklären, daſs wir nicht das geringste Gewicht legen auf die nirgend und durch nichts unterstüzte Aussage bei *Stob. Ecl. Phys. I, p.* 350. Ἡράκλειτος πρὸ τοῦ ἑνὸς δοκεῖ τισι ψήγματα καταλείπειν und *Plac. Phil. I,* 13. Ἡράκλειτος ψηγμάτιά τινα ἐλάχιστα καὶ ἀμερῆ εἰσάγει. Die bei Stobäos bald folgenden Worte Ἡρακλείδης θραύσματα scheinen bei dieser Lage der Sache hinreichend um zu glauben, daſs ursprünglich diesen Aussagen nur eines früheren

Sammlers Verwechselung der Namen Herakleitos und Herakleides, welche bekanntlich öfter vorkommt, zum Grunde gelegen. Und ganz auf die Pseudoplutarchische scheint sich auch die Pseudogalenische zu beziehn Τῶν τεσσάρων στοιχείων πράγματα (lies θραύσματα) βραχύτατα οἷον στοιχεῖα ἀπὸ στοιχείων ἢ ψήγματα νομίζουσιν εἶναί τινες τὸ λεγόμενον ἐλάχιστα. Ἡράκλειτος εἰσάγει ταῦτα νοήσει μόνον ληπτά. *Phil. hist. Ed. Bas. IV. p.* 427. Doch um zu der Aristotelischen Stelle zurükzukehren, so möchten wir vereinigend glauben, er habe, wie er oft ungleichartiges auf bloſsen Schein zusammenstellt, ursprünglich beide im Sinne gehabt, zulezt aber allerdings mehr an den Demokritos gedacht. Denn dieses daſs die Wahrnehmung sich täusche über Ruhe und Bewegung kann sich allerdings auch Herakleitos aneignen, und wir glauben damit nicht dem Platon zu widersprechen, welcher desselben Behauptung gleich sezt mit jener, daſs die Wahrnehmung die Erkenntniſs sei, und welcher auch wol nur von den Nachfolgern des Herakleitos sagen wollte, daſs sie auch in ihrer Seele überall nichts festes und bleibendes leiden möchten. Denn Sextus sagt (*adv. Math. VII,* 126) auf eine Art welche offenbar beweiset daſs er aus dem Herakleitischen Werke Bericht erstattet „Herakleitos habe, ähnlich den früher erwähn-

„ten Naturforschern, die Wahrnehmung für un-„zuverlässig gehalten zur Erkenntniſs der Wahr-„heit, und die Vernunft als Unterscheidungs-„mittel aufgestellt;“ welches freilich kein treuer Bericht ist, sondern der Ausleger verallgemeinert zu sehr die Meinung des alten Weisen und greift in dessen dichterisch schwebenden Vortrag unsanft genug ein mit seiner späteren Kunstsprache und dialektischen Bestimmtheit. Richtig ist aber gewiſs das unmittelbar folgende, und deutlich sagt Sextus, daſs er uns die eigenen Worte des Herakleitos wiedergiebt:

22. ἀλλὰ τὴν μὲν αἴσθησιν ἐλέγχει λέγων κατὰ λέξιν, κακοὶ μάρτυρες ἀνθρώποισιν ὀφθαλμοὶ καὶ ὦτα βαρβάρους ψυχὰς ἐχόντων. „Schlechte Zeugen sind „den Menschen die Augen und Ohren der „mit rohen Seelen begabten.“ Ganz anders ist freilich Sextus Umschreibung, „dies wolle „sagen, es zieme nur rohen Seelen den ver-„nunftlosen Sinneseindrükken zu glauben,“ fast als hätte er statt ἐχόντων gelesen ἔχουσιν. Allein Stobäos wiederholt dasselbe (*Serm. IV, p.* 55) κακοὶ γίνονται ὀφθαλμοὶ καὶ ὦτα ἀφρόνων ἀνθρώπων βαρβάρους ψυχὰς ἐχόντων, wo man nur μάρτυρες einsezen muſs und das bloſs erklärende ἀφρόνων hinauswerfen, welches vielleicht, unschädlich dem Sinne, ἀνθρώπων statt ἀνθρώποισιν nach sich

gezogen hat, so daſs man leicht die buchstäbliche Uebereinstimmung wieder auffindet. Unter eben solcher Einschränkung ist denn auch zu verstehen der Ausspruch bei Diogenes (IX, 5) καὶ τὴν ὅρασιν ψεύδεσθαι, nemlich nur da, wo es gegen die allgemeine Anschauung des Flusses aller Dinge mit dem Scheine einer Beharrlichkeit und eines Bestehens des einzelnen täuscht. In einem anderen Zusammenhang, wo wahrscheinlich nicht mehr von der Wahrnehmung überhaupt die Rede war, muſs also gesagt gewesen sein was uns Polybios (L. XII.) aufbewahrt hat

23. ἀληθινωτέρας δ' οὔσης οὐ μικρῷ τῆς ὁράσεως καθ' Ἡράκλειτον, ὀφθαλμοὶ γὰρ τῶν ὤτων ἀκριβέστεροι μάρτυρες, welches leztere leicht eigne Worte unsers Ephesiers sein mögen.

Vielleicht gehören hieher noch ein Paar andere Stellen: (*Plut. de fac. lun. Vol. II. p.* 943.) „Und richtig sagt Herakleitos daſs im Hades „die Seelen riechen" καὶ καλῶς Ἡράκλειτος εἶπεν ὅτι αἱ ψυχαὶ ὀσμῶνται καθ' ᾅδην, wovon ich jedoch nicht weiſs wieviel wirklich und buchstäblich dem Herakleitos zugehört. Es ist aber hiemit zu vergleichen *Aristot. de sensu et sensili c.* 5. *p.* 412 *Ed. Cas.* „weshalb denn" — weil nemlich der Geruch entstehe durch eine rauchartige trokne Ausdünstung, von der unten

mehr — „auch Herakleitos so sich ausgedrükt „hat

24. „dafs wenn alles Seiende Rauch würde, „die Nase doch es unterscheiden würde.“ ὡς εἰ πάντα τὰ ὄντα κάπνος γένοιτο, ῥῖνες ἂν διαγνοῖεν. Gewifs nicht durchaus mit Herakleitischen Worten, aber doch einen Saz desselben ganz getreu wiedergebend und in den lezten Worten nicht ohne Spuren seiner eigenthümlichen dunklen Art. Alex. Aphrod. erklärt, die Nase würde alsdann alles wahrnehmen, weil der rauchartige Dunst ihr eigenthümlicher Gegenstand ist. Man könnte aber auch glauben es habe mehr Nachdrukk in dem διαγνοῖεν gelegen, und der Sinn sei gewesen, die Nase würde alsdann doch noch alles unterscheiden, indefs für alle andere alles nur Ein verworrenes wäre.

So, könnte man meinen, habe Herakleitos in einer durchgeführten Zusammenstellung dem Geruch einen Vorzug eingeräumt vor allen übrigen Sinnen, eben weil er nicht ein Bestehendes als solches, sondern nur die Ausdünstung, das Uebergehen aus einem gebundenen Zustande in einen andern, also am ausschliefsendsten und unmittelbarsten das Werden selbst wahrnehme, und habe deshalb auch den Seelen im Zustande der möglichsten Abgelöstheit vom Leibe, im Hades, noch diese Art der Wahrnehmung bei-

gelegt. Vielleicht aber auch bezieht sich dies auf keinen Vorzug, sondern er hat nur die Unzuverlässigkeit der Sinne auch daraus nachgewiesen, weil jeder nur sein bestimmtes Gebiet habe und also für sich selbst ganz unzureichend sei *). Denn schwerlich möchte Plutarchos jene Worte richtig und genau angewendet haben, deren Meinung nach dem Zusammenhang seiner Rede diese müſste gewesen sein, daſs im Hades die Seelen durch den Geruch sich nähren würden anstatt durch Speise. Doch es ist um so vergeblicher hierüber etwas entscheiden zu wollen da Theophrastos am Anfang seines Buches *de sensibus* auch den Herakleitos unter diejenigen zählt welche in Erklärung der einzelnen Sinne ganz zurükbleiben, und hernach von ihm auch nichts wieder anführt. Indeſs eben das Allgemeine ist für uns hier merkwürdig genug, was nemlich Theophrastos unserm Ephesier und dem Anaxagoras gemeinschaftlich zuschreibt, offenbar aber in einer Formel, welche mehr dem ersten als dem lezten angehört, sie hätten sich vorgestellt *τὴν αἴσθησιν ἐν ἀλλοιώσει γίνεσθαι* „die Wahrnehmung werde

*) So möchte ich *Plac. Phil. IV*, 8. *p*. 899 Ἐμπεδοκλῆς, Ἡρακλείδης παρὰ τὰς συμμετρίας τῶν πόρων τὰς κατὰ μέρος αἰσθήσεις γίνεσθαι τοῦ οἰκείου τῶν αἰσθητῶν ἑκάστῃ ἁρμόζοντος statt Ἡρακλείδης immerhin lesen Ἡράκλειτος.

„uns in dem Uebergange der Dinge aus einer „Form in die andere,“ ein Gesichtspunkt, von welchem aus ganz vorzüglich gesagt werden konnte, das Erkanntwerden sei ein Leiden, und der mit der Ansicht von dem Fluſs aller Dinge genau zusammengehört.

Daſs demzufolge Herakleitos die Sinne sofern sie ein Bestehen des Einzelnen zu verkündigen scheinen tadeln muſste, ist klar; wie aber Aristoteles ihm den Vorwurf kann gemacht haben, daſs er nicht bestimme mit welcherlei Bewegung alles sich bewege, dies ist nicht zu begreifen, da nicht nur in mehreren Bruchstükken und späteren Zeugnissen diese Bewegung ausführlich beschrieben wird, sondern auch Aristoteles eigene Meinung dahin geht, daſs jedem verschiedenen, dem Herakleitos in der allgemeinen Verwandlung entstehenden, zugleich eine eigenthümliche örtliche Bewegung zukomme, und Simplicius ganz in seinem Sinne wenn auch genau genommen nicht ganz richtig redet, wenn er sagt (*in Arist. Phys. f.* 310. a.) „auch „die welche nur Ein Element und Ein Prinzip „annehmen, unter welche auch Herakleitos ge„höre, sezten die Ortsbewegung als die erste. „Denn die Verdichtung und die Verdünnung „zeigten auch eine örtliche Bewegung an.“ Es läſst sich also nicht denken daſs Aristoteles schon den allbekannten Ausdrukk des Heraklei-

tos ὁδὸς ἄνω καὶ κάτω unrichtig oder unvollständig sollte verstanden haben. Ja wenn er kann geglaubt haben, Herakleitos habe sich über jene Bewegung nicht genauer erklärt: so haben wir grade heraus zu sagen kein einziges wahrhaft Herakleitisches Wort mehr übrig; und es ist gar nicht abzusehen was doch in seinem Werke über die Natur gestanden habe, wenn es nicht durch und durch eine nähere Entwiklung jener Grundanschauung gewesen ist. Oder man müſste annehmen Aristoteles habe den Herakleitos noch weit weniger gelesen als wir irgend zu fürchten wagten.

II. Auf welche Weise nun diese Verwandlung der Dinge in dem Werke des Herakleitos dargestellt worden, darüber sind im Wesentlichsten Alle einig, so wie aber nach dem Einzelnen gefragt wird, weichen sie von einander ab. Zuerst nemlich stimmen Alle darin zusammen, daſs nach ihm das Feuer der Anfang aller Dinge sei, und aus ihm alles Andere durch Verdichtung und Verdünnung entstehe, wie auch wieder in Feuer aufgehe und endige. So Simplicius (*ad Arist. Phys. fol.* 6. a.)

„Hippasos aber der Metapontiner und Hera-
„kleitos der Ephesier sezten auch die Welt
„als Ein Bewegtes und Begrenztes. Aber sie
„machen das Feuer zum Anfang, und aus
„Feuer machen sie die Dinge durch Verdich-

„tung und Verdünnung, und lösen sie auch „wieder auf in Feuer, so daſs dies die ein- „zige zum Grund liegende Natur wäre. Denn „alles, sagen sie, sei nur verwechseltes gegen „Feuer" *πυρὸς ἀμοιβήν*. Wo wir nun nicht dafür haften wollen daſs Hippasos wirklich den Herakleitos durch diese ganze Ansicht begleitet habe, sondern vielmehr glauben, seine Art das Feuer als die Grundursache aller Dinge anzusehn möge eine ganz andere gewesen sein als die Herakleitische. Wie denn, wo von dem beständigen Fluſs unmittelbar die Rede ist, Aristoteles nirgend unseres Wissens den Hippasos ausdrüklich dem Herakleitos beigesellt, und sich auch in den spätern Sammlern keine Spuren zeigen, daſs sie dieses bei den Alten gefunden.

Eben so Diogenes (IX, 8.)

Πῦρ τὸ ϛοιχεῖον, *καὶ πυρὸς ἀμοιβὴν τὰ πάντα, ἀραιώσει καὶ πυκνώσει γινόμενα*. So verbessert Rossius (*Comment. Laert. p.* 172.) Wiewol man auch — denn eine Handschrift beweiset hier wenig — da hier überall das Verbum fehlt, jeden Saz vereinzeln und denn auch stehen lassen könnte *ἀραιώσει καὶ πυκνώσει τὰ γινόμενα* nemlich *γίνεσθαι*.

Und nur nicht überall findet sich dasselbe. Daſs man freilich nicht auf gleiche Weise wie aus dem

Wasser sagen kann die Dinge entstehen aus dem Feuer durch Verdichtung und Verdünnung, indem dem Wasser zwar beides, dem Feuer aber nur das eine begegnen kann, leuchtet ein, und vielleicht hat auch deshalb Aristoteles (*Phys. I. c.* 6. *p.* 201.) in der Stelle „und Alle gestalten „dieses Eine durch Gegensäze, wie durch Dich„tigkeit und Dünnheit und durch mehr und „weniger" zu jener Formel πυκνότητι καὶ μανότητι noch die andere καὶ τῷ μᾶλλον καὶ ἧττον hinzugefügt. Allein überall liegt in den Worten, daſs das Feuer ἀρχὴ sei, eine durchaus spätere Ansicht zum Grunde, wie denn auch keine Spur zu finden ist daſs Herakleitos sich dieses Ausdrukkes bedient habe, vielmehr leicht wäre zu zeigen daſs derselbe ihm nicht geziemen konnte. Und wunderliche Dinge sind denen begegnet die hievon angefangen haben, wie Simplicius (*in Arist. Phys. f.* 310. a.) meint „die welche nur Eine ἀρχὴ annähmen „wie auch Herakleitos, bewürkten das Ent„stehen und Vergehen durch Verdünnung und „Verdichtung, was denn eigentlich dasselbe „wäre wie Mischung und Scheidung σύγκρισις „καὶ διάκρισις, nur daſs es von jenen schik„licher so genannt würde," wodurch die wesentlichsten Verschiedenheiten der ältesten Systeme aufgehoben würden. Oder Hermias (*Irris. Ed. Oxon. p.* 223) sagt ἀρχὴ τῶν ὅλων

τὸ πῦρ· δύο δὲ αὐτοῦ πάθη, ἀραιότης καὶ πυκνότης, ἡ μὲν ποιοῦσα, ἡ δὲ πάσχουσα, ἡ μεν συγκρίνουσα, ἡ δὲ διακρίνουσα, worin alle möglichen Verwirrungen unter einander gewälzt sind. Daher möchte es gerathener sein nicht von diesem Anfange anzufangen, sondern absehend von ihm zuerst nur die Verwandlungsweise der Dinge unter sich zu betrachten. Diese nun wird unter der allgemeinen Voraussezung, dafs durch theilweise Verlöschung des Feuers die Gesammtheit der Dinge entstehe bald so beschrieben (*Plac. Phil. I,* 3. *Vol. II, p.* 877. Vgl. *Stob. Ed. phys. I, p.* 304) „dafs zuerst das „Diktheilige in sich selbst sich zusammenzie„hend Erde werde, dann diese Erde vom Feuer „wiederum aufgelokkert darstelle was seiner „Natur nach Wasser sei, verdunstend aber Luft „werde." Also eine plözliche Erstarrung und Verdichtung, aus dieser aber eine stufenweise Verdünnung und Verflüchtigung. Bald wiederum als eine stufenweise Verdichtung des Feuers, aus dieser aber als eine plözliche Verflüchtigung des Starren, der Erde, in Feuer. So folgende Darstellung des Max. Tyr. (*Diss. XLI. Ed. Markl. p.* 489) Ζῇ πῦρ τὸν γῆς θανατὸν καὶ ἀὴρ ζῇ τὸν πυρὸς θανατόν· ὕδωρ ζῇ τὸν ἀέρος θανατὸν, γῆ τὸν ὕδατος. Wo offenbar das im Tode der Erde lebende Feuer den unmittelbaren Uebergang aus ersterer in lezteres andeu-

tet. Und daſs hier Lehren des Herakleitos mit deutlicher Beziehung auf Stellen aus seinem Werke und diese nachbildend angeführt werden leidet keinen Zweifel. Eben so Simplicius (*in Epict. Enchir. Ed. Venet.* 1528 *f.* 72.) „Denn aus dem Feuer wird Luft und aus der „Luft Wasser, und aus dem Wasser Erde und „wiederum Feuer; und nach dem Frühling „Sommer und Herbst und Winter und wie„derum Frühling;“ wiewol er kurz zuvor eine gegenseitige Verwandlung von Luft und Wasser in einander aufgestellt hatte. Wiewol nun hier Herakleitos nicht einmal genannt wird, und man also eher an Stoiker denken könnte: so ist doch dieser Theil der Physiologie bei ihnen so ganz Herakleitisch, daſs man ohne besondere Anzeigen keine bedeutende Abweichung anzunehmen Ursache hat. Anderwärts endlich finden wir beschrieben (*Diog. IX,* 9.)

Πυκνούμενον γὰρ τὸ πῦρ ἐξυγραίνεσθαι, συνιστάμενόν τε γίνεσθαι ὕδωρ· πηγνύμενον δὲ τὸ ὕδωρ εἰς γῆν τρέπεσθαι, καὶ ταύτην ὁδὸν ἐπὶ τὸ κάτω εἶναι· πάλιν τε αὐτὴν τὴν γῆν χεῖσθαι, ἐξ ἧς τὸ ὕδωρ γίνεσθαι, und dann, heiſst es weiter, werde das meiste auf die Ausdünstung aus dem Meere zurükgeführt αὐτὴ δέ ἐστιν ἡ ἐπὶ τὸ ἄνω ὁδός.

Also offenbar gleichmäſsig abgestufft Verdünnung und Verdichtung. In diesem Zwiespalt

der späteren Zeugen und Ermangelung der früheren ist es nun um so erfreulicher, daſs wir zu einem eigenen Bruchstükke des Herakleitos unsere Zuflucht nehmen können, welches wiewol nur wenige Züge, gleichsam die ersten Grundstriche des gesammten Naturgemäldes enthaltend, doch hinreicht den aufgedekten Streit zu schlichten. Wir verdanken es dem Clemens (*Strom. V,* 14. *p.* 711.) und sezen es hieher, ohne uns für jezt bei dem Zwekke aufzuhalten, zu welchem er es anführt.

25. Κόσμον τὸν αὐτὸν ἁπάντων οὔτε τις θεῶν οὔτε ἀνθρώπων ἐποίησεν· ἀλλ' ἦν ἀεὶ καὶ ἔσται, πῦρ ἀείζωον, ἁπτόμενον μέτρα καὶ ἀποσβεννύμενον μέτρα, welche Leseart, wie sie Clemens giebt, wol eben so gut ist, als was Steph. (*Poes. phil. p.* 131) aus Eusebius corrigirt μέτρῳ — Uebrigens haben wir diesen ersten Absaz des Bruchstükkes nur deshalb auch hiehergesezt um den wahrscheinlich nahen Zusammenhang mit dem folgenden nicht aus den Augen zu rükken. Clemens fährt aber fort, „Daſs er aber zugleich auch „gelehrt, die Welt sei entstanden und ver„gänglich, zeiget deutlich das folgende, Πυρὸς τροπαὶ πρῶτον θάλασσα, θαλάσσης δὲ τὸ μὲν ἥμισυ γῆ τὸ δὲ ἥμισυ πρηστήρ.

Hier muſs nun Jedem auffallen die merkwürdige Abweichung des Werkes selbst von den späteren Beschreibungen der Herakleitischen Lehre, daſs jenes von dem hernach allgemein gewordenen Kanon der vier Elemente nichts weiſs, und keine solche vierfache Abstufung kennt von Feuer in Luft, von Luft in Wasser und von Wasser in Erde, sondern nur Feuer, Meer und aus diesem, zum Theil wenigstens, Erde. Sehr natürlich aber ist daſs Herakleitos diese Vier Formen so fest nicht halten konnte sondern sie ihm desto mehr in einander flossen je mehr ein Uebergang aus einer in die andere wahrzunehmen war. Daher ist es auch unnöthig und falsch, wenn in der eben angeführten Stelle des Diogenes Gesner (*Commentar. soc. Gott. Vol. I.*) die Luft einschiebend lesen will *τὸ πῦρ ἐξυγραίνεσθαι καὶ ἀέρα γίνεσθαι, συνιστάμενον δὲ ἀέρα γίνεσθαι ὕδωρ. κ. τ. λ.* So ist ihm *θάλασσα* nicht nur das Meer mit allem ihm zugehörigen Gewässer, sondern auch die immer feuchtes aufnehmende und herablassende niedere Atmosphäre, die dem lebendigen Beobachter der Natur so tausendfältig nicht nur mechanisch gemischt und dem Auge sich vermischend sondern auch lebendig Eins erscheinen muſs mit dem unteren Meere. Dasselbige wird auch angedeutet in der vorhin mitgetheilten Stelle des Stobäos (*Ecl. Phys. I, p.* 304)

durch die sonst schwer verständlichen Worte „ἔπειτα τὴν γῆν ... φύσει ὕδωρ ἀποτελεῖσθαι.“ Daſs in dieser Bedeutung θάλασσα zu nehmen ist, geht nicht nur von selbst hervor aus dem gänzlichen Stillschweigen von der Luft in dieser Darstellung, sondern auch aus der Erklärung des Clemens, der sie gern hineinbringen möchte, schimmert es durch „das „Feuer wandle sich durch Luft in das Feuchte, „welches, gleichsam den Saamen der ganzen „Weltbildung, er θάλασσα nennt; aus diesem „aber werde wieder Erde und Himmel und das „darin enthaltene.“ Daher auch kaum zu glauben ist daſs wir eine wörtlich angeführte Stelle des Herakleitos besizen in den Worten des Plutarchos (*de EI ap. Delph. II. p.* 392.)

ὡς Ἡράκλειτος ἔλεγε, πυρὸς θάνατος ἀέρι γένεσις καὶ ἀέρος θάνατος ὕδατι γένεσις

sondern nur dieser Gebrauch von θάνατος und γένεσις ist gewiſs dem Herakleitos entnommen, aber als die Gegenstände an welchen dieser Gegensaz aufgezeigt worden schoben sich dem Plutarchos wahrscheinlich seine bekannte vier Elemente unter. Und schwer ist zu glauben wenn die Stelle worauf wir uns gründen nur die erste Anlage war, daſs in einer ausführlichen Beschreibung dieses Prozesses Herakleitos auch das verschiedene in der θάλασσα zusammengefaſste auf Empedokleische Weise vereinzelt habe.

habe. Jene Erklärnng von θάλασσα hatte Clemens von ächten und verständigen Auslegern des Herakleitos, aber er verstand nicht, daſs dieses Feuchte beides Wasser und Luft sollte unter sich befassen, und das „δι' ἀέρος τρέπεται εἰς ὑγρόν" ist wol sein eigen oder einer schlechteren Quelle entschöpft. Doch es ist besser für den Leser, seine erklärenden und verbindenden Worte, wie sie auf die mitgetheilten Herakleitischen folgen, hier beizufügen.

Δυνάμει γὰρ λέγει· ὅτι πῦρ ὑπὸ τοῦ διοικοῦντος λόγου καὶ θεοῦ τὰ σύμπαντα δι' ἀέρος τρέπεται εἰς ὑγρὸν, τὸ ὡς σπέρμα τῆς διακοσμήσεως, ὃ καλεῖ θάλασσαν. ἐκ δὲ τούτου αὖθις γίνεται γῆ καὶ οὐρανὸς καὶ τὰ ἐμπεριεχόμενα. Es ist schwer hier nicht helfen zu wollen, aber auch zu helfen ist schwer, und wer weiſs ob Creuzer (*Philos. vett. loci de provid. Heidelb.* 1806) wirklich geholfen hat. Denn wer weiſs ob die Worte καὶ θεοῦ nicht von dem Rande hineingewandert sind? Oder wer weiſs auch, ob nicht τὰ σύμπαντα, das sämmtliche ursprüngliche Feuer, das sein soll was verwandelt wird, und die Worte ὅτι πῦρ zu dem vorigen gehören? Denn mit dem δυνάμει γὰρ λέγει steht es doch auf jeden Fall so, daſs es sich nur auf das vorstehende Herakleitische beziehen kann, nicht auf den Saz ὅτι πῦρ τρέπεται εἰς ὑγρόν;

denn verwandelt wird das Feuer wirklich, ἐνεργείᾳ. Nun kann Clemens entweder zu den Worten θαλάσσης δὲ τὸ μὲν ἥμισυ γῆ κ. τ. λ. sich gedacht haben ἐστι, und deshalb hinzugefügt Δυνάμει γὰρ λέγει „er meint „nemlich dem Vermögen nach ist das halbe „Meer Erde,“ und dann finge erst die Erklärung des Ganzen an bei dem ὅτι πῦρ „weil nem„lich das Feuer u. s. w.“ Er kann aber auch gleich in Bezug auf das Ganze und auf seine eigenen vorhergehenden Worte gesagt haben, Δυνάμει γὰρ λέγει ὅτι πῦρ nemlich ὁ κόσμος; und dann müſste man nach πῦρ interpungiren, und lesen ὑπὸ δὲ τοῦ κ. τ. λ. Doch vielleicht wäre diese Anmerkung unnöthig geworden, wenn Creuzer eine wörtliche Uebersezung nach seinem Sinne beigefügt hätte.

Von diesem Meere nun sagt Herakleitos „des Feuers Verwandlungen sind zuerst Meer, des Meeres aber zur Hälfte Erde zur Hälfte πρηστήρ.“ Daſs des lezteren Wortes Bedeutung hier nicht auf eine so bestimmte einzelne atmosphärische Erscheinung zu beschränken ist wie bei Aristoteles (*Meteorol. III.* 1. *p.* 353. *Ed. Cas.*) wo es den entzündeten und gefärbten Wirbelwind bedeutet, über den die Naturforscher mehr wissen mögen, dies leuchtet ein. Vielmehr ist offenbar, da des Herakleitischen Meeres Verwandlung halb in Erde geschieht und halb in diesen

πρηςήρ, dafs wie die Erde die Verdichtung ist oder der Niederschlag aus dem wässrigen Theile des Meeres, so πρηςὴρ die Verdünnung oder Verflüchtigung seines luftigen Theiles, das Gebiet aller troknen und feurigen atmosphärischen Erscheinungen, genau zu reden das erscheinende Feuer selbst, wie es sich in der Atmosphäre bildet. Denn so sagt uns Joh. Philop. (*ad Arist. de anim. I, 2.*) wieder von Herakleitos und Hippasos was wir nur auf den ersten beziehen wollen

Πῦρ δὲ οὐ τὴν φλόγα φασίν· αὕτη γὰρ ὑπερβολὴ πυρός (dieses nur möchte schwerlich ächt Herakleitisch sein)· ἀλλὰ τὴν ξηρὰν ἀναθυμίασιν, ἣν καὶ σεισμοὺς ποιεῖν, καὶ ἀνέμους, καὶ τὰ ἄλλα ὅσα κινητικώτατα ᾐτιάσατο ἐν τοῖς μετεώροις Ἀριςοτέλης. Ganz unserer aufgestellten Bedeutung von πρηςὴρ gemäfs. Ob aber Herakleitos aufserdem noch eine einzelne feurige Lufterscheinung πρηςὴρ genannt habe wie Stobäos (*Ecl. Phys. L. I, cp.* 30, *p.* 594) erzählt, oder ob hier wieder eine Uebertragung des stoischen auf Herakleitos vor sich gegangen, da *Plac. Phil. III,* 3. hier ganz von Herakleitos schweigt, wagen wir nicht zu entscheiden. Gewifs aber wird Niemand eine solche Stelle als Zeugen auftreten lassen wollen gegen unser Bruchstükk.

Diese Worte des Herakleitos zeigen uns also ganz bestimmt die stufenweise Verwandlung

nach der Seite des Starren, zugleich aber auch auf der mittleren Stuffe das Zusammensein beider Verwandlungen, auf der einen Seite die Fortschreitung in das starre und kalte, auf der andern den Rükgang ins warme und flüchtige. Wie nun bei einer solchen Theilung nach beiden Seiten diese mittlere Stuffe sich befindet, das lernen wir aus einer andern Stelle, die Clemens noch in derselben fortlaufenden Rede anführt

26. Θάλασσα διαχέεται καὶ μετρέεται εἰς τὸν αὐτὸν λόγον, ὁκοῖος πρόσθεν ἦν ἢ γενέσθαι γῆ. „Das Meer „wird ausgegossen und gemessen nach dem„selben Verhältniſs, welches zuvor Statt „hatte ehe es Erde war."

So daſs jenes Meer also nicht verschwindet durch die Zertheilung, sondern immer gleichförmig wieder hergestellt wird. Clemens leitet diese Worte ein durch den unmittelbar an seine Erklärung des vorigen Bruchstükkes sich anknüpfenden Saz

ὅπως δὲ πάλιν ἀναλαμβάνεται καὶ ἐκπυροῦται, nemlich wol Erde und Himmel und das darin enthaltene, σαφῶς διὰ τούτων δηλοῖ „Θάλασσα κ. τ. λ.

Hieraus sollte man schlieſsen diese Worte wären aus einer Stelle genommen, in welcher der Rükgang, der Weg nach oben, zunächst be-

schrieben wurde, und vielleicht für die mittlere Stuffe das frühere zugleich wiederholt, und gezeigt, wie dennoch das Meer theils durch Ausdünstung aus der Erde sich herstellend, theils durch die erste Verwandlung aus dem Feuer entstehend immer dasselbige zuerst angegebene Verhältniſs zeige. Wenigstens das μετρέεται ἐς τὸν αὐτὸν λόγον kann wol nur als das Resultat beider vereinigten Prozesse für diese mittlere Stuffe angesehen werden, weil es sich sonst verdoppeln, nicht aber gleich bleiben würde. Eben dasselbige nur allgemeiner und wahrscheinlich mit eigenen Worten des Herakleitos besagt eine Stelle des Platon (*Sophist. p.* 242 e.)

27. διαφερόμενον γὰρ ἀεὶ ξυμφέρεται „denn sich trennend einigt es sich immer,“ Nemlich auseinander gehend nach beiden Seiten, gehe es auch von beiden immer wieder zusammen in dieselbige Gestalt.

Weil aber die Beschreibung des Rükganges nach oben, wie sie den hier dargestellten Stellen entspricht, uns fehlt, und manche Spuren auf eine wiederholte Darstellung deuten: so muſs uns doch ungewiſs bleiben, ob, was auſser der stuffenweisen Verwandlung spätere Berichte erzählen von einer plötzlichen Umbildung des Feuers in Erde und der Erde wieder in Feuer, nur Miſsverstand ist, oder abgekürzte Beschreibung desselben Prozesses, oder ob nicht Hera-

kleitos aufser jenem aufser Zweifel gesezten allmähligen Uebergang auch noch einen unmittelbaren der am meisten entgegengesezten Gestaltungen in einander angenommen hat, und vielleicht auch hierauf sich bezieht, was Theophrastos gesagt haben soll, dafs er Manches an verschiedenen Orten verschieden erzähle. Wenn man erwägt, wie ganz deutlich dieser Darstellung die einfache Anschauung der allgemeinsten atmosphärischen sowol als auf der Oberfläche der Erde vor sich gehenden Naturwirkungen zum Grunde liegt, und wie es auch an Erscheinungen davon nicht fehlt, dafs auch aus dem starrsten unmittelbar das Feuer hervorbricht als Wärme oder als Flamme in mancherlei Selbsterhizungen und Selbstentzündungen: so wird dies in der That nicht unwahrscheinlich. Nur möchte es schwer werden, Erscheinungen nachzuweisen in welchen auch aus dem blofsen Feuer plötzlich das starre, die Erde, hervorgeht; wenigstens fehlt es unsers Wissens an allen Spuren, dafs irgend Herakleitos sich auf meteorische Steine berufen, was uns doch von Anaxagoras aufbewahrt worden, oder dafs er beobachtet wie aus dem Rauch unmittelbar feste Körperchen sich absezen. Und eine völlige Gleichförmigkeit in beiden Prozessen müssen wir seiner Darstellung schlechthin zuschreiben, genöthiget durch eine Stelle, welche Tertullianus (*adv. Marc.*

II, c. 28) wahrscheinlich nicht mehr aus der ersten Hand anführt und wunderlich anwendet „*Si ignoravit Deus meus esse alium super se,* „*etiam tuus omnino non scivit esse alium in-* „*fra se. Quod enim ait Heraclitus ille tene-* „*brosus eadem via sursum et deorsum.*" Wie wunderlich auch von Andern andere einzelne Säze, sobald sie irgend sprichwörtlich werden konnten, mögen aus ihrem Kreise herausgerissen worden sein, zeigt auch ein solches Beispiel zur Genüge. Dieselbige Stelle aber ist uns in der Ursprache und wahrscheinlich wörtlich aufbewahrt worden in den Werken des Hippokrates (*de alimentis Ed. Chart. VI, p.* 297).

28. ὁδὸς ἄνω κάτω μίη. Der Sinn, in welchem der Verfasser diesen Spruch gebraucht hat, ist aus dem Zusammenhang in dem allzuaphoristischen Büchlein nicht zu entnehmen. Der Commentar des Galenos erwähnt freilich auch nicht, daſs hier etwas Herakleitisches sei. Allein offenbar sind Herakleitisirende Gedanken und Ausdrükke viele in dem Büchlein, wie z. B. ξύμφωνα καὶ διάφωνα öfter vorkommt, und anderes Vereinigen von Gegensäzen, und die Uebereinstimmung mit der Stelle des Tertullianus ist zu auffallend.

Denn daſs ὁδὸς ἄνω für den Gang feuerwärts

und ὁδὸς κάτω für den Gang erdwärts eigner Sprachgebrauch des Herakleitos gewesen ist, kann wol bei so vielfältigen und so übereinstimmenden Anführungen der Alten Niemand in Zweifel ziehen. Und was können jene Worte anders sagen sollen, als dafs beide Wege einander durchaus gleich und entsprechend wären? wenn sie nicht gar Jemand brauchen wollte um den schnellen und kurzen Weg neben dem langsamen ganz zu läugnen, buchstäblich übersezend „denn es giebt nur Einen Weg nach „oben und nach unten.“

III. Diese streitige und gewifs, weil eine genauere Vorstellung von dem Flufs aller Dinge nur durch sie bestimmt werden kann, gar nicht unwichtige Frage, ob Herakleitos auch einen unmittelbaren Uebergang aus Erde in Feuer und somit auch aus Feuer in Erde angenommen, welche vielleicht ein kleines Bruchstükk von wenigen Zeilen ähnlich unserm 36sten würde aufgelöst haben, könnten wir doch auch ohne das entscheiden, wenn uns nur statt der verdächtigen zulezt angeführten Stelle des Stobäos, die ohnedies nur sehr dürftiges von Donner und Bliz enthält, mehrere irgend sichere Zeugnisse aufbewahrt worden wären von des Herakleitos meteorologischen Erklärungen. Denn hier müssen ja wol alle verschiedenen Verwandlungen vorgekommen sein. Und es läfst sich gar nicht

denken dafs nicht Herakleitos hier mit seinen Erklärungen sollte ins Einzelne gegangen sein. Schon die Worte des Diogenes ἐκ δὲ τούτου τὰ λοιπὰ σχεδὸν πάντα ἐπὶ τὴν ἀναθυμίασιν ἀνάγων τὴν ἀπὸ τῆς θαλάττης lassen auf eine grofse Mannigfaltigkeit von Thatsachen schliefsen, welche unter dieser Darstellung sind begriffen gewesen. Es liegt aber auch in der Natur der Sache. Das Werden der Erde aus dem Wasser, wie Herakleitos wol alle Niederschläge und Absäze ansehen mufste, geht auf eine ganz allmählige und unscheinbare Weise vor sich, aber der Prozefs rükwärts zum Feuer, und des Feuers Herablassung zu den niederen Regionen des Wassers und der Erde umfafst alle Erscheinungen, welche von je her am meisten die Aufmerksamkeit der Menschen auf sich gezogen haben, und denjenigen ganz vorzüglich fesseln mufsten, der grade auf die Verwandlungen der Dinge, auf das Uebergehen aus einen Zustand in den andern allen Werth sezte. Nun aber wissen wir von alle dem so gut als gar nichts. Denn ein Wink den uns Nikandros (*Alexipharm.* v. 171 sqq.) giebt mit oder vielmehr durch seinen Scholiasten, ohne den wol hier schwerlich Jemand den Herakleitos gewittert hätte,

Καί τε σύγ' ἀγλεύκην βάψαις ἰόεντα θάλασσαν,
Ἥντε καὶ ἀτμεύειν ἀνέμοις πόρεν Ἐννοσίγαιος

Σὺν πυρί· καὶ γὰρ δὴ πνοιαῖς συνδάμναται ἐχθραῖς
Πῦρ μὲν ἀείζωον, καὶ ἀχύνετον ἔτρεσεν ὕδωρ
᾿Αργέςας καί ῥ᾿ ἡ μὲν ἀκοσμήεσσα φιλοργὴς
Δεσπόζει νηῶν τε καὶ ἐμφθορέων αἰζηῶν
῞Υλη δ᾿ ἐχθομένοιο πυρὸς κατὰ θεσμὸν ἀκούει.

Schol. ὅτι δὲ δουλεύει ἡ θάλασσα καὶ τὸ πῦρ ἀνέμοις κατὰ θεῖον νόμον δηλονότι, τοῦτο δὲ καὶ Ἡράκλειτος καὶ Μενεκράτης εἴρηκε. Und hernach ἐκτίθεσθαι οὖν βούλεται διὰ τούτων καὶ Ἡράκλειτος, ὅτι πάντα ἐναντία ἐςὶν ἀλλήλοις κατ᾿ αὐτόν· —— τῇ γὰρ θαλάσσῃ ὑπόκεινται τὰ πλοῖα· τῷ δὲ πυρὶ ἡ ὕλη.

Diese Stelle kann anstatt zu befriedigen nur Neugierde erregen, ob hier wirklich auf Herakleitische Physik Rüksicht genommen ist, und in welcher Beziehung wol unser Ephesier gesagt habe, daſs das Feuer den Winden diene. Auf jeden Fall scheint das Beiwort ἀείζωον hier ganz unrichtig angebracht.

Wer ist nun aber über diesen Mangel welcher uns drükt härter anzuklagen als Aristoteles, der, da es ihm sonst so viel Freude gewährt die abweichenden Meinungen der alten Physiker anzuführen, in seinen meteorologischen Büchern des Herakleitos so gut als gar nicht gedenkt? In der That läſst er uns nur die Wahl, entweder zu glauben, daſs es ihm zu viel Mühe gemacht sich in die Naturbeschreibungen

des Herakleitos hineinzulesen, oder, daſs er sich allerdings gar stark hineingelesen, daſs es ihm aber besser gefallen habe zu verschweigen als aufzudekken, woher er das meiste vielleicht in diesem Theile seiner Lehre genommen. Denn die Lehre zum Beispiel von der doppelten Ausdünstung (*Meteorol. I*, 3.) der feuchten welche er ἀτμὶς, und der troknen welche er ἀναθυμίασις nennt, von jener sagend, sie sei δυνάμει οἷον ὕδωρ, von dieser sie sei δυνάμει οἷον πῦρ, muſs nothwendig sein Herakleitisch gewesen ihrem Wesen nach. Denn das Uebergehen des Meeres und zwar zunächst seines flüchtigen Theils in jenes Gebiet der höheren glänzenden Erscheinungen kann ja wol nichts anders sein als ein Trokkenwerden desselben, so wie umgekehrt die Ausgieſsung des Meeres aus dem Feuer uns beschrieben wird als ein Feuchtwerden des lezteren; und der Uebergang des Luftmeeres in Feuer wird also nothwendig eine trokkene Verflüchtigung, so wie das Aufgelöstwerden der Erde in Wasser ein feuchtes Emporsteigen ist. Dies nun stimmt freilich nicht genau mit Aristoteles überein, der beide Dünste aus der Erde ableitet. Allein wenn wir annehmen daſs Herakleitos auſser der allmähligen Verwandlung auch noch eine schnellere gelehrt und also beides bei ihm vorgekommen, ein Wasserwerden der Erde und ein Feuerwerden

derselben: so hätte er auch von der Erde sagen gekonnt, ihre Verwandlung sei theils Wasser, theils Feuer, und würde aus der Erde selbst zweierlei Erhebungen oder Dünste gehabt haben, einen feuchten durch welchen sie in Wasser, und einen troknen durch welchen sie in Feuer verwandelt wird. Und dieses nun stimmt ganz genau mit dem überein was Aristoteles vorträgt; ja man kann sogar hieraus am besten eine Verwirrung in der Terminologie erklären, welche ihn sonst im Vortrag seiner eigenen Meinungen nicht leicht beschleicht. Denn da er zuerst offenbar das Wort *ἀτμὶς* für das seiner Natur nach warme und feuchte bestimmt hatte, was *δυνάμει*, nicht gerade dem Ursprunge nach, *οἷον ὕδωρ* ist, und dagegen das Wort *ἀναθυμίασις* für das seiner Natur nach warme und trokkene *τὸ δυνάμει οἷον πῦρ*: so kann er sich doch hernach nicht entschliefsen die aus der Erde hervorgehenden, ihr Wasserwerden darstellenden Dünste eben so zu benennen wie die aus dem Wasser aufsteigenden, welche freilich für den Herakleitos in seiner eigenthümlichen Sprache immer noch *θάλασσα* waren, sondern braucht nun offenbar auch *ἀναθυμίασις* für etwas was *ὑγρὸν καὶ θερμὸν* ist. Doch die Sache wird offenbar deutlicher werden wenn wir die beiden Stellen des Aristoteles hieher sezen, zuerst *Meteor. I, 3. (Ed. Cas. p. 327. F.)* *ἀλλὰ*

δεῖ νοῆσαι τοῦ λεγομένου καὶ καλουμένου ὑφ' ἡμῶν ἀέρος, τὸ μὲν περὶ τὴν γῆν οἷον ὑγρὸν καὶ θερμὸν εἶναι διὰ τὸ ἀτμίζειν τε καὶ ἀναθυμίασιν ἔχειν γῆς, τὸ δ' ὑπὲρ τοῦτο θερμὸν ἤδη καὶ ξηρόν· ἔστι καὶ ἀτμίδος μὲν φύσις ὑγρὸν καὶ θερμὸν, ἀναθυμιάσεως δὲ θερμὸν καὶ ξηρόν. καὶ ἔστιν ἀτμὶς μὲν δυνάμει οἷον ὕδωρ· ἀναθυμίασις δὲ δυνάμει οἷον πῦρ. Und hiemit zu vergleichen *Meteorol. I, 4, p.* 328. *D.* θερμαινομένης γὰρ τῆς γῆς ὑπὸ τοῦ ἡλίου τὴν ἀναθυμίασιν ἀναγκαῖον γίνεσθαι μὴ ἁπλῆν, ὥς τινες οἴονται, ἀλλὰ διπλῆν, τὴν μὲν ἀτμιδωδεστέραν, τὴν δὲ πνευματοδεστέραν· τὴν μὲν τοῦ ἐν τῇ γῇ καὶ ἐπὶ τῇ γῇ ὑγροῦ ἀτμίδα (oder wie ich gern um den Widerspruch zu lindern lesen möchte ἀτμιδώδη), τὴν δ' αὐτῆς τῆς γῆς, οὔσης ξηρᾶς καπνώδη. Man sehe nur wie hier gegen die Weise des Aristoteles alle Erklärungen einen starken Geschmakk haben nach dem Herakleitischen Fliessen, und wie er sich möglichst hütet eine bestimmte φύσις zu constituiren, man vergleiche noch die folgenden Worte πρῶτον μὲν γὰρ ὑπὸ τὴν ἐγκύκλιον φορὰν ἐστι τὸ θερμὸν καὶ ξηρὸν ὃ λέγομεν πῦρ· ἀνώνυμον γὰρ (weil er nemlich πρηστὴρ wol nicht mehr so gebrauchen konnte) τὸ κοινὸν ἐπὶ πάσης τῆς καπνώδους διακρίσεως mit dem oben aus Joh. Philop. beigebrachten, und man wird wol schwerlich anstehen können hier ein

möglichst treues Abbild Herakleitischer Naturanschauung zu finden. Dann aber folgt auch daſs Herakleitos unmittelbaren Uebergang der Erde in das erscheinende Feuer angenommen, welches zwar auf seinem Wege hinaufwärts durch das Gebiet des oberen Meeres hindurchgehen muſs, aber ohne auch nur ein scheinbares Stehenbleiben auf dieser Stuffe darzustellen; und es fehlte uns nur noch daſs wir nicht auch noch für das von späteren Zeugen ebenfalls berichtete unmittelbare Heraustreten der Erde aus dem Feuer bestimmte Erscheinungen nachzuweisen haben. Nur möchten wir keinesweges so verstanden sein, als habe Aristoteles auch die Terminologie von dem Ephesier herübergenommen; vielmehr sind wir überzeugt daſs ἀναϑυμίασις kein Herakleitisches Wort ist, sondern in die späteren Beschreibungen seiner Lehre erst aus dem Stagiriten und den stoisirenden Auslegern des Herakleitos hinübergenommen.

Wollte aber Jemand eben hierauf, wie denn dies ein Jeder wol mitfühlt, sich berufend, dieser Spur nicht trauen, sondern erzwingen wollen, die Aehnlichkeit entstände nicht aus dem Entlehnen des Aristoteles, sondern nur aus dem Bestreben der Späteren, den Herakleitos aus dem Aristoteles zu erklären: so hätten wir die Abgunst des Stagiriten um so mehr zu beklagen, und wären mit unserer Frage dann ledig-

lich an das gewiesen was Herakleitos von den Gestirnen gelehrt hat. Denn diese hielt er bekanntlich nicht jedes für einen besonderen Weltkörper, in welchem sich die ganze Reihe der Verwandlungen wiederholte, sondern nur für feurige Erscheinungen alle in dieselbe Ordnung κόσμος gehörig, von welcher unsere Erde die Gegend des harten und starren bildet, das äusserste umgebende aber die Gegend des Feuers in welche auch die Gestirne gehören. Und dies ist beiläufig gesagt gewiss die einzige Veranlassung aus welcher so viele spätere Zeugnisse — denn Aristoteles *Phys. VIII*, 1. wo er unterscheidet welche viele Welten und welche nur Eine annehmen, nennt wenigstens unseren nicht — ausdrüklich behaupten, Herakleitos lehre es gebe nur Eine Welt; so wie eine Stelle des Aristoteles (*Phys. III*, 5.) worin er sagt, kein Physiker habe das Eine und Unendliche „τὸ ἓν καὶ ἄπειρον" als Feuer oder als Erde angegeben, gewiss die Veranlassung ist weshalb dieselbigen auch aussagen die Welt des Herakleitos sei eine begrenzte gewesen, welches beides gewöhnlich mit einander verbunden wird, von Herakleitos selbst aber, der von entgegengesezten Meinungen in Beziehung auf welche er sich müsste erklärt haben wol nichts wusste, schwerlich so ist ausgesprochen worden. Man sehe Diog. IX, 8. πεπεράσθαι τε τὸ πᾶν καὶ

ἕνα εἶναι κόσμον, eben so Hesychios und Theodoret. (*graec. aff. cur. disp. IV.*) Ἵππασος δὲ ὁ Μεταποντῖνος καὶ Ἡράκλειτος ὁ Βλύσωνος ὁ Ἐφέσιος ἓν εἶναι τὸ πᾶν καὶ ἀκίνητον καὶ πεπερασμένον. Jene Meinung aber des Herakleitos von den Gestirnen, welche sie zu meteorischen Erscheinungen herabsezt, ist uns überliefert durch die ältesten Zeugnisse des Platon und des Aristoteles. Beide zwar berichten zunächst nur von der Sonne, jener indem er diese Lehre nur zu einem Vergleich braucht *Rep. IV, p.* 498. b, daſs nach Herakleitos die Sonne verlösche und sich wieder entzünde, denn anders kann niemand die Worte verstehen πρὸς δὲ τὸ γῆρας ἐκτὸς δή τινων ὀλίγων ἀποσβέννυνται πολὺ μᾶλλον τοῦ Ἡρακλειτείου ἡλίου, ὅσον αὖθις οὐκ ἐξάπτονται — Aristoteles aber (*Meteorol. II,* 2.) genauer, daſs nach Herakleitos die Sonne alle Tage neu werde. Denn daſs hier nicht etwa nur die Rede ist von einer Anwendung jener allgemeinen Lehre von dem Flieſsen aller Dinge, vermöge deren alles immer neu wird, sondern daſs Herakleitos ausdrüklich eben das scheinbare Bestehen, dessen andere Dinge sich länger erfreuen, der Sonne nur einen Tag gegönnt hat, zeigen die Worte des Aristoteles deutlich, welche ohne dies, da sie den Herakleitos buchstäblich anführen, hieher gehören. Aristoteles nemlich streitet gegen

die,

die, auf keinen bestimmten Urheber zurückgeführte Lehre, daſs die Sonne sich von dem Feuchten nähre, und sagt unter andern

29. περὶ δὲ τὸν ἥλιον ἀδύνατον τοῦτο συμβαίνειν· ἐπεὶ τρεφομένου γε τὸν αὐτὸν τρόπον — wie die Flamme nemlich — ὥσπερ ἐκεῖνοί φασι, δῆλον ὅτι καὶ ὁ ἥλιος — was nemlich Aristoteles vorher von der Flamme gezeigt hatte — οὐ μόνον καθάπερ ὁ Ἡράκλειτός φησι, νέος ἐφ' ἡμέρῃ ἐστὶν, ἀλλ' ἀεὶ νέος συνεχῶς· was ganz genau in Uebereinstimmung mit jener Platonischen Stelle, die er offenbar in Gedanken hat, Alex. Aphrod. erklärt (*in Meteorol. fol.* 93. a) οὐ μόνον, ὡς Ἡράκλειτός φησιν, νέος ἐφ' ἡμέρῃ ἂν ἦν, καθ' ἑκάστην ἡμέραν ἄλλος ἐξαπτόμενος τοῦ πρώτου ἐν τῇ δύσει σβεννυμένου, ἀλλ' αἰεί τε καὶ συνεχῶς νέος τε καὶ ἄλλοτε ἄλλος ἐγίνετο, ὥσπερ καὶ αἱ φλόγες ἐν τῷ γίνεσθαι τὸ εἶναι ἔχων.

Proklos aber hat, wie mehreres, auch dieses schlechthin miſsverstanden wenn er sagt (*Comment. in Tim. p.* 334) διὰ δὴ τοῦτο nemlich weil er nur zur zweiten δημιουργία gehört καὶ τὸν Ἥλιον νέον θεὸν εἰώθασιν ἀποκαλεῖν, καὶ νέος ἐφ' ἡμέρῃ ἥλιος, φησὶν Ἡράκλειτος. Und hat Herakleitos die Sonne nur als eine solche täglich wiederkommende Erscheinung angesehen: so können wir uns auch gefallen lassen zu glau-

ben was Theodoretos sagt (*graec. aff. cur. disp. I.*) er habe der Sonne nur einen Durchmesser von Einem Fuſs zugeschrieben, was *Plac. Phil. II*, 21. leider wieder hexametrisch angegeben wird Ἡράκλειτος εὖρος ποδὸς ἀνθρωπείου. Auf diese Meinung von der Sonne bezieht sich auch gewiſs jenes merkwürdige Bruchstükk welches Plutarchos uns zwiefach aufbewahrt hat.

30. Ἥλιος οὐχ ὑπερβήσεται μέτρα, φησὶν ὁ Ἡράκλειτος· εἰ δὲ μὴ, (denn hier wird wol Niemand an der Interpunction ändern und lesen wollen εἰ δὲ, μὴ) Ἐρίννυές μιν Δίκης ἐπίκουροι ἐξευρήσουσιν. So *de exil.* (Vol. II, p. 604). Etwas abweichend, aber weil in der indirecten Rede vorgetragen auch unzuverlässiger, *de Isid. et Osir.* p. 270 also: Ἥλιον δὲ μὴ ὑπερβήσεσθαι τοὺς προσήκοντας ὅρους· εἰ δὲ μὴ, γλώττας μιν Δίκης ἐπικούρους ἐξευρήσειν, wo ich freilich keinesweges verstehe wie aus den Erinnyen γλῶτται geworden sind, aber doch gegen jede vorwizige Aenderung mich verwahrend dabei bleiben will, daſs beides nur eine und die nemliche Stelle sein kann *). Ist Jemand aber vorzüglich neugierig zu wissen, wer die

*) Buttmann erinnert an die Λύσσα in *Eurip. Herc. fur.* die dort ordentlich als Erinnys erscheint und deren Name leicht in jenes hier fremde Wort übergehen konnte.

Erinnyen hier sind und wozu die Gehülfen der Δίκη, der sehe zu wieviel ächt Herakleitisches wol sein mag bei Platon (*Cratyl. p.* 412), wo doch die Aufsicht nur gehen kann auf den richtigen Gang der Dinge, wenn doch alles immer geht, und das Aufsicht führende nur das Feuer zu sein scheint.

Denn eine solche Ordnung zu erklären, wie sie obwaltet sowol in jenem abendlichen Verlöschen als auch in dem täglichen und jährlichen Umlauf, mufste allerdings derjenige am meisten in Verlegenheit sein, welchem sich die Sonne nicht merklich unterschied von solchen Naturerscheinungen bei welchen keine regelmäfsige Wiederkehr zu bemerken ist. Daher man sich einer so gewaltsamen Erklärung nicht wundern darf, sondern sie vielmehr als symbolisch ansehen mufs, und auf jede bestimmte Ordnung in dem Leben der Dinge anwendbar, welche nothwendig schwierig sein mufs zu bezeichnen, wenn man die feststehenden Formen so tief unterordnet jener Grundansicht von dem allgemeinen Flufs. Hiemit stimmt nun sehr wohl zusammen die schon oben bemerkte und nachgewiesene Abneigung gegen Sterndeuterei und Unterscheidung der Tage; und wenn auch Herakleitos noch mehr astronomische Betrachtungen gemacht hat, wie die welche Strabo anführt (I, p. 7.)

31. Βελτίων δ' Ἡράκλειτος καὶ ὁμηρικώτερος ὁμοίως ἀντὶ τοῦ ἀρκτικοῦ τὴν ἄρκτον ὀνομάζων. „Ἠοῦς γὰρ καὶ ἑσπέρας τέρματα ἡ ἄρκτος, καὶ ἀντίον τῆς ἄρκτου οὖρος αἰθρίου Διός „des Morgens „und Abends Scheidung ist der Bär; und „dem Bären gegenüber die Grenze des hel- „len Zeus." welches doch höchst wahrscheinlich Herakleitische Worte sind, obgleich befremdlich jede Anführungsformel fehlt. Strabo will hieraus beweisen ἄρκτος heiſse dem Herakleitos der arktische Kreis. Man könnte aber eben so gut sagen ἠοῦς καὶ ἑσπέρας τέρματα heiſse der arktische Kreis, je nachdem die Absicht des Herakleitos war, entweder den Nord- und Südpunkt des Horizonts zu bezeichnen, oder mehr die Eigenschaften der Sterne, in wiefern sie auf- und untergehn oder nicht.

so hatten sie doch gewiſs keinen astrologischen Zwekk, sondern nur den der geographischen Ortbestimmung. Daſs ihm aber jene Regelmäſsigkeit etwas sehr bedeutendes gewesen, sieht man daraus, was zwar nur eine spätere Nachricht sagt (*Stob. Ecl. Phys. I, p.* 264), daſs Herakleitos ein groſses Jahr und zwar aus achtzehntausend Sonnenjahren zusammengesezt, die sich aber doch durch die hinzugefügte beglaubigt, daſs ein Stoiker Diogenes sein groſses Jahr nach dem

Herakleitischen bestimmt und jenes groſse zur Tageseinheit nehmend das seinige aus 365 solchen construirt habe *).

Niemand aber wird wol erst Beweis dafür verlangen, daſs, was von der Sonne, auch von allen andern Gestirnen gegolten habe, und Herakleitos sie nicht als ungleichartig schildern wollte, indem er sagte was Plutarchos uns zwiefach zu lesen giebt

31. Καὶ ὥσπερ ἡλίου μὴ ὄντος ἕνεκα τῶν ἄλλων ἄστρων εὐφρόνην ἂν ἤγομεν, ὥς φησιν Ἡράκλειτος (*de fortuna p.* 98.), und noch einmal wahrscheinlich mehr mit Herakleitischen Worten (*aquae et ignis comp. p.* 957) Ἡράκλειτος μὲν οὖν, εἰ μὴ ἥλιος, φησὶν, ἦν, εὐφρόνη ἂν ἦν „Wäre die Sonne „nicht, so wäre Nacht.“

Auch besagen dies ausdrüklich andere spätere Zeugnisse wie *Plac. Phil. II*, 28. Ἡράκλειτος τὸ αὐτὸ πεπονθέναι τὸν ἥλιον καὶ τὴν σελήνην und Theodoret (*Ed. Hal. Vol. IV, p.* 798)

*) Das bedeuten offenbar die Worte Ἡράκλειτος ἐκ μυρίων ὀκτακισχιλίων ἐνιαυτῶν ἡλιακῶν· Διογένης ὁ Στωϊκὸς ἐκ πέντε καὶ ἑξήκοντα καὶ τριακοσίων ἐνιαυτῶν τοσούτων, ὅσος ἦν ὁ καθ' Ἡράκλειτον ἐνιαυτός· und unbegreiflich ist es sie so auszulegen als habe Diogenes sein groſses Jahr nur aus 365 Sonnenjahren bestehend angenommen.

dafs auch nach Herakleitos der Mond aus blofsem Feuer bestehe *), und Diogenes, welcher (IX, 9) sagt dafs alle Gestirne zwar Flammen wären, welche sich aus den glänzenden Dünsten sammeln, die Sonne aber die glänzendste und wärmste; denn die übrigen Sterne wären weiter von der Erde, weshalb sie weniger glänzten sowol als wärmten, der Mond aber zwar der Erde näher, dafür aber durch eine minder reine Gegend sich bewegend. Da nun das nächtliche Verlöschen, gleich dem Uebergang aus dem flammenden Zustand in den allmählig verglimmenden, kein Verschwinden der Gröfse nach ist, sondern die ganze Gestalt wiewol verdunkelt sich hinabsenkt: so gewinnt der Bericht des Diogenes das Ansehn gröfserer Genauigkeit, wenn er nemlich sagt, dafs in dem *περιέχον* nachenförmige Behälter sich finden oder vielleicht lieber Hölungen, in welchen sich die glänzenden Ausdünstungen sammeln. Dagegen Stobäos und *Plac. Philos.* zwar beide auch den

*) In der Stelle von dem Wesen des Mondes *Plac. Phil. II,* 28. Ἡράκλειτος γῆν ὁμιχλῇ περιειλημμένην mufs man offenbar lesen Ἡρακλείδην; so stimmt sie mit der analogen des Stobäos (*Ecl. Phys. I,* 27) Ἡρακλείδης καὶ Ὤκελλος γῆν ὁμιχλῇ περιεχομένην und mit *Plac. Phil. II,* 13. vgl. *Stob. Ecl. Phys. I,* 23, *p.* 514 Ἡρακλείδης καὶ οἱ Πυθαγόρειοι ἕκαστον τῶν ἄστρων κόσμον ὑπάρχειν γῆν περιέχοντα ἀέρα τε καὶ αἰθέρα ἐν τῷ ἀπείρῳ αἰθέρι.

Herakleitos gleich dem Parmenides behaupten lassen, die Sterne wären πιλήματα πυρὸς, hernach aber von der Sonne kurz weg sagen (*Stob. Ecl. Phys. I*, 26. *p.* 524.) Ἡράκλειτος καὶ Ἑκαταῖος ἄναμμα νοερὸν τὸ ἐκ θαλάττης εἶναι τὸν ἥλιον, σκαφοειδῆ δ' εἶναι ὑπόκυρτον. Der Verfasser der Bücher *de plac. Philos. II*, 22. giebt zwar der Sonne dieselbe nachenförmig gekrümmte Gestalt, das erste aber daſs sie ein „aus dem Meere entzündetes Vernünftiges" sei schreibt er gewiſs mit mehrerem Rechte nur den Stoikern zu, wie auch bei Stobäos selbst *Ecl. Phys. I*, 27. *p.* 554. der Mond nach dem Chrysippos ist ein νοερὸν ἔξαμμα, und bei Diog. VII, 145 die Sonne. Schwerlich ist bei Herakleitos das νοερὸν so bestimmt ausgesprochen gewesen; den Stoikern aber statt dessen νοτερὸν unterschieben zu wollen (s. *Heynii Opusc. III*, *p.* 104) verräth sonderliche Unkunde in dieser Sache.

Wie nun aus jener Gestalt, in welche die Gestirne gefaſst werden, wenn man sie beweglich annimmt, die Phasen und die Finsternisse scharfsinnig genug erklärt werden, dies sehe der Leser bei Diogenes, Stobäos und dem falschen Plutarchos selbst nach; uns ist nur angelegen die Aussage zu vergleichen in Absicht auf die Herkunft und Nahrung der Gestirne. Was nemlich jenes Verlöschen der Sonne betrifft, so

dürfen wir es wol nicht anders verstehen nach der Analogie der ganzen Ansicht, als daſs das sie bildende Feuer den Weg herabwärts antritt. In diesem den ganzen Tag fortwährenden Ausströmen nun wird die Sonne nach dem zulezt beigebrachten Fragment die Ursache der Erleuchtung, und so auch die Quelle alles Wachsthums und aller Hervorbringung auf der Erde, wenn anders Plutarchos (*Quaest. Plat. p.* 1007) nur irgend etwas Herakleitisches sagt von den Grenzen und Abschnitten der Zeit

ὧν ὁ ἥλιος ἐπιστάτης ὢν καὶ σκοπὸς, ὁρίζειν καὶ βραβεύειν καὶ ἀναδεικνύναι καὶ ἀναφαίνειν μεταβολὰς καὶ ὥρας, αἳ πάντα φέρουσι καθ' Ἡράκλειτον, οὐδὲ φαύλων οὐδὲ μικρῶν, ἀλλὰ τῶν μεγίστων καὶ κυριωτάτων τῷ ἡγεμόνι καὶ πρώτῳ θεῷ γίνεται συνεργός.

Was aber ausströmend dieses alles verrichtet geht auch dadurch über in die Natur der θάλασσα, und weil die Sonne jemehr der Tag sich neigt der Nahrung ermangelt, muſs sie des Abends verlöschen. Woher aber diese jeglichen Morgen erneuerte Nahrung ihr komme, darüber sind ebenfalls die Berichte im allgemeinsten einig, im genauern aber verschieden. Daſs nemlich die Gestirne sich von Dünsten nähren, berichten Alle, ja diese Erklärung, vorgetragen in der Aristotelischen Terminologie, wird auch den Meinungen Anderer angepaſst, wie nach Sto-

bäos (*Ecl. Phys. I,* 26, *p.* 522) die Meinung des Xenophanes, daſs die Sonne aus entzündeten Wolken bestehe, von Theophrastos so scheint erklärt worden zu sein, sie bestehe aus Feuertheilchen welche gesammelt würden aus der feuchten Ausdünstung „ἐκ τῆς ὑγρᾶς ἀναθυμιάσεως" und sich sammelten in der Sonne, oder nach Galenos Bericht (*Hist. phil. c. XIV*) ἐκ τῶν ξηρῶν ἀτμῶν πυρίδιά τινα συνέρχεσθαι, welche in Einen Körper zusammentretend (vergl. *Plac. Phil. II,* 20) die Sonne bilden. Die Berichte aber welche den Herakleitos unmittelbar angehn scheinen sich bald zu theilen. Einige, wie *Plac. Phil. II,* 17, sagen, nach Herakleitos und den Stoikern nähren sich die Sterne ἐκ τῆς ἐπιγείου ἀναθυμιάσεως; so auch Stobäos (*Ecl. Phys. I, p.* 510), nach Herakleitos und Parmenides nähren sich die Sterne ἐκ τῆς ἀπὸ γῆς ἀναθυμιάσεως, was uns offenbar an die troknen Ausströmungen aus der Erde denken läſst, wenn wir es für sich nehmen. Dagegen sagt eine andere Stelle bei Stobäos (*Ecl. Phys. I,* 26, *p.* 524) und mehrere stimmen damit überein „nach Hera„kleitos und Hekatäos sei die Sonne ein νοερὸν ἄναμμα ἐκ τῆς „θαλάττης." Nun könnte man freilich sagen, das ἐπίγειος und ἀπὸ γῆς in jenen Stellen sei in weiterem Sinne zu nehmen, von der Erde als dem ganzen Weltkörper, zu dem also das Meer auch gehöre, und nur das

Nasse sei doch das ausdünstende und nährende, der Gegensaz sei aber hier nur genommen gegen diejenigen Meinungen, welche die Gestirne sich aus dem Aether oder aus dem umgebenden Leeren ernähren lassen. Und dies lieſse sich wol hören, wenn man sich nur hütet, dem Herakleitos den Gedanken unterzuschieben, als ob die Gestirne ihre Nahrung als Feuchtes bekämen, und sie durch irgend thierische Lebensverrichtungen erst selbst in ihre, die feurige, Natur verwandelten; denn davon ist nirgend eine Spur, und seiner ganzen Denkart scheint dies vielmehr entgegen. Nährt sich also auch die Sonne von dem Meere, so sind doch ihre Nahrung gewiſs nicht etwa die Ausdünstungen, die auch als solche ihrer Natur nach Nasses sind, und nur die obere Schicht des Herakleitischen Meeres bilden; sondern es sind eben die Ausdünstungen dieser oberen Schicht, die τροπαὶ θαλάσσης welche πρηστὴρ werden. Wenn man nun dies doch annehmen muſs, warum soll man nicht auch bemerken, daſs in den einen Stellen von den Sternen, in den andern aber von der Sonne die Rede ist, und daſs also nach Herakleitos beide zwar sich von den troknen Dünsten nähren, nur die Sterne vielleicht von dem, was aus der Erde, die Sonne hingegen von dem, was aus dem Wasser übergeht in Feuer? Grade diese Meinung wird den

Stoikern zugeschrieben von Porphyrios (*de antr. Nymph. Ed. Holsten. p.* 257)

τοῖς δ' ἀπὸ τῆς ϛοᾶς ἥλιον μὲν τρέφεσθαι ἐκ τῆς ἀπὸ τῆς θαλάσσης ἀναθυμιάσεως ἐδόκει, σελήνην δ' ἐκ τῶν πηγαίων καὶ ποταμίων ὑδάτων, τοὺς δ' ἀϛέρας ἐξ ἀναθυμιάσεως τῆς ἀπὸ τῆς γῆς

wo doch wol niemand diese verschiedenen *ἀναθυμιάσεις* als ihrer Natur, sondern nur als ihrem Ursprung nach verschieden, und also jede wie anders modificirt, so auch für andere Gestirne tauglich ansehn wird. In den unmittelbar vorhergehenden Worten mag übrigens wol Porphyrios den Herakleitos meinen, und ihn also von den Stoikern unterscheiden wollen, wenn er sagt

διαβεβαιοῦνται δέ τινες καὶ τὰ ἐν ἀέρι καὶ οὐρανῷ ἀτμοῖς τρέφεσθαι, ἐκ ναμάτων καὶ ποταμῶν καὶ τῶν ἄλλων ἀναθυμιάσεων.

Merkwürdig ist hier die Nichtachtung Aristotelischer Terminologie in der Zusammenstellung von *ἀτμὸς* und *ἀναθυμίασις*, so daſs man glauben könnte hier lägen ältere Worte zum Grunde. Nur *ἀτμοῖς ἐξ ἀναθυμιάσεως* dürfte doch wol niemand gesagt haben, und man sollte vielleicht lesen *καὶ τῶν ἄλλων ἀναθυμιασίμων.*

Allein die Stelle ist wol überhaupt zu ungenau um etwas daraus bestimmt zu folgern; sonst

müſste man sagen die Gestirne wären nie τὰ ἐν ἀέρι genannt worden und hierunter könnten nur andere atmosphärische Erscheinungen zu verstehen sein, welche sich mit den Gestirnen zu theilen hätten in die Dünste aus den Gewässern und die andern; ob aber diese nur die aus dem Meere oder auch die aus der Erde wären, bliebe immer ungewiſs. Wie dem aber auch sei, wenigstens in der stoischen Erklärung treten offenbar trokkene Ausdünstungen aus der Erde neben die aus dem Meer als Nahrung der Gestirne; und da schon mehrere Spuren darauf führten dem Herakleitos ein solches unmittelbares Uebergehen der Erde in Feuer zuzuschreiben, warum wollten wir nicht dies im wesentlichen für Herakleitisch halten, wenn auch die Stoiker in der Vertheilung dieser Dünste als Nahrung im Einzelnen von ihm abgewichen sein sollten? Und nun erst möchte es Zeit sein den entscheidenden Stein hinein zu werfen, nemlich eine Stelle des Diogenes (IX. 9—11) also lautend

γίνεσθαι δὲ ἀναθυμιάσεις (was hier offenbar nicht in dem engen Aristotelischen Sinne zu nehmen ist, sondern allgemein) ἀπό τε γῆς καὶ θαλάττης, ἃς μὲν (also beiderlei aus beiden, da er ja nicht sagt τῆς μὲν) λαμπρὰς καὶ καθαρὰς, ἃς δὲ σκοτεινάς· αὔξεσθαι δὲ τὸ μὲν πῦρ ὑπὸ τῶν λαμπρῶν, τὸ δὲ ὑγρὸν ὑπὸ τῶν ἑτέρων.

Die glänzenden und reinen Dünste also aus dem Meer und der Erde sind das Feuerwerden derselben, so wie die dunkeln theils das Uebergehende sind aus der unteren tropfbaren Schicht des Meeres in die obere, theils das Wasserwerdende aus der Erde, und in so fern das Feuchte vermehren. Nachdem er nun die σκαφὰς ἐν τῷ περιέχοντι (S. oben S. 398) demonstrirt, sagt er daſs in diesen die glänzenden Ausdünstungen sich sammelnd die Sterne bildeten; und aus dem wechselnden Ueberhandnehmen beider der glänzenden und dunkeln erklärt er so Tag und Nacht als Sommer und Winter, so daſs schon in dieser frühen Naturkunde beides auf denselben Verhältnissen beruht hat, je nachdem sie sich mehr im Groſsen gestalten oder im Kleinen. Denn so lehrt dieselbige Quelle des Diogenes weiter, daſs „die glänzende Ausdünstung welche „im Kreise der Sonne zur Flamme wird den Tag „bilde, das Ueberhandnehmen der entgegengesezten aber die Nacht hervorbringe; und die „durch die glänzenden vermehrte Wärme den „Sommer bilde, das durch die dunkeln aber „überwiegend gewordene Feuchte den Winter „verursache.“ Wenn nur nicht der Sommer in den folgenden Worten ἀκολούθως δὲ τούτοις καὶ περὶ τῶν ἄλλων αἰτιολογεῖ plözlich alles, was sonst noch in der Region der feurigen Erscheinungen vorgeht, unserer Wiſsbe-

gierde entzogen, und so auch die Entscheidung der Frage unmöglich gemacht hätte, von welchen troknen Ausdünstungen welche Sterne, oder ob alle nur von der ἐπίγειος, von der aus dem Meere aber die übrigen Erscheinungen erzeugt würden, in Uebereinstimmung mit den alten Worten τροπαὶ θαλάσσης ἥμισυ πρηστήρ.

Schwerlich aber wird, wer dies alles in Erwägung zieht und die zerstreuten Spuren verbindet, noch länger bezweifeln können, daſs nach Herakleitos auch die Erde unmittelbar sich in Feuer aufgelöst habe, und also gewiſs auch auf irgend eine uns unbekannte Weise das Feuer zu Erde geronnen sei, und daſs vornemlich aus den atmosphärischen Veränderungen und dem allgemeinen Leben der Natur er sich jenen immerwährenden Fluſs zusammengeschaut, in welchem von jedem Punkt aus alles sich in alles verwandelt und weder Feuer noch Meer noch Erde irgend ein auch nur scheinbar bestehendes Sein hätten, wenn nicht eben jeder Verwandlung eine andere entspräche und zwei entgegengesezte immer auf demselben Punkt zusammenträfen. Denn das aus der Erde gedunstete Meer würde nicht bleiben sondern eben so schnell weiter fort sich wandeln in Feuer, wenn nicht vermöge der entgegengesezten Bewegung auch das Feuer sich immer feuchtete und ausgösse in Meer, und so im Zusam-

mentreffen beider Bewegungen die Gestalt des Meeres fest gehalten würde; noch auch würde das aus Erde und Meer gewordene Feuer irgend bleiben, sondern gleich wieder zurükfallen in Meer und Erde, wenn nicht auch diese ununterbrochen ihre Bewegung aufwärts wiederholten und das Feuer herstellten.

IV. So ist es also gewiſs eine Darstellung des Naturlaufes ganz im Sinne des Herakleitos, welche uns Maximus Tyr. giebt (*Ed. Davis. Diss. XLI. p.* 489)

Ὁρᾷς οὖν τὰ πάθη, ἃ σὺ μὲν καλεῖς φθορὰν τεκμαιρόμενος τῇ τῶν ἀπιόντων ὁδῷ, ἐγὼ δὲ σωτηρίαν τεκμαιρόμενος τῇ διαδοχῇ τῶν μελλόντων. Μεταβολὴν ὁρᾷς σωμάτων καὶ γενέσεως, ἀλλαγὴν ὁδῶν ἄνω κάτω κατὰ τὸν Ἡράκλειτον· αὖθις αὖ ζῶντα μὲν τὸν ἐκείνων θάνατον, ἀποθνήσκοντα δὲ τὴν ἐκείνων ζωήν.

Ja man muſs auch jenen stärksten Ausdrukk dessen sich Platon bedient, wo er doch wol nur Schüler des Herakleitos vorzüglich im Auge hat, ὡς τὸ πᾶν κίνησις ἦν, καὶ ἄλλο παρὰ τοῦτο οὐδέν (*Theaet. p.* 156. *a.*) der Ansicht des Meisters selbst nicht unangemessen finden. Denn nur in dem Auseinandergehn des Seins nach diesen beiden Seiten, und seinem Zusammentreten von beiden Seiten her wird und besteht und vergeht alles; so daſs die Gesammtheit aller Dinge offenbar ihr Sein nur hat in dem

Zusammentreffen der entgegengesetzten Bewegungen, und nur so lange beide auf demselben Punkte einander gleichsam hemmen oder theilweise aufheben, irgend etwas in fester Gestalt zu bestehen scheint. Denn wo etwa die hinabwärts gehende Bewegung des Feuers der langsam hinaufwärts gehenden der Erde nicht in den Weg tritt, da bleibt auch kein Wasser, sondern es geht weiter hinauf in Feuer. Und dieses eben, nicht irgend ein Streit zwischen Stoffen, materiellen Principien als solchen, sondern der Streit der entgegengesezten Bewegungen, ist jener Krieg, aus welchem, wie alle Zeugnisse einstimmig behaupten, nach der Lehre des Herakleitos alle Dinge hervorgehn. So Plutarchos (*de Isid. et Osir. II, p.* 370.)

Ἡράκλειτος μὲν γὰρ, ἄντικρυς πόλεμον ὀνομάζει πατέρα καὶ βασιλέα καὶ κύριον πάντων, καὶ τὸν μὲν Ὅμηρον εὐχόμενον Ἔκ τε θεῶν ἔριν ἔκ τ' ἀνθρώπων ἀπολέεσθαι λανθάνειν φησὶ τῇ πάντων γενέσει καταρώμενον, ἐκ μάχης καὶ ἀντιπαθείας τὴν γένεσιν ἐχόντων.

wo nur zu bedauern ist, daſs er die Lehre des Ephesiers so ganz in seine Rede eingeflochten hat. Indeſs deutet doch die ἀντιπάθεια ganz ausdrüklich auf jene zwei entgegengesezten πάθη, das Hinauf- und Hinabsteigen oder die Erstarrung und Verflüchtigung. Eben so wenig wörtlich hat uns Simplicius einen Zusaz zu

dieser

dieser Stelle aufbehalten (*in Arist. Praedic. f.* 104. b) wo er den Anhängern des Herakleitos, wie andern, welche „τἀναντία ἀρχὰς ἔθεντο, die Behauptung zuschreibt, dafs wenn von den Entgegengesezten eines ausbliebe, alsdann alle Dinge verschwinden würden, und dann auf dieselbe Stelle des Herakleitos anspielend hinzufügt

διὸ καὶ μέμφεται τῷ Ὁμήρῳ Ἡράκλειτος εἰπόντι Ὡς ἔρις ἔκ τε θεῶν ἔκ τ' ἀνθρώπων ἀπόλοιτο· οἰχήσεσθαι γάρ φησι πάντα.

Dasselbige wollen also auch die Worte bei Diogenes sagen γίνεσθαι πάντα κατ' ἐναντιότητα (IX, 8.) nur dafs freilich einen so abstracten Ausdruk niemand dem Herakleitos selbst beilegen wird, wol aber in dem „πόλεμος πατὴρ πάντων" etwas wörtliches erkennen, was eben so noch vorkommt bei Proklos (*Comment. in Tim. p.* 54.)

καὶ εἰ ὁ γενναῖος Ἡράκλειτος εἰς ταύτην (auch die allgemeine ἐναντίωσις) ἀπιδὼν ἔλεγε, πόλεμος πατὴρ πάντων, „der Krieg ist „aller Dinge Vater" οὐχ οὕτως ἀτόπως ἔλεγεν· wo die Structur bestimmt anzeigt dafs er wenigstens geglaubt hat den Herakleitos wörtlich anzuführen.

Hierauf wird auch angespielt *Schol. Ven. Il. IV*, 4. ἄπρεπές φασιν εἰ τέρπει τοὺς θεοὺς πολέμων θέα· ἀλλ' οὐκ ἄπρεπες· τὰ γὰρ γενναῖα

ἔργα τέρπει· ἄλλως τε πόλεμοι καὶ μαχαὶ ἡμῖν δεινὰ δοκεῖ, τῷ δὲ θεῷ οὐδὲ ταῦτα δεινά· συντελεῖ γὰρ ἅπαντα ὁ θεὸς πρὸς ἁρμονίαν τῶν ἄλλων ἢ καὶ ὅλων οἰκονομῶν τὰ συμφέροντα, ὅπερ καὶ Ἡράκλειτος λέγει, ὡς τῷ μὲν θεῷ (τῶν μὲν θεῶν *Cod. Lips.*) καλὰ πάντα καὶ δίκαια, ἄνθρωποι δὲ ἃ μὲν ἄδικα ὑπειλήφασι, ἃ δὲ δίκαια. Die Anführung des Herakleitos soll nur auf das ihr voranstehende sehen; aber wörtlich eignes ist gewiſs auch dort nicht zu suchen. So sagt Aristoteles

33. Καὶ Ἡράκλειτος τὸ ἀντίξουν συμφέρον, καὶ ἐκ τῶν διαφερόντων καλλίστην ἁρμονίαν, καὶ πάντα κατ᾽ ἔριν γίνεσθαι (*Eth. Nicom. VIII, 2.*); denn so ist wol diese Stelle anzusehn, daſs die ersten beiden Säze fast buchstäblich Redensarten des Herakleitos sind, der lezte mehr allgemein zusammenfassende aber dem Aristoteles eigner angehört.

Das Entgegenstrebende nemlich ist das einige heilsame zur Erhaltung der Dinge, und jedes Bestehende, jede Zusammenfügung ist nur möglich aus dem Verschiedenen der Bewegung. Und dasselbige ist gewiſs auch der wahre Sinn der Stelle welche Platon, und zwar in so fern er die Ausdrükke tadeln läſst gewiſs buchstäblich, anführt (*Conviv. p.* 187. a)

ὥσπερ (nemlich daſs auch die Tonkunst vorzüglich darauf beruhe feindseliges einander zu befreunden) ἴσως καὶ Ἡράκλειτος βούλεται λέγειν· ἐπεὶ τοῖς γε ῥήμασιν οὐ καλῶς λέγει· τὸ γὰρ ἕν φησι διαφερόμενον αὐτὸ αὑτῷ ξυμφέρεσθαι ὥσπερ ἁρμονίαν τόξου καὶ λύρας. Denn ob sich Herakleitos des Ausdruks τὸ ἓν bedient habe, kann bezweifelt werden, da er dem Platon zwar sehr geläufig ist, und sich also leicht kann eingeschlichen haben, in den Bruchstükken des Ephesiers aber sich sonst keine Spur davon findet. Es müſste denn eine solche verborgen sein in einer Stelle bei Diogenes (IX, 12) und bei Suidas (v. Δήλιος κολυμβητής), welche auch als Ueberschrift des Herakleitischen Werkes anführen, jener τρόπου κόσμον ἑνὸς τῶν ξυμπάντων, dieser κόσμον τρόπων ἑνὸς τῶν ξυμπάντων, wo wenn man nicht sehr verwegen mit Küster emendiren will κόσμον τρόπων· ἕνα ἀντὶ ξυμπάντων, man wol mit mir lesen wird κόσμον τροπῶν ἑνὸς ἢ ξυμπάντων, „die Anordnung der Verwandlungen des Einen oder aller Dinge;“ nur daſs man es auf keinen Fall als eine Ueberschrift annehmen muſs. Gewiſs aber ist das διαφερόμενον ξυμφέρεσθαι ganz dem Herakleitos ählich. Man vergleiche auch No. 27. Daſs nun Eryximachos hier seinen Schriftsteller

mifsversteht, ob mit oder ohne Platons Wissen bleibe uns unentschieden, ist wol sehr deutlich; denn man sieht ja, dafs die Lyra nur als Beispiel angeführt wird, und zwar neben dem Bogen, weshalb schon von der Tonkunst nicht die Rede sein kann, und ἁρμονία nicht kann in dem musikalischen Sinne stehn. Sondern Herakleitos redet auf jeden Fall irgendwie von dem Lauf der Natur und braucht von ihr das διαφερόμενον ξυμφέρεσθαι, dafs nemlich das Seiende auseinandergehend nach den beiden entgegengesezten Wegen zugleich doch zusammentrete um die Verschiedenheit der Dinge in der Welt zu bilden, ganz in der genauesten Uebereinstimmung mit dem so eben aus Aristoteles angeführten. Und eben weil dies schon an sich so wahrscheinlich ist, können wir uns um so zuversichtlicher auf eine Plutarchische Anführung oder zwei berufen, an die sich jene Stelle durch ihre lezten Worte anschliefst, und in denen dasselbige gradezu von der Welt, der Ordnung der gesammten Dinge gesagt wird, so dafs sich beide gegenseitig aufs vollkommenste ergänzen und erläutern.

34. Παλίντονος γὰρ ἁρμονίη κόσμου, ὅκωσπερ λύρης καὶ τόξου καθ' Ἡράκλειτον (*de Isid. et Osir. II, p.* 369), und in indirekter Rede als Beschränkung von dem Leben des Ganzen in dem Sinne des Hera-

kleitos nur mit Veränderung eines einzigen Wortes (*de anim. procr. II, p.* 1026) Ἡράκλειτος δὲ παλίντροπον ἁρμονίαν κόσμου ὅκωσπερ λύρην καὶ τόξον.
Hier wird nun mit demselbigen, der Zusammenfügung der Leier und des Bogens, verglichen die Zusammenfügung der Welt, und diese παλίντονος ἁρμονίη κόσμου muſs also auch dem Wesen nach dasselbige sein wie jenes διαφερόμενον ξυμφέρεσθαι, es sei nun das Subject dazu auch die Welt gewesen, oder das Eine, Seiende, oder jegliches aus der Gesammtheit der einzelnen Dinge; eben das bald Auseinandergehen und Gespanntwerden nach irgend einer Seite, bald wieder Zurüktreten in den vorigen Stand und Nachgelassen werden, muſs, wie die ganze Thätigkeit der Lyra und des Bogens, so auch das ganze Leben der Welt ausmachen.

Allein man könnte einwenden, in der ersten Stelle des Plutarchos scheine die Sache gar nicht von dieser Seite genommen, sondern vielmehr die Rede zu sein von dem wechselnden Zusammensein des Guten und des Bösen, wie nicht nur die ganze Gedankenfolge im allgemeinen zeige, sondern auch noch bestimmter die unmittelbar nach den Worten des Herakleitos offenbar zum Beweise desselbigen Sazes, wie aus der Anführungsformel καὶ κατ' Εὐριπίδην erhellt, beigebrachten Verse des Euripides Οὐκ

ἂν γένοιτο χωρὶς ἐσθλὰ καὶ κακὰ, Ἀλλ᾽ ἔςι τις σύγκρασις ὡς᾽ ἔχειν καλῶς· und daſs Herakleitos die Worte wirklich in diesem Sinne geschrieben, bestätige auch Simplicius, der eben nicht seine Weisheit aus Plutarch zu schöpfen pflege, und dem die Stelle ganz bei derselben Gelegenheit einfalle wo er sagt (*in Phys. Arist. f.* 11. a.) ὡς Ἡράκλειτος τὸ ἀγαθὸν καὶ τὸ κακὸν εἰς ταυτὸν λέγων συνιέναι δίκην τόξου καὶ λύρας. Um nun diese freilich nicht abzuläugnende Verbindung, in welcher jene Worte vorgekommen sind, und somit erst den eigentlichsten tiefsten Sinn der Formel selbst zu verstehen, die gleichsam die Regel der ganzen Herakleitischen Lehre ist, müssen wir uns erlauben, etwas weiter nachzuholen, und vorgreifend manches hier aufzustellen, was erst durch alles folgende allmählig kann erwiesen werden. Wenn nemlich alle Dinge gleichermaſsen aus dem Zusammentreffen der entgegengesezten sich unter einander aufhaltenden und hemmenden Bewegungen entstehen und also gar nicht durch sich selbst sind, sondern nur von auſsen in jedem Augenblik aufs neue werden; so haben sie Alle gleiches Recht und gleichen Antheil an dem Sein und Wesen des Ganzen; und wenn von diesen vergänglichen Formen Eine gewählt werden soll um gleichsam zum Schema dés Seins und der Ein-

heit, ihr Uebergang in die andern aber zum Schema des Werdens und der Vielheit zu dienen, so scheint jede dazu gleich gut zu sein. Denn man kann eben sowol sagen, die Welt sei eine immer flüssig werdende und schmelzende aber auch immer wieder sich niederschlagende und erstarrende Erde, oder ein immer in Feuer verhauchendes und Erde absezendes aber auch aus beiden sich immer wiederherstellendes Meer, als Herakleitos, wie wir wissen, (s. oben S. 374) gesagt hat, sie sei ein theilweise immer verlöschendes und sich wieder entzündendes Feuer. Dafs er aber dennoch nur dieses gesagt hat und nicht jenes, hat seinen Grund darin, dafs ihm eben nur die Bewegung das reelle und lebendige war, die Ruhe und der Stillstand aber das Nichtige und Todte. Also konnte ihm auch nur das bewegliche, alles durchdringende und in Bewegung sezende zum Schema dienen für das wahre Sein. Nun aber sind von seinen drei Grundformen, Feuer, Meer und Erde, offenbar Meer der mittlere Punkt, Feuer und Erde hingegen die Endpunkte, von denen nur die Erde und alles Starre am meisten in der Natur die Ruhe darstellt und das Bleiben in demselben Zustande, und eben so das Feuer am meisten die Bewegung, weshalb er denn dieses auch allein zum Bilde des wahren Seins wählen konnte. Das Meer aber, wie uns schon

Clemens gelehrt hat, war ihm das Bild des endlichen Seins, des Werdens „τὸ ὡς σπέρμα τῆς διακοσμήσεως“ und dagegen die Erde das Bild des Todes. Womit denn auf das genaueste zusammenhängt, daſs nur die Bewegung nach oben, deren natürliches Ziel das Feuerwerden ist, ihm vermochte das Gute zu sein, nemlich das zum Leben führende und das Leben in sich enthaltende, wie auch der Stoiker Chrysippos gesagt hat in seinem ersten Buche von der Vorsehung (*Plut. de Stoic. repugn. p.* 1053) „daſs im Feuerwerden auch das seelenlose in „der Welt sich in beseeltes wandele“; und gleich wie dieser fortfahrend sagt, daſs „in des „Feuers Verlöschung auch das beseelte sich „umwende zum körperartigen“ so muſste die Bewegung nach unten welche ihr Ende findet im Erstarren und Erdewerden der Dinge auch dem Herakleitos das Böse sein. Da er nun wie wir gesehen haben von den gröſsten Bewegungen der Natur einige erkannte als solche, in denen das Feuerwerden die Oberhand hat, andere aber als solche, in welchen das Verlöschen und Erdewerden hervortritt: so konnte er grade in Beziehung auf diese sagen, daſs die zwischen Spannung und Erschlaffung schwankende Zusammenfügung der Welt ein Wechsel sei zwischen dem Uebergewicht des Guten und des Bösen, wiefern nemlich der Tag und der Som-

mer und die Wärme und alles auf diese Seite tretende ein Uebergewicht des Guten ist, Nacht aber und Kälte und Winter und alles Aehnliche des Bösen, und der Zustand der Welt immer wechselt zwischen diesen. Und daſs er wirklich als er das Bild brauchte von dem Bogen und der Leier, Gutes und Böses in diesem Sinne genommen habe, beweiset nicht nur dieselbe Stelle des Simplicius, welcher nach den oben angeführten Worten also fortfährt

„ὃς καὶ ἐδόκει θέσιν“ was aber eine θέσις heiſse, erinnere sich jeder aus Aristoteles (*Top. I,* 9) „λέγειν διὰ τὸ οὕτως ἀδιορίστως φάναι, ἐνεδείκνυτο δὲ τὴν ἐν τῇ γενέσει ἐναρμόνιον μίξιν τῶν ἐναντίων“ Herakleitos habe geschienen einen Blendesaz vortragen zu wollen an dieser Stelle, weil er sich so unbestimmt ausgedrükt, er habe aber angedeutet die zur Zusammenfügung gedeihliche Mischung des Entgegengesezten in dem Gebiete des Werdens;

sondern es wird auch bestätiget durch eine Stelle des Porphyrios, welcher wo er von den Gegensäzen in der Natur überhaupt redet, (*de antr. Nymph. p.* 268 *Ed. Cantabr.*) sobald er auf eben diese gekommen ist „τὸ μὲν ἀνατολικὸν τὸ δὲ δυτικόν, καὶ τὰ μὲν ἀριστερὰ τὰ δὲ δεξιά,“ auch durch Himmelspunkte bestimmt von Einigen durch Nord und Süd, von Andern

durch Ost und West, „νύξ τε καὶ ἡμέρα“, sich auch gleich unserer Stelle erinnert und hinzufügt

καὶ διὰ τοῦτο παλίντονος ἡ ἁρμονία, καὶ τόξου, εἰ διὰ τῶν ἐναντίων. Denn Niemand wird hoffentlich zweifeln so durch einen einzigen Strich nicht nur der Unübertragbarkeit sondern auch der Unsinnigkeit dieser Stelle ein Ende zu machen. Oder hat wol Jemand schon verstanden was es heifsen könne, wenn hier stände καὶ τοξεύει διὰ τῶν ἐναντίων? Und wenn man liest ἢ τοξεύει, wie die Ausgabe von van Goens, die ich nicht bei der Hand habe, zu lesen scheint, so würde ich dies eben so bequem verwandeln in ἢ τόξου.

Und hieraus erklärt sich auch am besten, wie unmittelbar hinter jene Plutarchische Stelle vom Kriege als dem allgemeinen Vater aller Dinge, die oben unter n. 30 (S. 394) angeführten Herakleitischen Worte gekommen sind. Denn da das Gute und das Böse, beide entgegengesezte Bewegungen, nach unaufgehaltenem Fortschreiten streben: so ist eben der Krieg zugleich dasjenige was Recht schafft und jede in ihrem Maafs zurükhält, oder sie, wenn sie das Uebergewicht gewonnen hat, wieder straft. Wohin auch ein kurzer Saz zu gehören scheint, den uns Origenes aus Celsus aufbehalten hat, von dem er (*adv. Cels. VI, p.* 663) sagt

35. εἶθ' ἑξῆς τούτοις φησὶ θεῖόν τινα πόλεμον αἰνίττεσθαι τοὺς παλαιοὺς, Ἡράκλειτον μὲν λέγοντα ὧδε· Εἰ δὲ χρὴ τὸν πόλεμον ἐόντα ξυνὸν καὶ δίκην ἐρεῖν· καὶ γινόμενα πάντα κατ' ἔριν καὶ χρεώμενα. Wo nur freilich vieles verdorben ist; denn ἐρεῖν kann nicht recht sein, und χρεώμενα ist nicht zu verstehen, wenn man nicht mit dem ältesten Uebersezer erklären will „geweissagt gleichsam, im voraus erkannt" werde alles schon vermöge des Streites. Auch befremdet das Anführen eines blofsen Vordersazes auf diese Art. Doch scheint es zu kühn, wenn man um den Saz Herakleitischer herzustellen, das εἰ δὲ χρὴ ist es gewifs nicht, lesen wollte εἰδέναι χρὴ — καὶ δίκην, ἔριν „Man mufs wissen, dafs der Krieg das gemeinsame ist, und das Recht der Streit." Für das folgende aber weifs ich um so weniger Rath, da das καὶ vielleicht schon eine zweite Stelle anfängt.

Sprach nun Herakleitos von dem Kriege in diesem Sinne, und strafte bei dieser Gelegenheit den Homeros; so konnte er sehr leicht, da ja auch der Weg nach oben des Krieges und des Gegengewichtes bedarf, wenn nicht alle Dinge dahinfahren sollen, in demselben Zusammenhange, und so, dafs vielleicht nur weniges dazwischen fehlt, auch dieses von der Sonne dem

Erzeugniſs des Weges nach oben sagen, daſs sogar sie wenn sie ihr Maaſs wollte überschreiten von den Gehülfen der Δίκη müsse gefunden werden, weil wechselnd um die Welt in ihrer Zusammenfügung zu erhalten auf ein Ueberwicht des Guten auch wieder folgen müsse ein Vorwalten des Bösen.

Wie nun die Gesammtheit aller Dinge eine solche Zusammenfügung aus dem Entgegengesezten ist, so auch jedes einzelne, und auch jede besondere Form des Seins besteht nur darin, daſs die beiden Wege sich vielfältig kreuzen, und dadurch verschiedene Verwandlungsstuffen, bei jeder in einem eigenthümlichen Verhältniſs zusammengehalten werden. Aber nur bei den Elementen oder Grundformen ist dieses einfach und leicht zu sehen, bei den im engeren Sinne lebendigen mehr ausgebildeten Gestalten aber zusammengesezter und schwieriger. Daſs dies Herakleitos gesehen, und den lezteren deshalb einen Vorzug vor den ersteren zugestanden hat, lehrt uns ein wol nur in diesem Zusammenhang verständliches Fragment bei Plutarchos (*de anim. procr. p.* 1026.)

36. Ἁρμονίη γὰρ ἀφανὴς φανερῆς κρείττων, καθ' Ἡράκλειτον ἐν ᾗ offenbar bezieht sich dies auf ἀφανὴς zurük τὰς διαφορὰς καὶ ἑτερότητας ὁ μιγνύων θεὸς ἔκρυψε καὶ κατέδυσεν. Denn das lezte kann man schwer-

lich noch als buchstäblich ansehn, da durch das μιγνύων eine fremde Ansicht durchleuchtet, wiewol das ἔκρυψε καὶ κατέδυσεν eine sehr ächte Beschreibung des ἀφανὴς ist. Daher mag dies wol aus einem stoischen Ausleger sein, der gern Prunk trieb mit zierlichen platonisirenden Redensarten.

Ob aber Herakleitos auf genauere Beschreibung und Erklärung der verschiedenen Gestalten des Lebens sich eingelassen, oder ob der Tadel gegründet ist, dafs er nicht ins Einzelne gehe, dies sind wir nicht mehr im Stande zu entscheiden. Denn für uns stehen ganz einzeln in dieser Art die beiden Nachrichten, „Er habe „das vollständige Sein des Menschen anfangen „lassen mit dem vierzehnten Jahr, weil von da „an die Samenfeuchtigkeit abgesondert werde, „und auch die Vorstellung des Guten und Bö„sen und die Festigkeit der Belehrung darüber „sich einstelle“ (*Plac. Phil. V*, 23. *Galen. phil. hist. Ed. Venet. p.* 34. b.) und „Er habe die „Länge einer Generation bestimmt auf dreifsig „Jahre, weil binnen dieser Zeit von der Erzeu„gung des Erzeugers an gerechnet das Erzeugte „sich auch schon wieder als erzeugend dar„stelle“ (*Plut. de Orac. def. II, p.* 415); was grade solche Bemerkungen sind, die leicht konnten gelegentlich angebracht werden und nicht nothwendig grofsen physiologischen Reichthum

voraussezen. Dasselbe gilt von der kleinen Notiz

37. πᾶν γὰρ ἑρπετὸν τὴν γῆν νέμεται ὥς φησιν Ἡράκλειτος (*de Mundo c.* 6.) welches wahrscheinlich doch sagen soll „Alles „Gewürm nähre sich von der Erde" vielleicht um zu zeigen daſs dieses eine niedrigere Stuffe des Lebens einnehme; wenn nicht ἑρπετὸν auch hier noch die weitere homerische Bedeutung hat. Und eben so im allgemeinen hält sich auch jenes zur Bezeichnung der verschiedenen Formen des Lebens, was Platon erwähnt (*Hipp. mai. p.* 289)

38. ... ὅτι τὸ τοῦ Ἡρακλείτου εὖ ἔχει ὡς ἄρα πιθήκων ὁ κάλλιςος αἰσχρὸς ἀνθρωπίνῳ (wie ich mit Heindorf lese statt ἄλλῳ) γένει συμβαλεῖν, und dann weiter unten ἢ οὐ καὶ Ἡράκλειτος ταυτὸν τοῦτο λέγει ὃν σὺ ἐπάγῃ ὅτι ἀνθρώπων ὁ σοφώτατος πρὸς θεὸν πίθηκος φανεῖται. „Der schönste Affe ist häſslich mit dem „menschlichen Geschlecht verglichen" Und — wiewol dies leztere vielleicht nicht so buchstäblich ist „der weiseste Mensch ist „gegen Gott nur ein Affe."

Ja will man Vermuthungen wagen, so scheint die Art wie er sich im allgemeinen über die Bedingungen ausdrükt, unter welchen die einzelnen Dinge entstehen und bestehen, eben nicht auf eine

sehr klare Einsicht in das Einzelne zu deuten. Denn es scheint er habe die Geseze, nach welchen auf verschiedene Weise die entgegengesezten Bewegungen einander bald hemmen bald wieder frei lassen und dadurch die einzelnen Dinge erzeugen und zerstören, unter dem alten dichterischen Namen „Εἱμαρμένη“ dargestellt, der immer vorzüglich der dunkeln unbegriffenen Nothwendigkeit gegeben ward. Dies erhellet aus verschiedenen mit einander zu vergleichenden Erklärungen darüber was Herakleitos unter εἱμαρμένη gemeint habe. Zuerst sagt Stobäos (*Ecl. Phys. I, p.* 58.)

Ἡράκλειτος —, εἱμαρμένην δὲ λόγον ἐκ τῆς ἐναντιοδρομίας δημιουργὸν τῶν ὄντων. Die Bestimmung, das Geschikk, oder wie man wolle, sei nach Herakleitos das aus dem Gegenlauf alle Dinge bildende Verhältniſs. Denn dieser Erklärung von λόγος müssen wir wol, wenn nicht sehr dringend das Gegentheil geboten wird, vorläufig treu bleiben, da wir oben in eigenen Worten des Herakleitos λόγος in demselben Sinne gehabt haben. Nur so kann auch ohne Tadel Diogenes der doch aus ähnlichen Quellen schöpfte, nur schlechthin sagen (IX, 7) πάντα τε γίνεσθαι καθ᾽ εἱμαρμένην, καὶ διὰ τῆς ἐναντιοτροπῆς ἡρμόσθαι τὰ πάντα. „Alles geschähe nach „der Bestimmung und durch die Gegenwand-

„wandlung würden alle Dinge zusammenge-„fügt." Was aber jene ἐναντιοδρομία und diese ἐναντιοτροπὴ bedeuten sollen ist klar, nemlich den Gegensaz in den beiden Bewegungen und in den Verwandlungsstuffen des Seins, und genau so bezieht sich jenes auf den einen Herakleitischen Ausdruk ὁδὸς, dieses auf den andern τροπή. Und offenbar sind wol diese Wörter von den stoischen Auslegern des Ephesiers gebildet um seinen Gedanken nach ihrer Weise darzustellen. Denn er selbst hat in solcher Form Erklärungen wol nicht gegeben, und stoisches Gepräge tragen sie stark.

Anderwärts sagt derselbige (*Ecl. Phys. I, p.* 178., womit, ausgenommen daſs das lezte ausgelassen ist, fast wörtlich übereinstimmt *Plac. phil. I,* 28.) Ἡράκλειτος οὐσίαν εἱμαρμένης ἀπεφαίνετο λόγον τὸν διὰ οὐσίας τοῦ παντὸς διήκοντα. Αὕτη δ' ἐςὶ τὸ αἰθέριον σῶμα, σπέρμα τῆς τοῦ παντὸς γενέσεως, καὶ περιόδου μέτρον τεταγμένης. Auch hier ist keine Noth λόγος anders zu erklären, als daſs die εἱμαρμένη ist „das des Ganzen Sein durchdringende Verhältniſs" nemlich des Gegensazes in allen seinen mannigfaltigen Abstuffungen; so daſs beide Erklärungen offenbar dasselbe besagen. Das αὕτη aber möchte ich auf οὐσία τοῦ παντὸς beziehen und die Worte αὕτη.. γενέ-

γενέσεως als einen Einschub ansehn, weil der Sammler die Gelegenheit noch eine Definition anzubringen nicht wollte vorbeigehen lassen. Denn diese beiden Erklärungen schikken sich weit besser für die οὐσία τοῦ παντός, welche doch in Vergleich mit dem sie durchdringenden λόγος das materielle ist. Vom grammatischen welches ohnehin diese Beziehung gebietet rede ich nicht, da freilich sehr leicht wäre anzunehmen daſs ἡ αὐτὴ gestanden habe, wenn der Sinn oder andere Autoritäten es verlangten. Wie aber die Worte hier stehn, ist es keine *levis mutatio* daſs in der Galenischen *phil. hist.* steht ἡ δὲ εἱμαρμένη ἐστὶν αἰθέριον κ. τ. λ. Jedoch möchte wol diese sehr schlechte Sammlung Niemand als Autorität annehmen. In den lezten Worten, welche Stobäos allein hat, möchte man wenn sie nach obiger Voraussezung auf die erste Erklärung der εἱμαρμένη sollen bezogen werden, statt καὶ lieber lesen κατά.

Aus diesen Erklärungen sollte nun wol Jeder schlieſsen, Herakleitos habe sich des Ausdruks εἱμαρμένη bedient, um die bestimmte Weltordnung zu bezeichnen. Nun aber will eine Stelle des Plutarchos, aus der wir schon mehrere Worte des Herakleitos angeführt haben, behaupten, dieser Ausdrukk wäre dem Ephesier fremd. Sie lautet (*de anim. procr. p.* 1026) soviel wir

davon hier bedürfen so: *συλλαβοῦσα δὲ τὸ ταυτὸν ζωή τε τοῦ παντός ἐςιν ἔμφρων καὶ ἁρμονία καὶ λόγος ἄγων πειθοῖ μεμιγμένην ἀνάγκην, ἣν Εἱμαρμένην οἱ πολλοὶ καλοῦσιν, Ἐμπεδοκλῆς δὲ φιλίαν ὁμοῦ καὶ νεῖκος, Ἡράκλειτος δὲ παλίντροπον κ. τ. λ.* Nun mag man das *ἣν* auf *ἀνάγκη* ziehn, oder was mir richtiger scheint annehmen daſs es statt *ὅ* stehend den ganzen Saz wieder aufnehme, so steht Εἱμαρμένη nur als ein trivialer Ausdruk da, welcher hernach übersezt wird in die verschiedenen Ansichten der Philosophen von jenen Lebensgesezen des Ganzen und der daraus hervorgehenden Bestimmtheit des Einzelnen. Allein hier ist wol viel darauf zu rechnen, daſs Plutarchos alle diese Ansichten neben einander stellen wollte, und nicht eben daran dachte, wo vielleicht auch Εἱμαρμένη ein technischer Ausdruk wäre. Und was die Sache auſser Zweifel zu sezen scheint, ist was *de plac. phil. I, 27* gesagt wird, *Ἡράκλειτος πάντα καθ' εἱμαρμένην, τὴν δὲ αὐτὴν καὶ ἀνάγκην.* Dies kann nur ein stoischer Ausleger gesagt haben im Gegensaz gegen die Erklärungen seiner Schule, welche einen Unterschied machte zwischen Εἱμαρμένη und *ἀνάγκη*, und er konnte kaum auf eine solche Darstellung gekommen sein, wenn sich nicht Herakleitos jenes Ausdruks in der That bedient hätte. Denselben Ursprung haben offenbar auch die Worte des

Theodoretos (*Vol. IV, p.* 851) καὶ ὁ Ἡράκλειτος δὲ πάντα καθ' εἱμαρμένην εἴρηκε γίγνεσθαι. Ἀνάγκην δὲ τὴν εἱμαρμένην καὶ οὗτος ὠνόμασε. Nur daſs er nicht recht klar sah worauf es eigentlich ankäme. Doch sei der Ausdruk gewesen welcher er wolle, so hat gewiſs wenigstens Herakleitos den Gedanken an allgemeine feststehende Naturgeseze in den Verwandlungen der Dinge auf das bestimmteste aufgefaſst, wie auch noch aus einer Stelle des Simplicius erhellt (*in Phys. f.* 6. a) wo er den Hippasos und Herakleitos zusammenstellend als solche welche alles aus dem Feuer entstehen und in dasselbe wieder auflösen lassen, ὡς ταύτης μιᾶς οὔσης φύσεως τῆς ὑποκειμένης hinzufügt

πυρὸς γὰρ ἀμοιβὴν εἶναί φασιν. Ἡράκλειτος δὲ πάντα ποιεῖ καὶ τάξιν τινὰ καὶ χρόνον ὡρισμένον τῆς τοῦ κόσμου μεταβολῆς κατά τινα εἱμαρμένην ἀνάγκην. Wo man gewiſs eine durch Auslassung entstandene Umstellung annehmen und lesen muſs πυρὸς γὰρ ἀμοιβὴν πάντα εἶναί φασιν. Ἡράκλειτος δὲ ποιεῖ καὶ τάξιν u. s. w. Wenn man nicht dem Simplicius von dem Unrecht helfen will daſs er dem Hippasos ebenfalls jenes zuschreibt von der ἀμοιβὴ πυρὸς, und deshalb vorzieht zu lesen πυρὸς γὰρ ἀμοιβὴν εἶναί φησιν Ἡράκλειτος τὰ πάντα· ποιεῖ δὲ καὶ u. s. w.

So war dem Herakleitos auf der einen Seite das Bestehen, oder vielmehr das immer wieder Erzeugtwerden der Dinge durch das gleichmäſsige Zusammentreffen der entgegengesezten Bewegungen allerdings ein Schiksal, und nur aus einer vorherbestimmten sich immer gleich bleibenden Nothwendigkeit zu erklären, so daſs es ein ganz Herakleitischer Ausdrukk ist was Platon (*Theaet.* 160. b) sagt ἡ ἀνάγκη τὴν οὐσίαν συνδεῖ, und daſs wenn Herakleitos von hier aus, wie wohl zu erwarten, eine ethische Ausweichung machte zu Lösung der Frage, wie sich nun der Mensch gegen den derselben Nothwendigkeit unterworfenen Wechsel der Dinge zu verhalten habe, ihm nichts übrig bleiben konnte als jenes Wolgefallen, wofür Theodoretus uns den eigenthümlichen Ausdruk des Herakleitos aufbehalten haben will (*Vol. IV, p.* 984. *Ed. Hal.*)

„Καὶ Ἡράκλειτος δὲ ὁ Ἐφέσιος τὴν μὲν προσ-„ηγορίαν μετέβαλε," die Rede nemlich war von der ἡδονὴ des Epikuros und der εὐθυμία des Demokritos, „τὴν δὲ διάνοιαν κατα λέ-„λοιπεν· ἀντὶ γὰρ τῆς ἡδονῆς εὐαρέστησιν „τέθεικεν·" wenn nicht etwa eben stoische Ausleger den Theodoretos über das Wort getäuscht haben;

und welches ihm durchaus natürlich sein muſste, da ja nur in derselben Nothwendigkeit auch

das Dasein des Menschen selbst gegründet ist. Auf der andern Seite aber, in wiefern alle einzelnen scheinbar bestehenden Dinge nur gleichsam nebenbei hervorgebracht werden, indem die universellen Kräfte ihren Gang gehen, und also von den lezteren aus angesehen die mehr individuelle Formen des Daseins nur zufällige Ergebnisse sind, konnte gar wol Herakleitos die Welt, die Gesammtheit der Dinge auch als nur ein Spiel der eigentlich wirkenden Kräfte betrachten. Dies erzählt uns Clemens, aber merkwürdig den alten Weisen mifsverstehend oder verdrehend (*Paedag. I, 5. p.* 111.)

Ἀγαλλιᾶται τὸ πνεῦμα τῶν ἐν Χριστῷ παιδίων ἐν ὑπομονῇ πολιτευομένων· καὶ αὕτη ἡ θεία παιδιά. Τοιαύτην τινὰ παίζειν παιδιὰν τὸν ἑαυτοῦ Δία Ἡράκλειτος λέγει „Und dieses,“ wie nemlich der Geist der Kindlein in Christo fröhlich ist wenn sie in Geduld wandeln, „ist das göttliche Spiel. Und ein „solches Spiel, meint auch wol Herakleitos, „spiele sein Zeus.“

Und wer eine so verschrobene Anführung nicht für sicher genug halten sollte, um irgend etwas daraus zu nehmen, dem sagt es deutlicher Proklos (*Comment. in Tim. p.* 101)

Ἄλλοι δὲ καὶ τὸν δημιουργὸν ἐν τῷ κοσμουργεῖν παίζειν εἰρήκασι, καθάπερ Ἡράκλειτος.

Dafs also eben in dem Weltbilden Zeus spielt.

Aehnliches hatte auch Lucian vernommen, der den Herakleitos nach den Worten ἐν τῇ τοῦ αἰῶνος παιδιῇ fragt τί γὰρ ὁ αἰών ἐςι; und ihn antworten läſst παῖς παίζων, πεσσεύων, διαφερόμενος, eigentliches und uneigentliches durch einander werfend. Wurde nun diese Ansicht stärker hervorgehoben oder mehr einzeln auseinandergelegt, so kann daraus gar leicht eine solche Rede zum Nachtheil des Ephesiers entstanden sein, wie sie uns Nemesios aufbewahrt hat „daſs Demokritos, Herakleitos und „Epikuros weder für das allgemeine noch für „das Einzelne eine Vorsehung zugeben wollten" (*de nat. hom. Ed. Ox. p.* 310). Auch Philo spricht ähnlich (*Alleg. leg. II, p.* 62) ὁ δὲ γονοῤῥυὴς (nemlich λόγος) ἐκ κόσμου πάντα καὶ εἰς κόσμον ἀνάγων, ὑπὸ θεοῦ δὲ μηδὲν οἰόμενος γεγονέναι, Ἡρακλειτείου δόξης ἑταῖρος, κόρον καὶ χρησμοσύνην, καὶ ἓν τὸ πᾶν, καὶ πάντα ἀμοιβῇ εἰσάγων· und so könnte ganz unschuldig auch in dieser Hinsicht der Mann mit denen zusammengestellt worden sein, welchen er am meisten entgegengesezt ist. Ja wenn es nicht zu kühn wäre, über ein einzelnes abgerissenes Wort eine Vermuthung zu wagen: so möchten wir vielmehr mit dieser zwiefachen Ansicht von Nothwendigkeit und Spiel in Verbindung bringen, was Iamblichos erzählt, daſs Herakleitos die Opfer „ἄκεα" Heilungen ge-

nannt habe, so nemlich daſs er geglaubt, wenn z. B., angenommen ein bestimmtes Gleichgewicht zwischen Leben und Tod, freiwillig etwas auf der Seite des Todes zugelegt würde, man dadurch etwas auf der Seite des Lebens in Gefahr schwebendes erhalten und retten könne, gewiſs nicht ohne eine *πρόνοια*, wenn anders auf diese Weise Ein Einzelnes auf ein anderes bestimmtes wirken soll. Mag man auch urtheilen dies sei ein superstitiöser Auswuchs, so scheint doch diese Erklärung der ganzen Gedankenreihe des Mannes angemessener zu sein, als die welche Iamblichos selbst giebt (*de myster. Sect. I, c. XI.*) „καὶ διὰ τοῦτο εἰκότως αὐτὰ „ἄκεα“ Ἡράκλειτος προσεῖπεν ὡς ἐξακεσό-„μενα τὰ δεινὰ καὶ τὰς ψυχὰς ἐξάντεις ἀπεργα-„ζόμενα τῶν ἐν τῇ γενέσει συμφορῶν.“ Denn hierin sieht Jedermann zu deutlich den Platoniker. Und auch das superstitiöse würde sehr gemildert wenn man mit rechtem Vertrauen fuſsen könnte auf eine Stelle bei Elias Cretens. ad Greg. Nazianz. (*Orat. XXIII, p.* 836) „*Quos quidem,* nemlich die *turpiora sa*-„*crificia* darbringenden, *irridens Heraclitus* „„*Purgantur,*““ *inquit* „„*cum cruore pol*-„„*luuntur, non secus ac si quis in lutum in*-„„*gressus luto se abluat.*““ Herakleitische Manier leuchtet wol genug hervor auch aus der Uebersezung. Doch dieses hier nur beiläufig.

Weil nun nach Herakleitos das Entstehen und Vergehen der Dinge in derselben Nothwendigkeit gegründet ist, und nach seinen zulezt angeführten Worten die vollkommensten Dinge diejenigen sind, welche alle Gegensäze aufs vielfältigste gebunden enthalten: so konnte er sagen, die Dinge wären auf eine solche Weise zusammengefügt, daſs auch das in die Verknüpfung aufgenommen wäre, was zu ihrem Dasein nicht stimmt sondern es wieder auseinanderdrängt. Und dies scheint der Sinn der Worte zu sein welche in dem Aristotelischen Buche *de mundo* (c. V. p. 179) aufbewahrt sind, und unter der Form einer Bereitungsvorschrift von dem Wesen der einzelnen Dinge reden

37. Ταὐτὸ δὲ τοῦτο, nemlich die Verbindungen der Gegensäze, ἦν καὶ τὸ παρὰ τῷ σκοτεινῷ λεγόμενον Ἡρακλείτῳ· συνάψειας οὖλα καὶ οὐχὶ οὖλα, συμφερόμενον [καὶ] διαφερόμενον, συνᾷδον [καὶ] διᾷδον· καὶ ἐκ πάντων ἓν καὶ ἐξ ἑνὸς πάντα. Die eingeklammerten καὶ verdienen wol gelöscht zu werden wie sie auch bei Stobäos (*Ecl. Phys. I, p.* 690) fehlen; nicht so aber die lezten beiden. Denn ein nicht abzuweisendes Gefühl behauptet, die Worte ἐκ—πάντα enthalten eine andere Herakleitische Stelle, oder vielleicht auch nur eine

von Späteren, um seine ganze Denkart zusammenzufassen, aufgestellte Formel, welche unser unbekannter Autor hier mit beifügt, weil sie ganz allgemein das Verknüpftsein des Entgegengesezten ausdrükt. Was aber hier *οὖλα καὶ οὐχὶ οὖλα* heiſsen solle, bleibt zweifelhaft. Woran man zunächst denkt, Ganzes und Unganzes giebt keinen reinen Sinn; wie unser Autor es zu erklären scheint durch *ὀρθὸν καὶ περιφερὲς*, will nicht stimmen zu dem nie mathematisch auftretenden Herakleitos, und so will kaum etwas anderes übrig bleiben, als, wogegen sich auch noch manches einwenden läſst, zu übersezen „Verknüpfe verderbliches und nicht verderbliches, zusammentretendes und auseinandergehendes, zusammenstimmendes und miſsstimmiges." Und „Aus allem Eins, und aus Einem Alles."

Und weil auch alle entgegengesezten Zustände der Dinge eben so wie das Entstehen und Vergehen selbst nur gegründet sind in dem schwankenden Uebergewicht derselben immer vorhandenen Gegensäze, denen auch dieses Schwanken wesentlich ist: so konnte Herakleitos auch die entgegengesezten Zustände dem Wesen nach als dasselbige ansehn, wie dies auch geschieht in einem Bruchstük bei Plutarchos (*Consol. ad Apoll. p.* 106)

38. Καὶ ᾗ φησιν Ἡράκλειτος „ταὐτό τ᾽ ἔνι (bis auf besseren Rath ἐςὶ) ζῶν καὶ τεθνηκὸς καὶ τὸ ἐγρηγορὸς καὶ τὸ καθεῦδον καὶ νέον καὶ γηραιόν· τάδε γὰρ μεταπεσόντα ἐκεῖνά ἐςι, κἀκεῖνα πάλιν μεταπεσόντα ταῦτα. „Und wie Herakleitos sagt, „dasselbige ist das lebende und das todte, „das wachende und das schlafende, das junge „und alte.“ Denn die noch folgenden Worte mögen wol schon zu der Erklärung des Plutarchos gehören, der, wie er es besonders mit Leben und Tod zu thun hat und hernach ausführt daſs die Natur aus demselben Stoff nach dem Tode des Einen wieder einen andern bereite, das νέον καὶ γηραιὸν wozu die Erklärung sich nicht sonderlich schikken will, übersah.

Eben so natürlich ist ferner die Behauptung und allem bisherigen vollkommen angemessen, daſs überall die Gegensäze nothwendig zusammen gehören, ja vielleicht daſs kein Erzeugniſs der Natur ohne einen ihm eigenthümlichen Gegensaz bestehen könne. Hierauf nemlich scheint stark zu deuten eine Stelle in den Aristotelischen Werken (*Eudem. VII*, 1.)

Καὶ Ἡράκλειτος ἐπιτιμᾷ τῷ ποιήσαντι Ὡς ἔρις ἔκ τε θεῶν καὶ ἀνθρώπων ἀπόλοιτο· οὐ γὰρ ἂν εἶναι ἁρμονίαν μὴ ὄντος ὀξέος καὶ βαρέος, οὐδὲ τὰ ζῶα ἄνευ ἄῤῥενος καὶ θή-

θήλεος, ἐναντίων ὄντων. Sie führt uns, wie man sieht, auf früheres zurük, und wenn sie wörtlicher und nicht in indirecter Rede da stände, könnten wir sie an den Zusaz des Simplicius zu jenem Tadel „weil nemlich „sonst ohne Krieg alle Dinge dahinfahren „würden," anknüpfen als Fortsezung „denn „es gäbe keine Harmonie ohne hohes und tie- „fes, und keine Thiere ohne männliches und „weibliches, welches auch Gegensäze sind." Und wenn er hier irgend ins Ethische hinüberschweifte: so war sehr leicht zur Befestigung in jener εὐαρέστησις die nicht minder richtige Folgerung zu ziehen, daſs also die Menschen mit Unrecht sich so oft über die Eine Seite des Gegensazes als über ein Uebel beschweren, weil ohne sie auch die andere das nicht sein würde was sie ist. Durch viele Beispiele konnte er suchen dieses gemeinverständlich zu machen, und von dieser Seite ist wahrscheinlich auch anzusehen ein Bruchstükk, welches uns Stobäos (*Serm. Tit. III, p.* 48) aufbehalten hat.

39. Ἀνθρώποις γίνεσθαι, ὁκόσα θέλουσιν, οὐκ ἄμεινον. Νοῦσος ὑγείαν ἐποίησεν ἡδὺ καὶ ἀγαθὸν, λιμὸς κόρον, κάματος ἀνάπαυσιν." So weit nemlich kann man füglich alles als Eine Stelle ansehn, da es ja genau genug zusammenhängt,

und hat nicht nöthig, wie in den Ausgaben des Stobäos geschieht, bei ἄμεινον abzusezen; sondern das erste „Daſs den Menschen werde „was sie begehren, wäre um nichts besser“ ist als Einleitung anzusehn zu dem folgenden „Krankheit macht erst die Gesundheit ange-„nehm und gut,“ wiewol ich nicht dafür einstehen möchte daſs dieses ἡδὺ καὶ ἀγαθὸν buchstäblich so vom Herakleitos herrühre „Hunger die Sättigung, Ermüdung die Ruhe.“ Eben hieher, um nemlich die nothwendige Vereinigung der Gegensäze anschaulich zu machen, möchte ich auch jene symbolische Geschichte bringen, welche Plutarchos uns erzählt (*de garrul. p.* 511) aber selbst miſsverstanden zu haben scheint, nemlich Herakleitos von seinen Mitbürgern gebeten ihnen einen Lehrspruch über die Eintracht vorzutragen sei auf die Bühne gestiegen, habe einen Becher kalten Wassers genommen, Mehl hineingestreut, es mit dem Poleistengel umgerührt, und ausgetrunken, und sei dann davon gegangen. Denn eine γνώμη über die Eintracht wird diese Geschichte sogleich wenn Herakleitos zeigen wollte, daſs nur das Entgegengesezte im Staate, wie hier Mehl und Wasser, Troknes und Nasses durch das Umrühren, recht genau müsse verbunden werden, um gedeihliches und schmakhaftes daraus zu bereiten. Unverständlich und schlecht aber

scheint die Geschichte zu werden, wenn man mit Plutarchos erklärt, der Weise habe andeuten gewollt, Friede und Eintracht würden ihnen nicht fehlen, sobald sie nur einfacher und weniger Dinge bedürften. In dem Polei aber möchte ich am wenigsten irgend etwas suchen. Dies war ein gemeines Gewürzkraut, und wie man einen Wein damit bereitete so brauchte ihn gewifs auch das gemeine Volk um dem Mehltrank einigen Geschmak zu geben.

Dieses nun zusammengenommen kann man dem Philo nicht Unrecht geben, wenn er (*quis rer. div. haer.*) sagt „Der grofse und „vielgepriesene Herakleitos habe seiner ganzen „Philosophie dieses als den Hauptsaz vorange„stellt und sich dessen als seiner Erfindung „gerühmt, dafs nemlich das Eine sei das aus „beiden Gegensäzen bestehende, durch dessen „Zertheilung erst die Gegensäze erkannt wür„den." Nur mufs man das Voranstellen keinesweges ganz buchstäblich verstehen, und so auch in den Worten „ἓν γὰρ τὸ ἐξ ἀμφοῖν τῶν ἐναν„τίων, οὗ τμηθέντος γνώριμα τὰ ἐναντία" nicht eigene des Herakleitos suchen, sondern eher an einen späteren Ausleger denken, der alles möglichst der Schulsprache annähern will.

Ueber alles dieses nun ist Herakleitos von Aristoteles auf das bitterste getadelt worden, als ob er alles Denken und alles Reden auf-

höbe, weil er annähme alles sei und sei auch nicht, alles sei wahr und alles sei falsch, und von jeglichem Dinge könne man mit Recht das entgegengesezte behaupten. Zuerst ist das dritte Buch der Metaphysik voll dieser Beschuldigungen von Anfang bis zu Ende. Denn wenn er auch Anfangs c. III sagt „Es kann Niemand „sich vorstellen daſs dasselbige sei und auch „nicht sei, wie einige vom Herakleitos meinten“ so ist diese Rechtfertigung nur des Aristoteles eignem Grundsaz zu Liebe da, weil ja sonst, was von keinem Dinge gelten soll, wenigstens von diesem Herakleitos gelten müſste, daſs ihm widersprechendes zugleich, widersprechende Meinungen nemlich, zukäme. Behandelt aber wird er durchgehends so, als wäre dieses wirklich seine Meinung in demselben Sinne in welchem es der Logik des Aristoteles und dem Saze des Widerspruches zuwiderläuft. So wird als eine Rede des Herakleitos angegeben c. VII, daſs alles sei und auch nicht sei, und gesagt daſs diesem Saz zufolge alles wahr sei. Hiedurch wird auf der einen Seite ein Gegensaz aufgestellt zwischen Herakleitos und Anaxagoras, welchem lezteren Aristoteles nicht nur das ὁμοῦ πάντα χρήματα vorrükt, sondern auch eine durch Tradition erhaltene mündliche Rede daſs er zu seinen Freunden gesagt, die Dinge wären ihnen solche, wie sie sich vorstellten,

und wegen dieses beiden wird von ihm gesagt, nach seiner Lehre sei alles falsch, weil er ein mittleres annehme zwischen den widersprechenden Behauptungen; was im Eingange seines Commentars zu diesem Buche Alexandros sehr unbesorgt auf den Herakleitos überträgt. Späterhin aber wirft auch Aristoteles auf der andern Seite wieder beide zusammen als solche die beides behaupten, Alles sei wahr und alles sei falsch. Auch anderes in diesem Buche, wobei Herakleitos nicht genannt wird, deutet der Commentator Alexandros wie der Zusammenhang lehrt, ganz richtig auf ihn, wie die Stelle c. IV. Εἰσὶ δέ τινες, οἳ καθάπερ εἴπομεν, αὐτοί τε ἐνδέχεσθαί φασι τὸ αὐτὸ εἶναι καὶ μὴ εἶναι, καὶ ὑπολαμβάνειν οὕτως. χρῶνται δὲ τῷ λόγῳ τούτῳ πολλοὶ καὶ τῶν περὶ φύσεως. Nur c. V, wo indirekt die Meinung widerlegt wird, als ob über denselben Gegenstand derselbe Sinn zur selben Zeit widersprechendes aussagen könne, denkt Aristoteles offenbar nur an Protagoras und an Sophisten, was aber Alexandros auch auf den Ephesier deutet. Ueberhaupt muſs aus diesem Buch einleuchten, daſs jener berühmte Commentator das Werk des Herakleitos nicht in Händen gehabt hat, er müſste es denn zwar gehabt aber überall nicht hineingesehen haben, so nachlässig geht er zu Werke, nicht eine einzige Stelle anführend, nicht eine eigene

Bemerkung hinzufügend über den Sinn der Herakleitischen Säze, sondern immer nur den Aristoteles aus sich selbst wiederholend. Im zehnten Buch wird auch c. V. gezeigt, was dabei heraus komme, wenn ein Mensch dem Saze des Widerspruchs widerspreche, und Aristoteles meint „auch Herakleitos selbst, wenn man ihn „so ausfrage, werde wol am Ende eingestehen „müssen *μηδέποτε τὰς ἀντικειμένας φάσεις δυ-„νατὸν εἶναι κατὰ τῶν αὐτῶν ἀληθεύεσθαι· „νῦν δ' οὐ συνιεὶς ἑαυτὸν τί ποτε λέγει ταύ-„την ἔλαβε τὴν δόξαν.*“ Und eben so vornehm im folgenden Kapitel *Οὔτε δὴ καθ' Ἡράκλειτον ἐνδέχεται λέγοντα ἀληθεύειν, οὔτε κατ' Ἀναξαγόραν· εἰ δὲ μὴ, συμβήσεται τἀναντία τοῦ αὐτοῦ κατηγορεῖν.* Sollte aber jemand unbillig finden, was in der Metaphysik steht alles auf den Aristoteles zu wälzen, der findet dem Wesen nach ganz dasselbe auch *Top. VIII,* 3. *οἷον, ἀγαθὸν καὶ κακὸν εἶναι ταὐτὸν, καθάπερ Ἡράκλειτός φησιν;* und *Phys. I,* 2. *Ἀλλὰ μὴν εἰ τῷ λόγῳ ἓν τὰ ὄντα πάντα — τὸν Ἡρακλείτου λόγον συμβαίνει λέγειν αὐτοῖς· ταὐτὸν γὰρ ἔςαι καὶ ἀγαθῷ καὶ κακῷ καὶ μὴ ἀγαθῷ εἶναι καὶ ἀγαθῷ.* Bei welcher Gelegenheit uns Themistios (*fol.* 16. b.) alle die schönen Sachen aus der Metaphysik wiederbringt „*ταὐτὸν γὰρ ἔςαι αὐτοῖς κατὰ τὸν λόγον τῆς οὐσίας φυτὸν ἄνθρωπος, πτηνὸν, τὸ ἀγαθὸν*

καὶ

καὶ κακόν, ἁπλῶς δὲ τἀναντία· συναληθεύει δὲ οὕτω καὶ ἡ ἀντίφασις.

Den Ungrund dieser Beschuldigungen des Aristoteles aufzudekken, und zu zeigen wie er dabei dem Herakleitos überall ein Sein und ein Zugleich leiht von welchen jener nichts weiſs und was sonst noch für Verwirrungen darin liegen, dies gehört nicht hieher; wol aber ist daran gelegen, daſs Jeder sich überzeuge, es gehen in der That diese Beschuldigungen des Aristoteles auf nichts anderes, als auf die bisher angeführten und ähnliche Darstellungen. Dies ist aber sehr leicht zu sehen. Denn offenbar gehen sie auf etwas allgemein bekanntes von Herakleitischer Lehre, weil wenn sie nur Folgerungen wären aus einzelnen dunkeln unbekannten Stellen, alsdann Aristoteles nicht unterlassen haben würde diese anzuführen. Folgerungen aber enthalten sie offenbar nur; denn daſs Herakleitos logisches dieser Art als solches vorgetragen, hat keiner von denen behauptet, welche sein Werk kannten, und es kann auch keinen so bedünken, der irgend versteht aus abgerissenen Theilen sich das Bild eines Ganzen zusammenzusezen und der an dieses Geschäft geht mit einiger Kenntniſs von dem Zeitalter des Herakleitos. Nun ist aber eben jene Lehre unter den bekannten und von allen Seiten bestätigten diejenige, welche am

leichtesten auf solche Beschuldigungen führen konnte, und so bleibt nichts anders übrig als sie nur hierauf zurükzuführen. Auch kommt uns zu Hülfe der vortrefliche Simplicius, welcher in der schon oben angeführten Stelle (*in Phys. f.* 11. a) stillschweigend den Stagiriten zurechtweiset, Herakleitos habe in der That keine solche *θέσις* vorgetragen, sondern es scheine nur so seines Ausdruks wegen, dem aber die schulmäſsige Bestimmtheit fehle. Und offenbar durch den Stagiriten und seine Commentatoren hat sich auch Sextus verführen lassen, ähnliches von Herakleitos zu sagen; wiewol nicht recht zuversichtlich, wie es scheint, und nirgend das Gesagte durch rechte Anführungen belegend, so daſs er schon deshalb den oben wider ihn ausgesprochenen Tadel verdient, aber doch einen Theil davon auf seine Ueberlieferer zurükwerfen kann. So ist ziemlich verworren die Stelle *Pyrrh. Hyp. II,* 59. *Ἑτέρα μέν ἐστιν ἡ Γοργίου διάνοια, καθ' ἥν φησι μηδὲν εἶναι, ἑτέρα δὲ ἡ Ἡρακλείτου, καθ' ἥν φησι πάντα εἶναι*; denn das Aristotelische *πάντα εἶναι καὶ μὴ εἶναι* hat einen andern Sinn, und nur wenn man daran denkt, wie Gorgias dies Nichtsein erwies, findet man den Vergleichungspunkt. Ganz Aristotelisirend ist eine andere Stelle ebendas. §. 63 *ὁ μὲν Δημόκριτος ἔφη, μήτε γλυκὺ αὐτὸ*, nemlich *τὸ μέλι, εἶναι μήτε πικρόν·*

ὁ δὲ Ἡράκλειτος ἀμφότερα. Eben so verführt war auch schon sein Vorgänger Aenesidemos, welcher, nach *Pyrrh. I,* 210 gesagt haben soll, die skeptische Philosophie sei der Weg zur Herakleitischen, weil die Skeptiker wol sagen von demselben Dinge scheine uns widersprechendes, die Herakleiteer aber hievon wieder übergehn dazu, daſs es sich auch daran befinde.

V. Sehr merkwürdig aber ist, was **Aristoteles** in Verfolg der angeführten Stelle *Phys. I,* 2. sagt. Nemlich nach dem obigen, daſs nemlich wenn die Dinge der Erklärung nach Eines wären wie Rokk und Kleid, alsdann jener Saz des Herakleitos müsse zugegeben werden, daſs auch gut sein und nicht gut sein dasselbe wäre, sezt er noch hinzu,

> καὶ οὐ περὶ τοῦ ἓν εἶναι τὰ ὄντα ὁ λόγος ἔςαι, ἀλλὰ περὶ τοῦ μηδὲν, καὶ τὸ τοιῳδὶ εἶναι καὶ τὸ τοσῳδὶ ταυτόν wo man wol entweder lesen muſs καὶ τῷ τοιῳδὶ εἶναι τὸ τοσουδὶ ταυτόν· oder καὶ τὸ τοιουδὶ εἶναι καὶ τὸ τοσουδὶ ταυτόν· „Und nicht davon daſs „die Dinge Eins sind wird die Rede sein, „sondern davon daſs sie nichts sind; und so „beschaffen sein wird dasselbe sein wie so „groſs sein.“

So sehr nun auch das erste mit dem Nichts eine wunderliche Folgerung ist: so liegt in dem lezten doch ein so richtiger und tiefer Blikk

wie ihn Aristoteles in dieser Art selten hat, so daſs ich auch vermuthen möchte, Herakleitos selbst müsse dieses ziemlich deutlich ausgesprochen haben, daſs allerdings die verschiedenen Qualitäten, wodurch die einzelnen Dinge sich von einander unterscheiden, nur Quantitäten wären von dem Einen; und also wie Simplicius zu der Stelle sagt, εἰ οὕτως ἓν τὸ ὄν.. μία πολυωνυμία γενήσεται τὰ πάντα (*in Phys. f.* 18. a). Und dies führt uns zurük auf die vorher schon im allgemeinen erwähnte Lehre vom Feuer, an welche unstreitig auch Aristoteles an unserer Stelle denkt. Nemlich eine solche Einerleiheit aller Dinge behaupten nach ihm alle diejenigen, welche nur Ein Princip, μίαν ἀρχὴν, Eine allen Dingen zum Grunde liegende Natur, „μίαν ὑποκειμένην φύσιν" annehmen, und aus dieser, es sei nun durch Verdichtung und Verdünnung oder durch „mehr und „weniger" das Viele entstehen lassen. Diesen nun zählt Aristoteles überall auch den Herakleitos bei bald namentlich bald stillschweigend, aber doch so deutlich daſs seine Commentatoren ein überflüssiges thun indem sie uns den Namen ergänzen. Und dies ist eben unsere Klage, daſs Aristoteles so ohne Unterschied was Herakleitos vom Feuer gelehrt hat neben die Lehre des Thales vom Wasser stellt und des Anaximenes von der Luft, ohne zu bedenken, daſs

diese beiden wol nicht von der allgemeinen Anschauung des Fliefsens und Verfliefsens aller Dinge ausgegangen sind, und es ihnen also eine ganz andere Bedeutung haben mufs, wenn sie ein Element als die ἀρχὴ von allem ansehn. Ja man kann fast sagen wider besseres Wissen thue Aristoteles dieses; denn anderwärts (*Phys. III,* 5) sagt er ausdrüklich „es habe kein Na„turforscher das Eine und Unendliche als Feuer „oder Erde bestimmt, sondern nur auf Wasser „oder Luft oder das mittlere zwischen beiden" und der Grund den er hiezu anführt, „weil „nemlich Feuer und Erde nur nach einer Seite „hin beweglich sind, Wasser und Luft aber „nach beiden," zeigt eben dafs das Feuer gleichviel auch ob es ἄπειρον ist oder πεπερασμένον nicht könne in demselben Sinne ἀρχὴ sein wie Luft oder Wasser. Daher auch vorzüglich immer etwas schiefes in der Darstellung liegt, wo von dem Begriff ἀρχὴ ausgegangen wird, wie *Metaph. XI,* 1. wo es heifst, die damaligen, weil sie mehr λογικῶς zu Werke gingen, sezten τὰ καθόλου als οὐσίας und ἀρχὰς, die Alten aber τὰ καθ' ἕκαστα, οἷον πῦρ καὶ γῆν, was einen ganz falschen Schein giebt; denn das Feuer wie es wahrnehmbar vorkommt, ist dem Herakleitos eben so wenig eine ἀρχὴ und eine wahre οὐσία, wie jedes andere erscheinende Ding. Eben so *Metaph. I,* 7. τὸ μὲν γὰρ ἂν

δόξειε ϛοιχειωδέϛατον εἶναι πάντων ἐξ οὗ γίγνεται συγκρίσει πρώτου· τοιοῦτον δὲ τὸ μικρομερέϛατον καὶ λεπτότατον ἂν εἴη τῶν σωμάτων· διόπερ ὅσοι πῦρ ἀρχὴν τιθέασι μάλιϛα ὁμολογουμένως τῷ λόγῳ τούτῳ λέγοιεν und *Metaph. II,* 4. ἕτεροι δὲ πῦρ φασιν εἶναι τὸ ὂν τοῦτο καὶ τὸ ἓν ἐξ οὗ τὰ ὄντα εἶναί τε καὶ γεγονέναι. Denn beide Stellen können gar leicht den Gedanken erregen, als habe Herakleitos an eine elementarische Grundgestalt des Feuers gedacht, was vielleicht von dem Pythagoreer Hippasos gelten kann, der freilich auch hier (*Metaph. I,* 3) mit Herakleitos zusammensteht, von diesem selbst aber niemals; wie denn überall der Begriff eines ϛοιχεῖον den man wol aus Empedokles und Anaxagoras auffassen kann gar nicht in seiner Gedankenreihe vorkommt. Schon Alex. Aphrod. zu *Metaph. II,* 4. drükt sich über das Verhältnifs des Feuers richtiger aus „*Alii vero natu*„*rales auctores ignem uni et enti substernebant,* „*ut Heraclitus.*“ Geleitet ist freilich der Commentator hier durch andere Stellen des Aristoteles selbst, der anderwärts nach richtigern Ausdrükken sucht, wie *Phys. I,* 6. wo er diese Naturforscher beschreibt als μίαν τινὰ φύσιν εἶναι λέγοντες τὸ πᾶν, und wo er was sie so ansehn als gleichsam die Grundform des Ganzen τὸ ὑποκείμενον nennt. Allein auch in solchen Stellen begeht er, ohnerachtet des von ihm selbst

anerkannten Unterschiedes zwischen Feuer auf einer und Wasser und Luft auf der andern Seite dasselbe Unrecht; und scheint deshalb auch anderwärts wieder dem Thales und Anaximenes die Ansicht des Herakleitos von dem Fliefsen aller Dinge unterzuschieben. So *de Coel. III,* 1. Οἱ δὲ τὰ μὲν ἄλλα πάντα γίνεσθαί τέ φασι καὶ ῥεῖν, εἶναι δὲ παγίως οὐδὲν, ἓν δέ τι μόνον ὑπομένειν, ἐξ οὗ ταῦτα πάντα μετασχηματίζεσθαι πέφυκεν· ὅπερ ἐοίκασι βούλεσθαι λέγειν ἄλλοι τε πολλοὶ καὶ Ἡράκλειτος ὁ Ἐφέσιος, wo man freilich nicht weifs wer diese vielen Andern sind, wenn nicht die übrigen alten Physiologen, wie auch Simplicius (f. 138. 139) erklärt, bemerkend dabei, wie er denn immer wenigstens auf richtigem Wege ist „dieses „Eine sei dann zwar ein Ungewordenes, aber „doch nicht ein Unbewegtes, wenn doch aus „seiner Verwandlung die andern Dinge entste-„hen sollen,“ und auch noch von dem Herakleitos selbst sagend, „er habe sein κοινὸν ὑπο-„κείμενον als das einige ungewordene angese-„hen.“ Warum ist aber der trefliche Mann nicht einen Schritt weiter gegangen, und hat bemerkt, dafs dem Herakleitos das Feuer doch auch müsse ein Gewordenes sein, weil es immer werde aus der Zurükwandlung aller Dinge? Dann würde er gesehen haben, dafs es beides ist in verschiedener Hinsicht, ein Gewordenes

und ein Ungewordenes, so nemlich daſs Herakleitos, ausgehend davon daſs nichts bestimmt wahrzunehmen ist als Werdendes und Flieſsendes, genöthiget gewesen für das wahrhafte Sein, von welchem alles Werdende nur verschiedene Gestalten sind, sich ein darstellendes Bild zu borgen von dem Werdenden, und dazu eben das Feuer gewählt habe. Und diese Einsicht lag dem Simplicius desto näher, da er sich an Einer Stelle wenigstens über den Grund dieser Wahl des Herakleitos ganz richtig erklärt wenn er sagt (*in Phys. f.* 8.) „Herakleitos habe dabei „gesehen auf die Lebenerzeugende und bildende „Kraft des Feuers;“ denn eben weil es Leben und Bewegung hervorbringt war es ihm zunächst das Bild des zum Grunde liegenden Seins, welches die Quelle alles Werdens ist. Eben so erscheint es auch in der stoischen Theorie, nach Cicero (*de nat. Deor. III,* 14) der zwar nicht bestimmen will ob es beim Herakleitos eben so gewesen „*Omnia vestri, Balbe, solent ad igneam* „*vim referre, Heraclitum, ut opinor, sequen-* „*tes. — Vos autem ita dicitis, omnem vim esse* „*ignem ... id vivere, id vigere quod caleat.*“ Ueberdies kannte wenigstens Simplicius die Hauptstelle, in welcher Herakleitos am allgemeinsten, und vielleicht auch zuerst in seinem Werke, sich über die Bedeutung und den Werth des Feuers in dieser Hinsicht ausläſst; denn er

führt das wesentliche daraus an (*in libr. de coel. f.* 68. b)

ἐν οἷς φησι „μέτρα ἀνάπτων, καὶ μέτρα σβεννύς." Denn Niemand wird wol zweifeln, daſs dies aus derselben Stelle genommen sei, welche wir schon oben (n. 25) angeführt, damals aber diesen Theil derselben übergangen haben. Dort freilich, bei Clemens steht ἁπτόμενον μέτρα καὶ ἀποσβεννύμενον μέτρα und da Simplicius statt dessen nicht nur das active sezt, sondern auch die männliche Endung, die weder auf etwas in seiner Rede gehn kann noch sich auf πῦρ beziehen läſst; so könnte man glauben, er habe eine ähnliche zwar aber doch andere Stelle im Sinne. Allein da gerade über diesen Theil der Herakleitischen Lehre soviel von Allen geredet worden ist, und sich nirgend eine Angabe findet, wodurch jene männliche Endung könnte gerechtfertiget werden: so muſs man entweder eine Corruption vermuthen, oder, da ohnedies höchst unwahrscheinlich ist, daſs Simplicius das Werk des Herakleitos selbst besessen habe, muſs man glauben troz des ἐν οἷς φησι, daſs er nur aus einer mittelbaren Quelle geschöpft habe.

Denn schon aus jener Stelle (n. 25.) geht ganz offenbar hervor, daſs dem Herakleitos das Feuer in einem ganz andern Sinne Princip der Dinge

war als den andern beiden Luft oder Wasser, daſs er nicht ausging von der Vorstellung eines gemeinsamen Elementes aus welchem alles müsse entstanden sein, oder wovon, als von einem verwandten zwar, doch aber verschiedenen, die Dinge sich nähren: denn weder von Thales noch Anaximenes weiſs man, daſs sie gesagt hätten, die Welt sei nichts anderes als ein bald so bald anders sich zeigendes Wasser oder Luft: nein Herakleitos dort sagt

„die Welt, dieselbige aller, hat weder der „Götter noch der Menschen einer gemacht, „sondern sie war immer und ist und wird „sein immerlebendes Feuer, mit Maſsen sich „entzündendes, mit Maſsen sich verlöschen-„des.“ Was die Worte *τὸν αὐτὸν ἁπάντων* bedeuten ist allerdings zweifelhaft. Plutarchos führt den Anfang derselben Stelle (*de anim. procr. p.* 1014) ohne diese Worte an *κόσμον τόνδε, φησὶν Ἡράκλειτος, οὔτε τις θεῶν οὔτ' ἀνθρώπων ἐποίησεν.* Allein er kann hier leicht abgekürzt haben, weil jene Worte zu seiner Absicht gar nicht gehörten. Beobachtet man sie aber für sich, so können sie einen zwiefachen Sinn haben. Sie können, *ἁπάντων* als Neutrum angenommen, eben jenes ausdrükken sollen, was so viele spätere Zeugnisse dem Herakleitos zuschreiben, er habe nur Eine Welt angenom-

men, nicht mehrere. „Die Welt, die Eine „und selbige aus allen Dingen.“ Allein hiezu müſste man voraussezen, nicht nur daſs Herakleitos sich selbst in Opposition gegen diejenigen gesezt, die mehrere Weltsysteme annahmen, sondern auch, daſs er in seinem Werke schon ehe er die Lehre vom Feuer abhandelte jenen Widerspruch ausgesprochen habe, was kaum denkbar ist, da er nur auf seiner Meinung von den Gestirnen beruht. Sie können aber auch, ἁπάντων als Masculinum, heiſsen „die Welt, dieselbige für alle „Menschen,“ und so auf den Saz gehen, daſs die Welt der Schlafenden eine andere Welt ist als die der Wachenden. Wer nun nicht glauben will daſs dieser Saz jener Hauptlehre vom Feuer vorangegangen, dem bleibt wol nichts übrig als anzunehmen, daſs auch Clemens hier nicht aus dem Werke des Herakleitos unmittelbar geschöpft habe, sondern aus einem Commentator der in Bezug auf sein eigenes vorhergegangenes jene Worte eingeschaltet.

Das ἁπτόμενον μέτρα καὶ ἀποσβεννύμενον μέτρα erklärt aber gewiſs Jeder der unsere Stelle für sich betrachtet von den ununterbrochen nach verschiedenem Maaſs vor sich gehenden Verwandlungen, indem nach einem andern Maaſs das Feuer sich entzündet, wo Erde unmittelbar

in Feuer übergeht, nach einem andern wo Erde in Meer, denn auch das ist ja schon ein partielles Entzünden, oder wo Meer in Feuer; und so auch umgekehrt vom Verlöschen. Auch kann nur in diesem Sinne die Welt gleich gesezt werden dem so nach ewigen Gesezen wechselnden Feuer. In so fern nun das Feuer frei erscheint, als Flamme vorzüglich oder als πρηςτήρ, ist es eben so ein gewordenes vergehendes Ding wie jedes andere. Daher auch Manche fleiſsig und mit Recht erinnern, das Feuer in dem höhern Sinne sei nicht die Flamme, sondern die θερμὴ οὐσία oder die ζέουσα οὐσία. Daher auch bei Cicero die vorsichtigen Ausdrükke, die er doch wahrscheinlich aus Stoikern übersezt, *ignea vis*, und *id vivere quod caleat*. Denn nur in so fern es gebunden aber doch jenem ähnlich als Wärme oder Empfänglichkeit für Wärme allen Dingen einwohnt als ihre bewegende belebende Kraft und sie alle durchdringt, war es ihm das Schema von dem Leben und Sein der Welt, die Grundform aller Dinge. Weil es nun so als die bewegende alles belebende und durchdringende Kraft gedacht wurde: so konnten spätere vorzüglich christliche Berichterstatter gar wol sagen, Herakleitos sehe das Feuer als Gott an, wie Clemens thut (*Cohort. V, p.* 55) Παρμενίδης δὲ ... θεοὺς εἰσηγήσατο πῦρ καὶ γῆν· θάτερον δὲ αὐτοῖν μό-

νον τὸ πῦρ θεὸν ὑπειλήφατον Ἵππασός τε ὁ Μεταποντῖνος καὶ Ἡράκλειτος ὁ Ἐφέσιος. Wenn er aber hernach hinzufügt τὸ γὰρ πῦρ τοῦτο, welches nemlich Ἡράκλειτος als ἀρχέγονον verehre, ἕτερον Ἥφαιστον ὠνόμασαν, so übersieht er den Unterschied zwischen dem zum Grunde liegenden Feuer und dem erscheinenden; denn nur lezteres haben die Dichter vom Homeros an Hefästos genannt. Man sehe *Heracl. Alleg. Hom. p.* 446: διὰ τοῦτο τὴν ὀξυτάτην φλόγα συνεχῶς Ἥλιόν τε καὶ Δία προσαγορεύει· τὸ δ' ἐπὶ γῆς πῦρ Ἥφαιστον, ἑτοίμως ἁπτόμενόν τε καὶ σβεννύμενον, welche Stelle noch überdies einen Herakleitischen Geschmak hat. Gewiſs wenigstens hat Herakleitos selbst das Feuer in jenem höheren Sinne und das in den höheren Räumen sich entwikkelnde Licht als dessen reinste Erscheinung Zeus genannt. Darum nennt er jene Himmelsgegend (S. oben n. 30. S. 396) die Grenze des αἰθρίου Διὸς und wo er die Anordnung der Welt und die Folge der Dinge als ein Spiel des Feuers betrachtet, da ist es Zeus welcher spielt. So ist gewiſs auch viel Herakleitisches enthalten in einer, nur in Bezug auf die Ableitung des δίκαιον und auf die Uneinigkeit der Anhänger des Herakleitos scherzhaften, Stelle des Platon (*Cratyl. p.* 412.) „daſs „es in dem beständigen Wandel ein durch alles „andere hindurchgehendes gebe, welches auch

„das schnellste und feinste sei; denn es könnte „Licht durch alles Seiende gehen, wenn es nicht „so fein wäre, daſs nichts es fassen könne, und „so schnell, daſs in Vergleich mit ihm alles an„dere ruhe.“ Man sieht hieraus wie jene zu „materielle Darstellung (*Arist. Metaph. I,* 17) entstanden ist, daſs das Feuer seine Stelle erhalte als das ϛοιχειωδέϛατον καὶ μικρομερέϛατον σωμάτων. Auch gewiſs auf diese platonische Stelle sich gründend berichtiget Simplicius die andere oben angeführte des Aristoteles (*de Coel. III,* 1) welche das Feuer als das unter allen Umwandlungen bleibende, ὑπομένον, darstellen wollte, daſs es keinesweges ein ruhendes sei, sondern vielmehr das eigentlich sich bewegende und umwandelnde. Auch sieht man wol nirgend so deutlich als hier, wie die Vorstellung des Herakleitos vom Feuer zusammenhängt mit seiner Hauptanschauung von der allgemeinen Bewegung. Auch jener Unterschied zwischen dem ewigen immerlebenden Feuer und dem erscheinenden kommt im Verfolg bei Platon ausdrüklich vor, wo gesagt wird nicht die Sonne sei das gesuchte, sondern αὐτὸ τὸ πῦρ oder vielmehr αὐτὸ τὸ θερμὸν τὸ ἐν τῷ πυρὶ ἐνόν. Derselbe findet sich ebenfalls leise angedeutet in einem Herakleitischen Fragment bei Clemens.

40. Ἢ, ὥς φησιν Ἡράκλειτος, τὸ μὴ δῦνόν ποτε πῶς ἄν τις λάθοι; (*Paed. II,* 10. *p.* 229) wo τὶς λάθοι verdorben ist und τὶ, wie Gataker (*ad Ant. p.* 2) will, nicht sprachmäſsig; richtiger wäre τινὰ „das nicht untergehende wie könnte das jemand verborgen „sein?" wenn man nicht aus Clemens vorhergehenden Worten λήσεται — τις, auch hier lesen will τὶς λάθοιτο mit wenig verschiedenem Sinn.

Denn indem er das Feuer in diesem Sinne das nie untergehende nennt, sezt er es gewiſs der Sonne entgegen als dem untergehenden. Auch die vorhergehenden Worte des Clemens selbst bestätigen dies λήσεται μὲν γὰρ ἴσως τὸ αἰσθητὸν φῶς τις· τὸ δὲ νοητὸν ἀδύνατόν ἐστιν (wenn man nicht lesen muſs ἄδυτον in dem Sinne, nicht untergehend).

Weil nun aber dieses Feuer, welches Clemens hier ganz in dem Sinne der späteren Philosophen ein φῶς oder πῦρ νοητὸν nennt, wie anderwärts ein δυνάμει πῦρ, sich nicht trennen läſst von der unmittelbaren Wahrnehmung des Feuers, in welcher jene οὐσία τοῦ παντὸς mit der mindesten Beimischung von Verlöschung erscheint: so ist nicht unrecht jene im Stobäos aufbehaltene den Worten nach Aristotelisirende Erklärung, daſs die οὐσία τοῦ παντὸς sei ein αἰθέριον σῶμα, und in Bezug auf die Gesamt-

heit der Verwandlungen ein *σπέρμα τῆς τῶν πάντων γενέσεως*. In demselben Sinne beschreibt auch Herakleitos selbst das Verhältniſs des Feuers zu den Dingen so:

41. Πυρὸς ἀνταμείβεται πάντα, φησὶν ὁ Ἡράκλειτος, καὶ πῦρ ἁπάντων, ὥσπερ χρυσοῦ χρήματα καὶ χρημάτων χρυσός. „Gegen Feuer wird alles umgesezt," sagt Herakleitos, „und Feuer gegen alles, „wie gegen Gold alle Dinge, und gegen alle „Dinge Gold." (*Plut. de* EI *ap. Delph. p.* 388.)

Dasselbe kommt auch in einer kürzeren Formel vor:

πυρὸς γὰρ δὴ κατὰ τὸν φυσικὸν Ἡράκλειτον ἀμοιβῇ τὰ πάντα γίνεται. Heracl. alleg. hom. p. 468. wie wir schon oben aus Simplicius hatten *πυρὸς γὰρ ἀμοιβὴν εἶναί φασιν*, und wie auch bei Eusebius steht „ὁ δὲ Ἡράκλειτος ἀρχὴν τῶν πάντων ἔφη εἶναι τὸ πῦρ, ἐξ οὗ τὰ πάντα γίνεται καὶ εἰς ὃ ἀναλύεται· ἀμοιβὴν γὰρ εἶναι τὰ πάντα, wo *αὐτοῦ* zu ergänzen ist (*Praep. XIV,* 3.)

Und gewiſs war eigentlich eben so gemeint was Aristoteles vielleicht auch nicht ohne Miſsverstand *Phys. III,* 5. sagt

ἀδύνατον τὸ πᾶν κἂν ᾖ πεπερασμένον ἢ εἶναι ἢ γίνεσθαι ἕν τι αὐτῶν, von den Elementen nemlich ist die Rede, *ὥσπερ Ἡράκλειτός φησιν ἅπαντα γίνεσθαί ποτε πῦρ.*

und

und was S i m p l i c i u s zu dieser Stelle in die Formel auflöset *ὡς Ἡράκλειτος εἰς πῦρ λέγων καὶ ἐκ πυρὸς τὰ πάντα.* Sehr gut nemlich konnte unser Ephesier der gewöhnlichen Ansicht, welche alles materieller auffaſst, sich anschmiegend sagen daſs jegliches Quantum Materie die Reihe der Verwandlungen durchlaufend sich auch einmal als Feuer darstelle, und in diesem Sinne „alles einmal Feuer werde." Aristoteles aber scheint die Sache so verstanden zu haben, als sollte irgendwann die Gesamtheit der Dinge zugleich in Feuer aufgehn. So scheint der Zusammenhang es fast nothwendig zu ergeben; auch erklärt T h e m i s t i u s (*Paraphr. Phys.* 33. b) eben so

> *ὥσπερ Ἡράκλειτος τὸ πῦρ οἴεται μόνον στοιχεῖον, καὶ ἐκ τούτου γεγονέναι τὸ πᾶν· ἐντεῦθεν γὰρ ἡμᾶς καὶ δεδίττεται, συμφλεγήσεσθαί ποτε τὸ πᾶν ἀπειλῶν, ἐπειδὴ διαλυθήσεται εἰς τοῦτο ἐξ οὗ καὶ γέγονε.*

Wollte man einwenden, der Paraphrast sage hier mehr als sein Autor: so scheinen andere Aristotelische Stellen dasselbige nur noch bestimmter auszusprechen. Von den Stoikern läſst sich kaum bezweifeln, daſs sie solche abwechselnde Weltbildungen aus Feuer und Weltauflösungen in Feuer angenommen haben. Zeugnisse hiervon anzuführen ist eigentlich nicht dieses Ortes. Doch sei uns eines vergönnt,

weil es gar sehr an Herakleitischen Ursprung mahnt, aus Eusebios (*Praep. XV,* 18.) Ἀρέσκει δὲ τοῖς πρεσβυτάτοις τῶν ἀπὸ τῆς αἱρέσεως ταύτης ἐξαεροῦσθαι πάντα κατὰ περιόδους τινὰς τὰς μεγίστας εἰς πῦρ αἰθεριῶδες ἀναλυομένων πάντων... ἀρέσκει γὰρ τοῖς Στωϊκοῖς φιλοσόφοις τὴν ὅλην οὐσίαν εἰς πῦρ μεταβάλλειν, οἷον εἰς σπέρμα, καὶ πάλιν ἐκ τούτου αὐτὴν ἀποτελεῖσθαι τὴν διακόσμησιν οἷα τὸ πρότερον ἦν. Eben so schreibt Simplicius (*in Arist. Phys. V, f.* 207. b) den Stoikern mehrere auf einander folgende κοσμοποιΐας zu, so daſs christliche Miſsverständnisse um so weniger zu besorgen sind als die Christen sich am meisten über diese Weltenfolge spöttelnd auslassen. Man sehe nur Tatianus (*Orat. p.* 12, 23.) Ja Plutarchos (*de* EI *ap. Delph. II, p.* 389) bestimmt gar das Zeitverhältniſs der διακόσμησις, bestehenden Weltordnung, zu der ἐκπύρωσις, dem Aufgelöstsein des Ganzen in Feuer, daſs nemlich jene zu dieser sich verhalte wie drei zu eins, und führt zur Bezeichnung beider eine Terminologie als stoisch an, daſs nemlich die διακόσμησις von ihnen κόρος genannt werde, die ἐκπύρωσις aber χρησμοσύνη, Worte die auch Philo (s. oben S. 430) als der Herakleitischen Meinung befreundeten angehörig anführt, und die offenbar sehr alt und wahrhaft Herakleitisch klingen. Und kurz vorher in

derselben Schrift braucht er die oben n. 41. angeführten Worte als eben diese Meinung darstellend, daſs die das Ganze bildende Ursach bald aus sich selbst die Welt, bald wieder aus der Welt sich selbst herstelle. Ja alle Späteren einstimmig schreiben diese Lehre von periodischen Weltzerstörungen durch Feuer dem Herakleitos zu, und auch wo sie als stoisch vorkommt wird sie auf ihn zurükgeführt. So meint es gewiſs Alex. Aphrod. (*in Meteorol.* 1, *f.* 90) *ἡγοῦνται γὰρ σημείοις τούτοις χρώμενοι ἐκπύρωσιν γίνεσθαι τοῦ ὅλου, ὡς Ἡράκλειτος μὲν πρὸ αὐτοῦ καὶ οἱ τῆς ἐκείνου δόξης, οἱ δὲ ἀπὸ τῆς ϛοᾶς μετ' αὐτόν.* Denn wiewol er vorher die *ἐκπύρωσις* etwas schwankend als *μεταβολὴ καὶ φθορὰ* beschreibt: so erhellt doch seine Meinung sehr deutlich aus einer Stelle von ihm welche Simplicius (*in Arist. de coel. f.* 68. b) anführt, wo er verkehrt genug, wie auch Clemens wahrscheinlich ihm folgend thut, dem Herakleitos die Meinung von zwei Welten, einem *κόσμος νοούμενος* und einem *κόσμος γεννητὸς καὶ φθαρτὸς* zuschreibend sagt, ungeworden nenne Herakleitos nur *τὰ ἁπλῶς ὄντα καὶ τὴν τούτων τάξιν, καθ' ἣν ἐπ' ἀμφότερα ἐν μέρει ἡ τοῦ κόσμου μεταβολὴ ὅτε μὲν ἐπὶ πῦρ ὅτε δ' ἐπὶ τοιοῦτον κόσμον,* wo *ἐν μέρει* wie überall nur heiſsen kann abwechselnd der Zeit nach, nicht theilweise zugleich. Eben so bestimmt erklärt sich Sim-

plicius selbst an derselben Stelle *καὶ ὁ Ἡράκλειτος δὲ ποτὲ μὲν ἐξάπτεσθαί φησι τὸν κόσμον, ποτὲ δὲ ἐκ πυρὸς αὖθις συνίςασθαι αὐτὸν, κατά τινας περιόδους χρόνων*, mit dem Zusaz *ταύτης τῆς δόξης ὕςερον ἐγένοντο οἱ Στωϊκοί·* und anderwärts *in Phys. f.* 257. b. wo seine Ausdrükke aber nicht ganz so bestimmt sind, fügt er hinzu *καὶ ὕςερον οἱ ἀπὸ τῆς ςοᾶς*; und den Unterschied zwischen dieser Meinung und der christlichen von der Weltzerstörung sezt er in beiden Stellen nur so fest *ἐφιςάνειν δὲ τούτοις δέομαι, ὅτε οὐδεὶς τῶν παλαιῶν λέγεται τὴν φθορὰν τοῦ κόσμου τοιαύτην εἰπεῖν, ὁποίαν οἱ νῦν φασιν, ὡς φθαρέντα μηκέτι αὖθις ἐπανήκειν,* und *γίνεσθαι δὲ καὶ φθείρεσθαι τὸν ἕνα κόσμον ὡς μηκέτι εἶναι κόσμον, οὐδένα τῶν φυσιολόγων ἴσμεν λέγοντα.* Es lohnt kaum noch nach diesen auch den Diogenes noch anzuführen (IX, 8) *γεννᾶσθαί τε αὐτὸν ἐκ πυρὸς καὶ πάλιν ἐκπυροῦσθαι κατά τινας περιόδους ἐναλλάξ τὸν σύμπαντα αἰῶνα*, und ähnliches *de plac. phil. I.* 3. Hieher ist auch noch zu rechnen eine Stelle des Lucianus, welche mit diesen Zerstörungen die spät ersonnene Schwermuth des Mannes in Verbindung bringt, und ihm den Ausdruk *ἐκπύρωσις* selbst gewiſs mit Unrecht in den Mund legt, *Ἡγέομαι γὰρ, ὦ ξένε, τὰ ἀνθρώπινα πρήγματα οἰζυρὰ καὶ δακρυώδεα, καὶ οὐδὲν αὐτέων ὅ,τι μὴ ἐπικήριον·*

τῷ δὴ οἰκτείρω τε σφέας καὶ ὀδύρομαι· καὶ τὰ μὲν παρεόντα οὐ δοκέω μέγαλα, τὰ δ' ὑςέρῳ χρόνῳ ἐσόμενα πάμπαν ἀνιηρά· λέγω δὲ τὰς ἐκπυρώσιας καὶ τὴν τοῦ ὅλου συμφορήν. (*Vit. auct.*) Und bei Eusebios (*Praep. XIV*, 3) wo auch die Zeitbestimmung auf ihn zurükgeführt wird ὁ δὲ Ἡράκλειτος.. ἔφη.. χρόνον τε ὡρίσθαι τῆς τῶν πάντων εἰς τὸ πῦρ ἀναλύσεως καὶ τῆς ἐκ τούτου γενέσεως. Was Wunder also wenn auf so viele und so deutliche Zeugnisse gestüzt alle Geschichtschreiber der Philosophie dem Herakleitos diese periodisch wiederkehrenden gänzlichen Auflösungen der Welt in Feuer zuschreiben? Dennoch scheint die Sache noch neuer Erwägung sehr werth und grofsen Zweifeln unterworfen zu sein. Denn da, wie wir sehen, in seinem System ganz nothwendig liegt ein immerfortgehendes mit dem entgegengesezten Prozefs zugleich geseztes Uebergehen aller scheinbar bestehenden Dinge in Feuer; wie sollte er doch neben diesem allmähligen und theilweisen noch ein zweites allgemeines angenommen haben? Dies mufs Jeder höchst unwahrscheinlich finden, der dabei bedenkt, dafs durch dieses Aufgelöstsein der Welt in Feuer, wenn es nun gar nach den Stoikern den vierten Theil der gesammten Zeit einnehmen soll, der ewige Flufs der Dinge, die Hauptanschauung des Herakleitos, um eben so viel gehemmt wird, und dafs eben so lange auch

das Zusammensein beider Wege nach oben und nach unten, und also auch die Vereinigung der Gegensäze, ebenfalls ein Hauptpunkt Herakleitischer Philosophie, aufgehoben ist. Man bedenke, daſs wenn neben jenem unläugbaren immerfortgehenden Uebergang der Dinge in Feuer auch dieser periodische in dem Werke des Herakleitos irgend deutlich wäre beschrieben worden, man sich wundern müſste daſs sich keine Stelle erhalten die sich nur von diesem periodischen erklären lieſse, oder die irgend den Unterschied zwischen beiden beträfe, sondern daſs, wie schon erwähnt, Plutarchos den periodischen Uebergang aus der Stelle n. 41. beweiset, welche offenbar nur von dem immerfortgehenden Wechsel redet; eben so Simplicius (*in Arist. de coel. f.* 68. b.) nur aus den Worten „*μέτρα ἀνάπτων καὶ μέτρα σβεννύς.*" Wenn nun gar der Miſsverstand so nahe liegt, aus dem die Auslegung kann entstanden sein! Denn wie leicht konnte eben jenes *μέτρα* das auf den Grad und den räumlichen Umfang des Verlöschens und Entzündens ging, fälschlich von der Zeit verstanden werden! Und wenn Herakleitos sagte, alle Körper würden einmal Feuer, wie leicht war es statt dessen zu verstehen, die ganze Welt würde einmal Feuer werden, zumal in seiner dunkeln ungenauen Sprache! Sehen wir doch noch, recht wie es schwan-

kende Ausleger zu machen pflegen, beides neben einander stehen *plac. phil. I,* 3. πάλιν δὲ τὸν κόσμον καὶ πάντα τὰ σώματα ὑπὸ πυρὸς ἀναλύεσθαι ἐν τῇ ἐκπυρώσει. Ja dieser Ausdruk selbst, ἐκπύρωσις und ἐκπυροῦσθαι, der gar nicht Herakleitisch ist, sondern Aristotelisch, und ganz allgemein, eben wie ἐξυγραίνεσθαι, und ἐξύγρανσις vorkommt, also bei den ersten Commentatoren des Herakleitos vielleicht nur den Weg nach oben bezeichnen sollte, wie er mit dem nach unten zugleich besteht, ist erst später zu einem technischen Ausdruk für diese periodische Verwandlung umgedeutet worden, und wird als solcher allgemein den Stoikern zugeschrieben. So Clemens nachdem er den Herakleitos angeführt hatte *Strom. V,* 1. οἶδε γὰρ καὶ οὗτος ἐκ τῆς βαρβάρου σοφίας μαθὼν τὴν διὰ πυρὸς κάθαρσιν τῶν κακῶς βεβιωκότων, ἣν ὕστερον ἐκπύρωσιν ἐκάλεσαν οἱ Στωϊκοί. Eben so Simplicius (*de Phys. f.* 111. b) εἶεν δ᾽ ἂν καὶ οἱ Στωϊκοὶ ταύτης τῆς δόξης· ἡ γὰρ ἐκπύρωσις τοιοῦτόν τι αἰνίττεται. Auch finden sich noch Spuren, daſs diese Vorstellung nicht allgemein für Herakleitisch gegolten. So beschlieſst Maximus Tyrius die oben (S. 407) angeführte Stelle mit den Worten Διαδοχὴν ὁρᾷς βίου καὶ μεταβολὴν σωμάτων, καινουργίαν τοῦ ὅλου, so daſs dieser Schriftsteller keine andere Erneuerung anerkannt hat als

eben die theilweise erfolgende. Noch merkwürdiger ist eine Stelle bei Antoninus der freilich anderwärts (III, 3) auch sagt „Ἡράκλειτος „περὶ τῆς τοῦ κόσμου ἐκπυρώσεως τοσαῦτα φυ-„σιολογήσας," hier aber (V, 32) in den Worten ὥστε καὶ ταῦτα ἀναληφθῆναι εἰς τὸν τοῦ ὅλου λόγον, εἴτε κατὰ περίοδον ἐκπυρουμένου, εἴτε ἀϊδίοις ἀμοιβαῖς ἀνανεουμένου ganz deutlich der stoischen Lehre von der periodischen ἐκπύρωσις eine andere gegenüberstellt von einer nur durch immerwährenden Wechsel erfolgenden Erneuerung. Auf wen aber soll man diese zurükführen als auf den Ephesier, da sich sonst nirgends eine ähnliche Ansicht findet? und muſs man nicht hieraus fast auf eine zwiefache Auslegung dieses Theiles seiner Lehre schlieſsen? Wären es nun nur die Stoiker welche die periodische gänzliche ἐκπύρωσις dem Herakleitos beilegten so wäre es um so leichter sie lediglich als ein Miſsverständniſs anzusehn, da diese Schule niemals ein Talent der Naturforschung besessen hat, und also leicht das ohnehin dunkel geschriebene Werk eines solchen unrichtig auslegen konnte, dessen Naturlehre sie nur anderweitiger Uebereinstimmung wegen in ihrem System erneuern wollten. Auch scheinen sie nicht nur des Entlehnens, sondern auch des Miſsbrauchs beschuldigt zu werden von Plutarchos: Ἀκούω ταῦτ', ἔφη, πολλῶν, καὶ ὁρῶ τὴν

ςωϊκὴν ἐκπύρωσιν ὥσπερ τὰ Ἡρακλείτου καὶ τὰ Ὀρφέως ἐπινεμομένην ἔπη οὕτω καὶ τὰ Ἡσιόδου, καὶ συνεξαπασῶσαν κ. τ. λ. (*de def. orac. II, p.* 415.) Allein diese Auslegung rührt schwerlich von den Stoikern her, sondern sie sind nur auf dem Wege fortgegangen, den schon Aristoteles eingeschlagen hatte, und es scheint härter diesen eines solchen Miſsverständnisses zu zeihen. Daher ist es nothwendig die beiden Stellen, auf welche es auſser den schon angeführten Worten vornemlich ankommt, näher zu beleuchten. Zuerst *Meteorol. I,* 14. wo die Rede ist von dem Abnehmen des Wassers in mehrern Gegenden der Erde, sagt er οἱ μὲν οὖν βλέποντες ἐπὶ μικρὸν αἰτίαν οἴονται τῶν τοιούτων παθημάτων εἶναι τὴν τοῦ ὅλου μεταβολὴν, ὡς γιγνομένου τοῦ οὐρανοῦ· διὸ καὶ τὴν θάλατταν ἐλάττω γίγνεσθαί φασιν ὡς ξηραινομένην. Alexandros in der hieher gehörigen vorher schon angeführten Stelle seines Commentars bezieht nun dieses auf die Herakleitische und stoische ἐκπύρωσις, so daſs Aristoteles hier jenes Feuerwerden des Ganzen auf seine Art bezeichnete, wie auch die Wendung selbst zu verrathen scheint ὡς γιγνομένου τοῦ οὐρανοῦ. Nemlich ihm ist οὐρανὸς die übermondliche Region wo die fünfte Substanz herrscht, und die gänzliche Umwandlung aller Dinge in ein πῦρ αἰθερῶδες konnte er allerdings bezeichnen als ein

Werden seines Himmels. Auch die Art wie er die angeführte Meinung widerlegt bestätigt dieses. Er sagt nemlich, jene βλέποντες ἐπὶ μικρὸν würden, wenn sie sich weiter umsähen, finden, daſs zur selbigen Zeit an andern Orten das Meer zunähme; ἀλλὰ τούτου τὴν αἰτίαν οὐ τὴν τοῦ κόσμου γένεσιν οἴεσθαι χρή. Nemlich im Gegensaz von οὐρανὸς konnte er das System der wandelbaren Elemente κόσμος nennen: und wenn also seine Widerlegung darin besteht, daſs in diesem Sinne nicht beides zugleich statt finden könne, Werden des Himmels und Werden der Erde: so hatte er nicht ein solches Feuerwerden im Sinne, welches eben deshalb ununterbrochen fortgehen kann weil es mit dem entgegengesezten Prozeſs zugleich besteht, sondern jenes wodurch der entgegengesezte Prozeſs mit allen seinen Resultaten aufgehoben wird, so daſs er erst in einer neuen Zeit aufs neue beginnen muſs. Daſs aber hier obgleich ungenannt gegen sonstige Gewohnheit kein anderer als Herakleitos gemeint war wuſste wol Alexandros aus einer ächten Tradition; auch ist keine andere mögliche Beziehung aufzufinden in allem was wir von voraristotelischer Naturwissenschaft wissen. Schon diese Stelle also erlaubt keinen Zweifel darüber, daſs Aristoteles dem Herakleitos wirklich diese Lehre zugeschrieben. Die andere Stelle *de Coel. I*, 10 lautet so „γενόμε-

„νον μὲν οὖν,“ nemlich τὸν οὐρανὸν, „ἅπαντες „εἶναί φασιν, ἀλλὰ γενόμενον οἱ μὲν ἀΐδιον οἱ „δὲ φθαρτὸν ὥσπερ ὁτιοῦν ἄλλο τῶν φύσει „συνιςαμένων, οἱ δ᾽ ἐναλλὰξ ὅτε μὲν οὕτως, „ὅτε δὲ ἄλλως ἔχειν φθειρόμενον, *) καὶ τοῦτο „ἀεὶ διατελεῖν οὕτως, ὥσπερ Ἐμπεδοκλῆς ὁ „Ἀκραγαντῖνος καὶ Ἡράκλειτος ὁ Ἐφέσιος.“ Die sehr undeutlichen Worte οἱ δ᾽ ἐναλλὰξ... φθειρόμενον erklärt Simplicius gleich so *fol.* 78. b: „διπλῶς δὲ τοῦτο“ (nemlich τὸ φθαρ- „τὸν φάναι)· οἱ μὲν γὰρ οὕτω φθαρτὸν ὡς „ὁτιοῦν ἄλλο τῶν συνεςώτων ἀτόμων, ὥσπερ „Σωκράτη, φθαρτὸν δηλονότι καὶ οὐκέτι ἐπανή- „κοντα, οἱ δ᾽ ἀμοιβαδὸν γίνεσθαί τε καὶ φθεί- „ρεσθαι τὸν αὐτὸν καὶ αὖθις φθείρεσθαί (was wol heiſsen muſs καὶ αὖθις γίνεσθαι oder καὶ αὖθις γίνεσθαι καὶ φθείρεσθαι) „φασιν, καὶ ἀΐ- „διον εἶναι τὴν τοιαύτην διαδοχήν.“ So sehr nun auch der erste Theil dieser Erklärung bezweifelt werden kann, weil Simplicius selbst unten *fol.* 69. läugnet, irgend ein Alter habe eine solche φθορὰ der Welt angenommen ὡς φθαρέντα μηκέτι αὖθις ἐπανήκειν, und sich vorher sehr quält dieses φθαρτὸν ὥσπερ ὁτιοῦν ἄλλο auf den Demokritos zu beziehen: so richtig ist unstreitig der lezte Theil derselben, und wird be-

*) Simplicius liest *f.* 53. wo er diese Stelle wahrscheinlich aber nur aus dem Gedächtniſs anführt φθαρτὸν statt φθειρόμενον.

stätiget durch den Ausdruk dessen sich Aristoteles selbst weiter unten bedient, wo er die angeführten Meinungen würdiget τὸ δ' ἐναλλὰξ συνιςάναι καὶ διαλύειν, οὐδὲν ἀλλοιότερον ποιεῖν ἐςιν, ἢ τὸ κατασκευάζειν αὐτὸν ἀΐδιον μὲν, μεταβάλλοντα δὲ τὴν μορφήν. Wiefern es nun richtig ist zu behaupten, bei einem solchen Wechsel von Weltbildung und Weltauflösung sei doch nicht sowol eine Weltzerstörung gesezt als nur eine Weltverwandlung, eben wenn man von dem Begriff ausgeht, die Welt sei „ὅλη ἡ „ὕλη εἰδοπεποιημένη καὶ κατατεταγμένη" (*Simpl.* f. 71. b) und wie beide, Aristoteles und sein Commentator zu diesem Behuf ein solches Nichtbeispiel anführen konnten, wie folgendes „ὥσπερ εἴ τις ἐκ παιδὸς ἄνδρα γινόμε„νον καὶ ἐξ ἀνδρὸς παῖδα ὅτε μὲν φθείρεσθαι ὅτε δ' εἶναι οἴοιτο, da sehe jeder selbst zu: soviel aber ist gewiſs, daſs wenn auch das reine Feuer noch Welt sein soll, alsdann mit Unrecht auch von Herakleitos gesagt wird, daſs er die Welt für geworden ausgegeben, *) und es muſs

*) Zu beklagen ist es, daſs wir nicht bestimmen können was Simplicius hierüber gesagt hat, indem grade hier (*f.* 68. b. l. 36.) eine Lükke in seinem Commentar ist, zwischen den Worten ἐκ τῶν ῥημάτων αὐτοῦ δέδεικται und denen ὁ γὰρ ἐκεῖνα λέγων von welchen die ersteren offenbar noch auf den Empedokles zu beziehen sind, in den lezteren aber die Erörterung über den Herakleitos schon im vollen Gange sein muſs.

der ganze Umfang seiner Lehre dem Aristoteles hier wenigstens nicht recht gegenwärtig gewesen sein. Denn das immerlebende Feuer, das Eine Seiende, war auch wie wir gesehen haben immer, und keiner der Götter hat es gemacht. Auch zeigt das ganze folgende, am deutlichsten aber wol die Ausdrükke εἰς ἄλληλα τῶν ϛοιχείων συνιόντων und εἰ τὸ ὅλον σῶμα συνεχὲς ὄν, daſs Aristoteles überhaupt mehr an den Agrigentiner denkt als an den Ephesier. Offenbar aber ist freilich, daſs er diesem denselben periodischen Wechsel von Zusammensezung und Auflösung der Welt beilegt wie jenem. Mit welchem Recht nun, darauf kommt es eben an. Und wie soll man anders glauben, als daſs seine unphilosophische Methode, die einzelnen aus dem Zusammenhang herausgerissenen Lehren verschiedener Weisen unter seinen eigenen Rubriken vergleichend zusammenzustellen, ihn auch hier irre geführt habe? Denn grade in welcher Hinsicht er den Herakleitos und Empedokles zusammenstellt, in derselben unterscheidet sie Platon auf das bestimmteste. Wo er nemlich von dem Einen und Vielen redet (*Soph. p.* 242. e) sagt er Ἰάδες δὲ καὶ Σικελικαί τινες ὕϛερον μοῦσαι ξυνενόησαν ὅτι συμπλέκειν ἀσφαλέϛατον ἀμφότερα καὶ λέγειν, ὡς τὸ ὂν πολλά τε καὶ ἕν ἐϛιν, ἔχθρᾳ δὲ καὶ φιλίᾳ συνέχεται· διαφερόμενον γὰρ ἀεὶ ξυμφέ-

ρεται, φασὶν αἱ συντονώτεραι τῶν μουσῶν· αἱ δὲ μαλακώτεραι τὸ μὲν ἀεὶ ταῦτα οὕτως ἔχειν ἐχάλασαν, ἐν μέρει δὲ, τοτὲ μὲν ἓν εἶναί φασι τὸ πᾶν ... τοτὲ δὲ πολλά. Ausschliefslich also wird hier dem Empedokles zugeschrieben, dafs er das Seiende lasse abwechselnd Eines sein und Vieles, dem Herakleitos aber recht nachdrüklich beigelegt dafs es bei ihm immer beides zugleich sei, und Platon könnte unmöglich so geredet haben, wenn er im Herakleitos gefunden hätte ein zwiefaches συμπλέκειν dieser Gegensäze, deren eines ausgedrükt würde durch die oben schon angeführten Worte διαφερόμενον γὰρ ἀεὶ ξυμφέρεται, das andere aber dem Empedokleischen ganz gleich wäre. Wie nun der Zusammenhang ergiebt, dafs er allerdings bei Empedokles unter dem Vieles sein versteht die Welt der Zwietracht, unter dem Eines sein aber den σφαῖρος: so geht auch beim Herakleitos das Eines sein offenbar darauf dafs in einer Hinsicht alles Feuer ist, das Vieles sein aber auf die Mannigfaltigkeit der Erscheinungen; und wenn beides immer stattfindet, so kann auch nie diese Vielheit zerstört und zuweilen alles lediglich Feuer sein. Gewifs also hat Platon von solchen periodischen Weltzerstörungen nichts gewufst; und da nur er auf der einen Seite der älteste und sicherste Gewährsmann ist, und auf der andern

sich schon ergeben hat, wie leicht jener Miſsverstand entstehen konnte: so werden wir wol am besten berathen sein, wenn wir ihm folgen, und diese Behauptung ausstreichen aus dem Verzeichniſs Herakleitischer Lehren. Was aber aus der Aristotelischen Stelle *Meteorol. I,* 14. hervorgeht, und sehr wol mit allem übereinstimmt was wir bis jezt als wahrhaft Herakleitisch erkannt haben, ist, daſs wie im kleinen Tag und Nacht, Sommer und Winter ein wechselndes Uebergewicht darstellen einmal des Weges nach oben und einmal des Weges nach unten, so Herakleitos auch in groſsen Perioden einen ähnlichen Wechsel, ohne jedoch daſs je einer von beiden Prozessen ganz unterdrükt würde, angenommen hat, einige in denen sich alles in der Natur mehr auf die Seite des Feuers neigt, für welche ihm dann Austroknen feuchter Gegenden und Zurüktreten des Meeres beweisende Phänomene waren, andere wieder in welchen der Weg nach unten und das Wasser die Oberhand hat. Diese waren es wol, welche er durch die Worte *κόρος* und *χρησμοσύνη* bezeichnete, und auf sie bezog sich auch wol das groſse Jahr welches er angenommen.

VI. Wie nun das Sein nur in der Bewegung ist, und das Feuer als das beweglichste und bewegende gleichsam die positive Seite des Seins und das Gute darstellt; so ist auf der

andern Seite die Ruhe der Tod, und das Starre als das ruhendste und unbeweglichste stellt die negative Seite dar, das schlechte und verwerfliche. So wird *Plac. phil. I,* 23 (s. oben S. 360) hinzugefügt „ἐςι γὰρ τοῦτο," Ruhe und Stillstand nemlich, „τῶν νεκρῶν." So wird die Ruhe dargestellt als Qual (*Stob. Ecl. phys. I, p.* 906 .. τὸ μὲν ἐν τοῖς αὐτοῖς ἐπιμένειν κάματον εἶναι, τὸ δὲ μεταβάλλειν φέρειν ἀνάπαυσιν. Und Iamblichos in einem Fragment bei Stobäos (*Ecl. phys. I, p.* 894), wo er diejenigen anführt welche das Ungeordnete, das Böse zuerst dasein lassen und die ordnende Kraft ihm erst später zubringen, fügt diesen auch den Herakleitos bei, als sei ihm das Böse gewesen ἡ ἐν τῷ μεταβάλλεσθαι ἀνάπαυλα, die Hemmung des Verwandeltwerdens; welches freilich eine wunderliche Zusammenstellung ist, aber sonst doch richtig, daſs nur dieses dem Herakleitos das negative und das Uebel sein konnte. In demselben Sinne ist auch zu verstehen was uns Clemens als eigne Worte des Herakleitos aufbewahrt hat

42. Θάνατός ἐςιν ὁκόσα ἐγερθέντεις ὁρέομεν, ὁκόσα δὲ εὕδοντες, ὕπνος. (*Strom. III,* 3. *p.* 520) „Tod ist was wir wa„chend sehen, was aber schlafend, Traum." Nemlich weil wir alles nur sehen in wie fern es ein beharrliches ist, denn von den festen Ge-

Gestalten war hier gewiſs die Rede, so ist eben was wir sehen der Tod, und eben darum wird er auch gesagt haben „τὴν ὅρασιν ψεύδεσθαι“ (*Diog. IX, 5. Hesych. de vitis* v. Ἡράκλ.) Und nicht hat er wie Clemens meint die γένεσιν gewollt θάνατος nennen, sondern das nicht mehr werdende, erstarrte. Hat nun das Starre nicht Leben in sich selbst, so ist es auch an sich selbst verächtlich. Daher auch der Leib als entseelter ihm über die Maſsen verächtlich erschien, wie uns Plutarchos aufbehalten hat

43. Νέκυες γὰρ κοπρίων ἐκβλητότεροι καθ' Ἡράκλειτον· κρέας δὲ πᾶν νεκρὸν καὶ νεκροῦ μέρος (*Symposiac. IV, p.* 669) „Leich„name muſs man mehr noch als Unflat fort„schaffen.“ Die lezten Worte nemlich gehören dem Plutarchos, bei dem die Rede davon ist, daſs Fleisch nichts taugt, als Speise, ohne Salz, und also halb scherzhaft die Worte des Herakleitos angeführt sind. Man sieht aber nur um so sicherer daſs sie von Leichnamen handeln, und daſs ganz umgedeutet ist was Spätere daraus gemacht haben, wie Suidas (v. Ἡράκλ.) Ἡράκλειτος ἔφη ὀλιγωρεῖν πάντη τοῦ σώματος καὶ νομίζειν αὐτὸ καὶ κοπρίων ἐκβλητότερον· ἐκ τοῦ ῥᾴστου δὲ αὐτῷ τὰς θεραπείας ἀποπληροῦν, ἕως ἂν ὁ θεὸς ὥσπερ ὀργάνῳ τῷ σώματι χρῆσθαι ἐπιτάττῃ, und fast mit denselben Worten *Cedren.*

hist. p. 157. Auch Celsus machte einen fremden Gebrauch davon gegen die christliche Auferstehungslehre in einer Stelle die uns Origenes aufbehalten (*contr. Cels. V, p.* 588) *καὶ ψυχῆς μὲν αἰώνιον βιοτὴν δύναιτ᾽ ἂν παρασχεῖν· νέκυες δὲ, φησὶν Ἡράκλειτος, κοπρίων ἐκβλητότεροι· σάρκα δὴ ... αἰώνιον ἀποφῆναι ... οὔτε βουλήσεται ὁ θεὸς, οὔτε δυνήσεται.* Die Redensart *κοπρίων ἐκβλητότερος* führt auch Pollux (*Onom. V,* 163) als Herakleitisch an.

Und hieher sind ohne Zweifel auch jene Nachrichten zu ziehen, Herakleitos habe den Menschen für von Natur unvernünftig gehalten, wie Sextus (*adv. Math. VIII,* 286) *καὶ μὴν ῥητῶς ὁ Ἡράκλειτός φησι τὸ μὴ εἶναι λογικὸν τὸν ἄνθρωπον, μόνον δ᾽ ὑπάρχειν φρενῆρες τὸ περιέχον,* und Philostratos (*Ep.* 18) *Ἡράκλειτος ὁ φυσικὸς ἄλογον εἶναι κατὰ φύσιν ἔφησε τὸν ἄνθρωπον.* Denn der Zusammenhang beider Stellen zeigt deutlich wie sie zu verstehen sind. In dem Leibe nemlich für sich betrachtet herrscht das starre und wässrige, also glaubte er daſs das Leben diesem nicht eigen gehöre; und was der Mensch *κατὰ φύσιν* ist, darunter ist zu verstehen, was er so ist, wie er auch im Schlaf und im Tode erscheint. Die Wärme aber und die Selbstbewegung leitete Herakleitos erst ab aus der Verbindung des Leibes mit der übrigen

Welt, und vorzüglich mit demjenigen, worin sich am reinsten das Wesen des Feuers darstellt. Und dieses ist eben die äuſsere höhere vom erstarrten entfernteste Region, von allen Berichterstattern über unsern Weisen, ungewiſs jedoch ob mit seinem eigenen Ausdruk, τὸ περιέχον genannt. Selbstbewegung aber und Bewuſstsein, Erkennen samt allem dahin gehörigen waren den Alten insgesamt wesentlich verbunden, und wo nur Lebenskraft, Seele, ψυχὴ genannt wird, da ist immer die Einheit dieser beiden Thätigkeiten gemeint. Auch Herakleitos vermochte nicht beides zu trennen; wenn also alle lebendige Bewegung von dem περιέχον ausging, so ging auch von ihm aus alles Erkennen. Insofern demnach das reinste erscheinende mindest verloschene Feuer gleich gesezt werden kann dem ewiglebendigen, ist es auch die allgemeine Seele, von welcher aus erst Lebenskraft und Bewuſstsein alles übrige was sich deren erfreuen soll durchdringen muſs. So Sextus (*adv. Math. VII*, 126.) ἀρέσκει γὰρ τῷ φυσικῷ τὸ περιέχον ἡμᾶς λογικόν τε ὂν καὶ φρενῆρες. Daher ist auch das Erkennen in sofern es wahr ist in Allen eines und dasselbige, ein gemeinschaftliches. Und hier gleich mag es erlaubt sein die Vermuthung aufzustellen, daſs der Sprachgebrauch durch das Wort λόγος auch die Vernunft zu bezeichnen, der sich aus kei-

ner andern Denkungsart so natürlich erklären läſst, von Herakleitos wol zuerst ausgegangen ist, und abgeleitet von λέγειν sammeln, zusammenstellen, wovon auch die mit jener Bedeutung von λόγος zusammenhangenden λογίζεσθαι und λογισμός. Denn ihm ist ja das Wesen der Dinge nichts anders als das jedesmalige Maaſs und Verhältniſs, bald μέτρον bald λόγος von ihm selbst genannt, nach welchem jenes Feuer sich entzündet und verlöscht und die verschiedenen Aeuſserungen nach beiden Seiten sich unter einander hemmen. Also hat auch das Erkennen keinen andern Gegenstand als den Inbegriff dieser Verhältnisse, und da es ursprünglich nur demselben Wesen einwohnt aus welchem jene Verhältnisse sich entwikkeln: so ist es auch nur die Art wie das Grundwesen die Geseze aller Entwiklungen in sich trägt. In diese Bedeutung wenigstens spielt λόγος hinüber in jener bekannten Stelle bei Sextus (*adv. Math. VII,* 132) welche wir bald in ihrem ganzen Zusammenhange aufführen werden, hier aber nur aufmerksam darauf machen wollen, daſs man wenigstens in den Worten τοῦ λόγου δὲ ἐόντος ξυνοῦ, ζώουσιν οἱ πολλοὶ ὡς ἰδίαν ἔχοντες φρόνησιν mit keiner andern Bedeutung von λόγος ausreicht, und daſs hier ganz offenbar die Quelle ist von dem stoischen Ausdruk κοινὸς λόγος, der wiederum in seinem Zusam-

menhange mit den λόγοις σπερματικοῖς noch deutliche Spuren davon trägt, daſs die Bedeutung herüber genommen ist von den Verhältnissen durch welche die wiederkehrenden Formen der Dinge da sind. Man vergleiche nur *Athenagor. legat. Ed. Ox. p.* 28. Εἰ γὰρ ὁ μὲν θεὸς πῦρ τεχνικὸν ὁδῷ βαδίζον ἐπὶ γενέσεις κόσμου, ἐμπεριειληφὸς ἅπαντας τοὺς σπερματικοὺς λόγους, καθ' οὓς ἕκαστα καθ' εἱμαρμένην γίγνεται.

Doch dieses nur beiläufig. Die Sache selbst betreffend aber muſs nun schon jedem einleuchten, daſs in der menschlichen Seele dem Herakleitos nur dasjenige das wahre Wissen sein wird, was rein aus jenem allgemeinen Siz des Erkennens abgeleitet, und einerlei ist mit dem höchsten Gesez des Werdens der Dinge. Und hieher gehört nun zunächst der Verfolg des schon oben n. 13, S. 341. 342. angeführten Bruchstükkes

44. Εἶναι γὰρ ἓν τὸ σοφὸν ἐπίστασθαι γνώμην, ἥτε οἱ ἐγκυβερνήσει πάντα διὰ πάντων. Wenn gleich, wie schon oben bemerkt, der Uebergang zur indirecten Rede kaum anders zu erklären ist als durch eine unterbrochene Citation: so sind doch dies gewiſs ebenfalls eigene Worte des Herakleitos, und im Zusammenhange mit jenen, um den Gegensaz zu zeigen zwischen dem was wahrhaft weise ist und der πολυμαθίη. Nur

sind die Worte ἥτε οἱ verderbt und weder die Lesearten ὅτε ᾗ und ἥτε οἱ, noch was die Herausgeber des Diogenes und Meric. Casaubonus (*ad Antonin V, p.* 403) beibringen, scheint zu befriedigen. Eben so wenig Creuzers zwiefacher Vorschlag ᾗ δέει oder ᾗ ὠθέει ἐν κυβερνήσει· denn was heiſst δέειν ἐν κυβερνήσει, und ὠθεῖν πάντα διὰ πάντων? Bis auf besseres möchte ich lesen ἥτε οἴη κυβερνήσει πάντα διὰ πάντων. „Denn Eines nur sei weise zu verstehen die Einsicht welche allein jeglichen geleiten kann „durch alles;" wo aber auch, wie man schon aus ἐπίςασθαι sieht, die γνώμη nicht zu denken ist ohne ihren Inhalt, das allgemeine Gesez. γνώμη aber geradezu durch Gott übersezen, oder auch nur bestimmt als Weltseele zu verstehen, kann uns selbst die Vergleichung mit n. 11, S. 334 nicht geneigt machen.
ferner die auch schon oben in anderer Hinsicht angeführten Worte
ξυνόν ἐςι πᾶσι τὸ φρονεῖν· ξὺν νόῳ λέγοντας ἰσχυρίζεσθαι χρὴ τῷ ξυνῷ πάντων, ὅκωσπερ κ. τ. λ. (S. n. 18.) welche so bestimmt darauf dringen, daſs wie nur in dem Allen gemeinsamen Geseze des Staates das Wohl, so auch nur in dem Allen gemeinsamen Erkennen die Wahrheit sei. „Das Erkennen ist Allen gemein. Die mit

„Vernunft reden wollen müssen sich durch-
„aus halten an das Allen gemeinsame eben so
„wie u. s. w." Die vorhergehenden Worte aber „σωφρονεῖν ἀρετὴ μεγίςη· καὶ σοφίη ἀληθέα λέγειν καὶ ποιεῖν κατὰ φύσιν ἐπαΐοντας" will ich nicht behaupten, daſs man für wahrhaft Herakleitische zu nehmen habe. Sie scheinen eher einer später gemachten Sentenz zu gleichen, welche einen Herakleitischen Gedanken ausdrükken wollte und das rechte nicht treffen konnte. Die Nachbarschaft ächter Stellen thut diesem Verdacht, der freilich auf dem bloſsen Gefühl beruht und sich ohne Stütze selbst durchhelfen muſs, keinen Eintrag. Denn Niemand wird doch glauben, daſs Stobäos das Werk des Herakleitos selbst in Händen gehabt, sondern er schreibt nur zuzammen aus früheren Epitomatoren oder aus zerstreuten Anführungen. Und solches ionische wie dieses, konnte wol Jeder zusammenbringen.

Aus dieser gemeinsamen Quelle wurden nun allerdings auch die Geseze, als ein gemeinsam von den Menschen für gut erkanntes vorzüglich abgeleitet, und die Nothwendigkeit ihnen zu folgen wiederholt eingeschärft. Daher mit der zulezt angeführten ächten Stelle allerdings dem Sinne nach in genauer Verbindung stehn die in der Sammlung des Stobäos folgenden Worte

τρέφονται γὰρ κ. τ. λ., aber sich wol nicht unmittelbar an jene anschlieſsen, sondern eben diese Ableitung lag doch wahrscheinlich zwischen ihnen. Vielleicht hat auch auf Aeuſserungen dieser Art, die nicht bestimmt genug abgefaſst waren, und nicht bloſs auf Protagoreisches Platon Rüksicht genommen im *Theaetetos p.* 177. c. Der Tadel aber, daſs nicht alles was festgesezt ist bloſs deshalb auch gut sein könne, trifft wol den Herakleitos nicht. Denn dieser hat gewiſs, hierin Platons Vorgänger, auch gefolgert, die Geseze müſsten von denen ausgehen, welche von jenem gemeinsamen Erkennen das meiste in sich hätten. So verstehe ich einen kurzen von Clemens (*Strom. V,* 14, *p.* 718) aufbehaltenen Saz.

45. Νόμος καὶ βουλῇ, denn so muſs man lesen, nicht βουλὴ, πείθεσθαι ἑνός. „Es „ist auch Gesez, dem Rath eines einigen zu „folgen."

Und in einem solchen Zusammenhang läſst sich in der That auch denken, wiewol es immer ein durch den Eifer der Freundschaft hervorgebrachter Auswuchs bliebe, daſs auch die bekannte Stelle über den Hermodoros in dem groſsen Werke des Herakleitos gestanden habe

46. Καθάπτεται δὲ καὶ τῶν Ἐφεσίων, ἐπὶ τῷ τὸν ἑταῖρον ἐκβαλεῖν Ἑρμόδωρον, ἐν οἷς φησιν· Ἄξιον Ἐφεσίοις ἡβηδὸν ἀποθα-

νειν πᾶσι, καὶ τοῖς ἀνήβοις τὴν πόλιν καταλιπεῖν, οἵτινες Ἑρμόδωρον ἑωυτῶν ὀνήϊστον ἐξέβαλον λέγοντες, „Ἡμέων μηδὲ εἷς ὀνήϊστος ἔστω· εἰ δέ τις τοιοῦτος, ἄλλῃ τε καὶ μετ' ἄλλων."

„Es gebührte den Ephesiern, wie sie erwach-„sen sind allen zu sterben und den Unmün-„digen die Stadt zu verlassen, weil sie den „Hermodoros, den treflichsten unter ihnen „vertrieben haben, sagend, Unter uns soll kei-„ner der treflichste sein; ist einer ein solcher, „so sei er es anderwärts und bei Andern." „So Diogenes (IX, 2.) Und genau so Cicero (*Tusc. V,* 36.) nur daſs er das ἡβηδὸν und τοῖς ἀνήβοις . . . καταλιπεῖν nicht mit ausdrükt. Aber wunderlich verdreht führt dasselbe Iamblichos an (*de vit. Pyth. s.* 173.) οὐ γὰρ καθάπερ Ἡράκλειτος Ἐφεσίοις γράψειν ἔφη τοὺς νόμους, ἀπάγξασθαι τοὺς πολίτας ἡβηδὸν κελεύσας. Die Verwirrung kann vielleicht durch Diogenes veranlaſst sein, der unmittelbar nach dieser Erzählung von einer dem Herakleitos angemutheten Gesezgebung für Ephesos redet. Das ἀπάγξασθαι hat auch Strabo (XIV, p. 950) und hernach liest er φάντες statt λέγοντες, und εἰ δὲ μὴ statt εἰ δέ τις τοιοῦτος; dunkler ist jenes aber auch attischer, und überhaupt wol nichts zu entscheiden über die Leseart einer Stelle,

die wegen des Ruhmes, den Hermodoros in Italien erlangte, in gar vieler Mund kommen mufste.

Am allgemeinsten aber und vollständigsten handelt von dem ausschliefsenden Werthe dieses gemeinsamen Erkennens jenes Bruchstük, welches zuerst von Aristoteles (*Rhet. III,* 5) und nach ihm von Mehreren, am vollständigsten aber von Sextus (*adv. Math. VII,* 132) aufbehalten worden ist, welcher auch sagt, dafs Herakleitos, nachdem er das περιέχον erläutert habe, also fortfahre

47. λόγου τοῦδε ἐόντος αἰεὶ ἀξύνετοι γίνονται ἄνθρωποι καὶ πρόσθεν ἢ ἀκοῦσαι καὶ ἀκούσαντες τὸ πρῶτον· γινομένων γὰρ κατὰ τὸν λόγον τόνδε ἄπειροι ἐοίκασι πειρώμενοι ἐπέων καὶ ἔργων τοιούτων ὁκοίων ἐγὼ διηγεῦμαι κατὰ φύσιν διαιρέων ἕκαστον καὶ φράζων ὅκως ἔχει· τοὺς δὲ ἄλλους ἀνθρώπους λανθάνει ὁκόσα ἐγερθέντες ποιοῦσιν ὅκωσπερ ὁκόσα εὕδοντες ἐπιλανθάνονται. Clemens (*Strom. V,* 14. *p.* 716) und Eusebios (*Praep. XIII.*) lesen τοῦ δέοντος; allein für die Leseart des Sextus entscheidet, dafs nicht nur Aristoteles eben so liest, sondern dafs auch sein ganzer Zweifel, zu welchem Zeitwort αἰεὶ gehört, nicht stattfinden könnte wenn

δέοντος gestanden hätte. Das ἀεὶ selbst aber fehlt bei Sextus, und ist aus Aristoteles und Clemens aufgenommen worden. Wohin es aber gehöre darf uns nicht zugemuthet werden besser zu wissen als Aristoteles, und es mag nur willkührlich sein, dafs wir zum folgenden es ziehend so übersezen, „Von die„sem bestehenden Verhältnifs finden sich „die Menschen immer ohne Einsicht, sowol „ehe sie davon hören als nachdem sie zuerst „davon gehört. Denn des nach diesem Ver„hältnifs erfolgenden unkundig scheinen sie „zu versuchen solche Reden und Werke, der„gleichen ich durchführe, der Natur gemäfs „jegliches auseinanderlegend und bestim„mend wie es sich verhält. Den übrigen „Menschen aber bleibt unbewufst, was sie „wachend thun, eben wie sie was sie schla„fend gethan vergessen.“

Doch es war nicht sowol die Klage über das dem gemeinsamen Erkennen ungemäfse Verfahren der meisten Menschen, was wir anführen wollten, wiewol auch sie wichtig genug ist, weil erst von dieser Begründung aus alle die einzelnen früheren Beschwerden dieser Art zu verstehen sind, und unter andern hier die erklärende Parallele ist zu dem n. 2. angeführten Saz und weil man sieht, wie Aristoteles in der That nicht weiter als bis hieher gelesen zu haben brauchte,

um den Herakleitos als ein Beispiel anzuführen der festesten Ueberzeugung von etwas was für den Stagiriten nur eine paradoxe Meinung war; sondern es war uns vornemlich zu thun um die folgende mit dieser Klage verbundene Anweisung. Nachdem nemlich Sextus eingeschoben seine Erklärung, daſs in diesen Worten offenbar gesagt sein solle, wir thäten alles und erkennten alles durch Theilnahme an der göttlichen Vernunft, sagt er „und kurz darauf „schlieſst Herakleitos also weiter

48. διὸ δεῖ ἕπεσθαι τῷ ξυνῷ· τοῦ λόγου δὲ ἐόντος ξυνοῦ ζώουσιν οἱ πολλοὶ ὡς ἰδίαν ἔχοντες φρόνησιν· ἡ δ' ἐςὶν οὐκ ἄλλο τι ἢ ἐξήγησις τοῦ τρόπου τῆς τοῦ παντὸς διοικήσεως· διὸ καθότι ἂν αὐτοῦ τῆς μνημῆς κοινωνήσωμεν, ἀληθεύομεν· ἃ δὲ ἂν ἰδιάσωμεν, ψευδόμεθα. „Darum „muſs man dem gemeinsamen folgen: ohn„erachtet aber das Gesez“ (des Denkens nemlich, einerlei mit dem Gesez des Seins) „ein gemeinsames ist, leben doch die Mei„sten als eine eigenthümliche Einsicht besi„zend.“ Das folgende aber, wenn gleich es ganz bestimmt ächt Herakleitische Gedanken ausdrükt, können wir uns doch unmöglich entschlieſsen, mit Stephanus und Fabricius und Creuzer noch für eigene Worte des Herakleitos zu halten, wäre auch, was wol sein

kann, wenn er etwa einen Commentator vor sich hatte der nicht bestimmt genug seine Erklärungen von der Grundschrift unterschied, Sextus selbst dieser Meinung gewesen. Denn viel zu schulmäſsig und nach stoischer Form zugeschnitten ist zumal die Erklärung ἣ δὲ — διοικήσεως; aber auch das folgende trifft wol derselbe Vorwurf.

Offenbar wird hier die Einsicht welche jeder Einzelne anders für sich hat als irrig verworfen, und nur der reine Ausdruk des gemeinsamen Gesezes als Wahrheit gepriesen. Warum nun aber soviel Ursach ist über den Mangel dieses gemeinsamen Princips der Wahrheit in den Vorstellungen der Menschen zu klagen, und woher dieser Mangel rührt, das versteht sich aus des Ephesiers mit allem bisherigen genau zusammenhangenden Gedanken von der Seele, welche wir hier vortragen müssen.

Die Seele, als dasjenige wodurch allein Selbstbewegung und Bewuſstsein möglich wird, muſs im Gegensaz gegen das für sich betrachtet starre und todte des Leibes dasjenige Wesen sein, welches die höchste Stuffe darstellt von dem Wege nach oben, und dies ist nichts anders als der schon vorher erwähnte trokkene Dunst der auch die Gestirne bildet und die höheren meteorischen Erscheinungen hervorbringt. Hierüber redet auch Aristoteles

ganz deutlich (*de anim. I,* 2.) Καὶ Ἡράκλειτος δὲ τὴν ἀρχὴν εἶναί φησι τὴν ψυχὴν, εἴπερ τὴν ἀναθυμίασιν, ἐξ ἧς τἆλλα συνίςησι· καὶ γὰρ ἀσώματον δὴ καὶ ῥέον ἀεὶ κ. τ. λ. Was er hier von der ἀρχὴ sagt, dies wollen wir ihm als ein verfehltes Bestreben den Herakleitos in Aristotelisches zu übersezen, gern erlassen, denn es zeigt nur, wie wenig er ihn verstanden. Wenn nemlich auch das Feuer als das ewiglebende die Quelle beides aller Bewegung und alles Erkennens ist, und in so fern allerdings, wiewol wir nicht wissen ob Herakleitos sich dieses Ausdruks bedient habe, die Seele des Ganzen genannt werden kann, dessen Leib alsdann aber sämtliche vergängliche Erscheinungen sein müſsten, welche die Welt bilden: so ist doch eben in wie fern sie ξηρὰ ἀναθυμίασις ist die Seele selbst eine solche Erscheinung, und damit sie Seele werde, muſs ja schon ein Leib, aus niederen Entwickelungsstuffen gebildet, da sein, dem sie nach Herakleitos von auſsen kommt, nicht aber das Princip seiner Entstehung ist. Kann man also etwas nach Herakleitos Seele des Ganzen nennen, so wird dies denn auch ἀρχὴ sein, aber keineswegs ξηρὰ ἀναθυμίασις; so wie die Seele in wie fern sie dies leztere ist eine Seele des Ganzen und ἀρχὴ sein kann. Auch hat Aristoteles mit dieser Aeuſserung seine Commentatoren in sichtbare Verlegenheit

gesezt. Denn der eine Johann. Philoponos sagt um ihm zu helfen, das Feuer, welches Herakleitos als ἀρχὴ seze sei nicht die Flamme, sondern die ξηρὰ ἀναθυμίασις, was eben so wenig richtig ist und was er auch selbst aufhebt wenn er sagt διαφέρει δὲ, nemlich Herakleitos vom Demokritos, ὅτι ἐκεῖνος συνεχὲς σῶμα ἔλεγε τὸ πῦρ, τοῦτο ὅπερ καὶ ἡμεῖς φαμεν, ὁ δὲ Δημόκριτος κ. τ. λ. und der andere Themistios, ebenfalls um die ἀρχὴ und die ψυχὴ gleich sezen zu können, sagt, unter der ἀναθυμίασις, aus welcher er alles andere entstehen lasse, sei nichts anderes zu verstehen als Feuer und dies sei allerdings das unkörperlichste und immer fliessende. Etwas richtiger drükt er sich weiter unten aus, wo er weniger durch Aristoteles gebunden redet, ὡς δ' ὅσοι γε ἐν τῶν ςοιχείων τὴν ψυχὴν ἔθεντο, nemlich diesen Gebrauch von ςοιχεῖον wollen wir nicht für richtig halten wenigstens in Bezug auf Herakleitos, sondern nur das folgende τὴν ἐκείνου ποιότητα μόνην προτιθέασι καὶ τῇ ψυχῇ, οἱ μὲν πυρὸς τὴν θερμότητα, καθάπερ Ἡράκλειτος. Simplicius aber (fol. 8.) der wol etwas unsicheres merkte an der Rede des Aristoteles deutet diese Unsicherheit falsch „περὶ δὲ Ἡρακλείτου συλλογιζομένῳ ἔοικεν, οὐχ ὡς σαφῶς λέγοντος πῦρ ἢ ἀναθυμίασιν ξηρὰν τὴν ψυχήν· ἀλλ' ὡς τοῦ πυρὸς πρὸς τῷ λεπτομερεῖ καὶ τὸ εὐκίνη-

τον ἔχοντος, καὶ τῷ κινεῖσθαι τὰ ἄλλα κινοῦντος, καὶ διὰ ταῦτά τε τῇ ψυχῇ προσήκοντος· ὡς διὰ παντὸς τοῦ ζῶντος ἰούσῃ σώματος κ. τ. λ. Denn weder ist Herakleitos zweifelhaft oder auch nur unklar gewesen über diesen Punkt, noch ist das εἴπερ des Aristoteles unsicher, sondern ganz bestimmt zu verstehen.

Diese Deutung des Simplicius hat ihren Grund wahrscheinlich darin, daſs neben der richtigen sich eine Meinung verbreitet hatte, die Seele wäre nach Herakleitos Luft. Dies erzählt Tertullianus (*de anim. c. IX.*) *non ut aër sit ipsa substantia ejus, etsi hoc Aenesidemo visum est et Anaximeni, puto secundum quosdam et Heraclito;* ist aber selbst eines bessern überzeugt *ibid. c. V. nec illos dico solos, qui eam de manifestis corporalibus effingunt, ut Hippasus* (so liest schon Fabricius statt Hipparcus) *et Heraclitus ex igni.* Sextus führt diese Meinung in einem noch allgemeineren Sinne auf den Skeptiker Aenesidemos zurük „τό, τε ὂν κατὰ τὸν Ἡράκλειτον ἀήρ ἐστιν, ὥς „φησιν ὁ Αἰνησίδημος" (*adv. Math. X,* 233); anderwärts stellt er sie auch als von Mehreren angenommen dar „κατ' ἐνίους Ἡράκλειτος ἀέρα (φησὶ τῶν πάντων ἀρχήν) . . Ἵππασος δὲ καὶ „κατ' ἐνίους Ἡράκλειτος πῦρ." Es gereicht nun zwar wie schon gesagt dem Sextus, dem die Quellen Herakleitischer Weisheit noch so reichlich

lich flossen, nicht zum Ruhme, über diese leicht zu entscheidende Frage, wie es scheint, zweifelhaft geblieben zu sein, auf der andern Seite aber ist ihm am wenigsten zu verdenken, daſs er irre gemacht worden durch das Ansehn des Aenesidemos. Wie übrigens dieser, und gewiſs erst nach ihm Andere, gegen die deutlichsten Aussprüche des Herakleitos selbst, auf die Meinung kommen konnte, die ἀρχὴ sei nach Herakleitos Luft, dies ist nur zu erklären aus dem Aristotelischen Kanon, daſs die Alten dasselbe was sie als ἀρχὴ sezten auch als das Wesen der Seele insbesondere ansahen, verbunden mit jener Meinung daſs die Seele Luft wäre nach ihm. Denn nach einer andern Stelle des Sextus (*adv. Math. VII,* 349) folgte Aenesidemos dem Herakleitos auch darin, daſs die Vernunft ihren Siz auſserhalb des Leibes habe, also auch gewiſs darin, daſs sie, wie wir sehen werden, durch das Einathmen hineinkommt; was aber eingeathmet wird ist nach der gewöhnlichen Vorstellung die Luft. Und diese gewöhnliche Vorstellung schob man dem Herakleitos unter. Diese Spur läſst sich genau nachweisen. Tertullianus (*de anim. c. XIV*) „*Non longe* „*hoc exemplum est a Stratone et Aenesidemo et* „*Heraclito; nam et ipsi unitatem animae tuen*„*tur, quae in totum corpus defusa et ubique* „*ipsa velut flatus in calamo per cavernas,*

„*ita per sensualia variis modis emicet, non tam* „*concisa quam dispensata.*“ Ja es haben wie es scheint eigne Herakleitische Worte Veranlassung dazu gegeben. Diese führt uns Clemens an, welcher da, wo er den Herakleitos beschuldigt sich aus Orpheus bereichert zu haben, nachdem er jene Orphischen Verse angeführt hat, also fortfährt

49. Ἡράκλειτος ἐκ τούτων συνιςάμενος τοὺς λόγους ὧδέ πως γράφει, ψυχῇσι θάνατος ὕδωρ γένεσθαι, ὕδατι δὲ θάνατος γῆν γένεσθαι· ἐκ γῆς δὲ ὕδωρ γίνεται, ἐξ ὕδατος δὲ ψυχή. „Den See- „len ist Tod Wasser zu werden, dem Was- „ser Tod Erde werden; aus Erde aber wird „Wasser, und aus Wasser Seele.“ (*Strom. VI,* 2.) die lezten Worte ἐκ γῆς — ψυχή deswegen dem Herakleitos abzusprechen, weil Philon dasselbige nur so anführt εὖ καὶ ὁ Ἡράκλειτος, ἐν οἷς φησι ψυχῇσι θάνατος γῆν γενέσθαι (*quod mund. sit incorr. p.* 958) wie Heyne thut (*Opusc. III, p.* 106) finde ich keinen Grund. Es steht dahin ob ganz in demselben Sinn gemeint ist, was Proklos anführt (*in Tim. p.* 36) . . καὶ ἄλλος οὗτος ψυχῶν τῶν νοερῶν θανατὸς ὑγρῇσι γενέσθαι φησὶν Ἡράκλειτος. Ueberhaupt aber bilden diese Worte zu sehr einen Hexameter, als daſs man sie, wie sie

hier stehen dem Herakleitos beilegen könnte, sondern sie sollten wol nur einen Herakleitischen Saz dem Gedächtniſs einprägen, wie wir oben schon einen ähnlichen Fall gehabt haben. Aus diesen Worten nun schloſs man also sehr natürlich: wenn in absteigender Bewegung auf die Seele das Wasser folgt, so muſs die Seele Luft sein. Daher fügt auch Philon hinzu „ψυχὴν γὰρ οἰόμενος εἶναι τὸ πνεῦμα, τὴν μὲν „ἀέρος τελευτὴν γένεσιν ὕδατος, τὴν δ᾽ ὕδατος „γῆς πάλιν γένεσιν αἰνίττεται. Nur daſs hiebei immer die Empedokleische Physik der vier Elemente zum Grunde liegt, welche der gröſsten Wahrscheinlichkeit nach Herakleitos nicht anerkannte, sondern nur drei Entwiklungsstufen darstellte, πῦρ, θάλασσα, welches er hier auch ὕδωρ nennt, eben sowol die elastische Flüssigkeit mit darunter begreifend, und γῆ. Wer nun diese drei Formen auf jene vier Elemente zurükführen will wird freilich die Luft bilden müssen theils aus der θάλασσα des Herakleitos, theils aus seinem πῦρ, in wiefern es nemlich ein erscheinendes ist unter der Form der ἀναθυμίασις. So wird denn freilich von jener Ansicht aus für Jeden um so mehr als er sich unter Feuer auch Flamme denkt Herakleitos sagen die Seele sei Luft: ganz unrecht aber wird dies auch auf die ἀρχὴ ausgedehnt. Man sehe was Galenos von den Stoikern sagt πνεῦμα γὰρ

τι τὴν ψυχὴν εἶναι βούλονται καθάπερ καὶ τὴν φύσιν, ἀλλ' ὑγρότερον μὲν καὶ ψυχρότερον τὸ τῆς φύσεως, ξηρότερον δὲ καὶ θερμότερον τὸ τῆς ψυχῆς. *Ed. Chart. T. V, p.* 449. Ihm selbst aber dem Herakleitos ist es nur das Feuer, welches erlöschend zunächst Wasser wird, und in diesem Sinne Wasser werden der Tod der Seele, und es ist nur das erscheinende Feuer, die ξηρὰ ἀναθυμίασις welche aus dem Wasser entsteht, und an welche er die erscheinende Bewegkraft und Erkenntniſs bindet. Deshalb nun, weil diejenige Form des Daseins, mit welcher Herakleitos wesentlich das Leben als besondere Erscheinung verbindet, sich vorzüglich aus dem Wasser entwikkelt, und der unmittelbare Uebergang des starren in diese Form von den meisten übersehen wurde, nannte Clemens oben, wahrscheinlich älteren Commentatoren nachsprechend, die Herakleitische θάλασσα das ὡς σπέρμα πάσης γενέσεως.

Wo demnach dieser trokne Dunst zusammenhangend in Masse und ungebunden sich befindet, da ist der allgemeine Siz der Seele, das περιέχον ist das φρενῆρες, und was sonst in der Welt Erkenntniſs hat und Selbstbewegung, muſs sie aus diesen haben. So Plutarchos

ἡ δὲ ζῶσα καὶ βλέπουσα, καὶ κινήσεως ἀρχὴν ἐξ αὑτῆς ἔχουσα καὶ γνῶσιν οἰκείων καὶ ἀλλοτρίων φύσις ἄλλοθεν ἔσπακεν ἀποῤῥοὴν

καὶ μοῖραν ἐκ τοῦ φρονοῦντος, ὅπως κυβερνᾶται τό,τε σύμπαν καθ' Ἡράκλειτον (*de Isid. et Osir. p.* 382.) Ich habe unbedenklich ἄλλοθεν in den Text gesezt statt des ἄλλως τε unserer Ausgaben, oder was, wie Wyttenb. erinnert, Xyland. gelesen haben muſs ὅλως γε. Buchstäblich Herakleitisches möchte ich höchstens in den lezten Worten anerkennen, wiewol auch nicht mit Sicherheit. In diesen will Markl. lesen ὅτῳ statt ὅπως; gewiſs nicht mit Unrecht, wenn die Worte Plutarchisch sind; als Herakleitisch aber könnte man wol φρονοῦντος ὅπως κυβερνᾶται verbinden „aus dem in welchem die „Erkenntniſs ist wie das Ganze regiert wird."

Eben so Sextus in der vorhin schon angezogenen Stelle (*adv. Math. VII,* 126 *ſq.*) τοῦτον δὴ τὸν θεῖον λόγον καθ' Ἡράκλειτον δι' ἀναπνοῆς σπάσαντες νοεροὶ γινόμεθα. Durch dieses Eingesogenwerden wird nun die Seele eines Einzelnen, indem die allgemeine ξηρὰ ἀναθυμίασις sich vereiniget mit dem in einem Jeden aus den Feuchtigkeiten seines Leibes sich bildenden troknen Dunst. Dies ist wenigstens das Wahre an einem Berichte des Nemesios (*de nat. hom. c. II, Ed. Ox. p.* 38) Ἡράκλειτος δὲ τὴν μὲν τοῦ παντὸς ψυχὴν ἀναθυμίασιν ἐκ τῶν ὑγρῶν, τὴν δὲ ἐν τοῖς ζώοις ἀπό τε τῆς ἐκτὸς καὶ τῆς ἐν αὐτοῖς ἀναθυμιάσεως ὁμογενῆ πε-

φυκέναι. Dasselbe fast wörtlich *de plac. phil. IV,* 3. Diese Verbindung nun ist für den Leib zwar, oder, wenn man die in einem Jeden selbst sich erzeugende ἀναθυμίασις auch für sich wenigstens als die niedere Seele will gelten lassen, für das einzelne lebendige zwar eine Erhöhung, und erst die Quelle des Lebens in vollerem Sinne, für das φρενῆρες selbst aber ist sie natürlich eine Erniedrigung und ein Tod. Der Leib wird belebt durch seine Verbindung mit dem Princip des Bewuſstseins und der Selbstbewegung, dieses aber stirbt, weil es gebunden ist und in Ruhe bleiben muſs. So erklärt Sextus gewiſs mit Recht die Worte des Herakleitos welche er anführt

50. Ὁ δὲ Ἡράκλειτός φησιν, ὅτι καὶ τὸ ζῆν καὶ τὸ ἀποθανεῖν καὶ ἐν τῷ ζῆν ἡμᾶς ἐςι, καὶ ἐν τῷ τεθνάναι. „Und „Herakleitos sagt, sowol das Leben als das „Sterben ist beides in unserm Leben und in „unserm Tode.“ (*Pyrrh. III,* 230.)

Denn der Tod wird dann die Errettung, die Wiederbelebung der Seele. Daher ist auch gewiſs Herakleitisches in jenem Wortspiel welches Platon anführt daſs die Körper die Gräber der Seele sind, worauf auch Philon deutet (*Alleg. leg. I, fin.*) μονονοὺ καὶ ὁ Ἡράκλειτος, κατὰ τοῦτο Μωϋσέως ἀκολουθήσας τῷ δόγματί φησι, ζῶμεν τὸν ἐκείνων θάνατον, τεθνήκαμεν δὲ τὸν

ἐκείνων βίον· ὡς νῦν μὲν ὅτε ἐνζῶμεν τεθνηκυίας τῆς ψυχῆς καὶ ὡς ἂν ἐν σήματι τῷ σώματι ἐντετυμβευμένης. Auch muſs man schlieſsen Herakleitos habe sich mehrere Arten gedacht, wie das beseelende Princip mit den niederen Entwikkelungsstuffen könne verbunden sein, und zwar nicht nur solche die geringer sind als das menschliche Leben, sondern auch solche die etwas höheres darstellen; und diese scheint er gemeint zu haben· so oft θεοὶ und δαίμονες bei ihm in der Mehrzahl vorkommen und also gewiſs als einzelne Wesen. So mag er gemeint haben, wenn er es in der That gesagt hat, was wir bei Diogenes (IX, 7) lesen

πάντα ψυχῶν εἶναι καὶ δαιμόνων πλήρη,

und auch jenen Spruch, den Aristoteles aufbewahrt hat (*de part. anim. I. 5.*)

ἐκέλευσε . . εἰσιέναι θαῤῥοῦντας, εἶναι γὰρ καὶ ἐνταῦθα θεούς·

wiewol an der Aechtheit von beiden zu zweifeln wäre wenn es der Mühe lohnte. Will man nun etwas seine Theologie nennen, so könnte das im strengsten Sinne nur gewesen sein was er von dem περιέχον φρενῆρες selbst gesagt hat in wie fern es als allgemeine Vernunft die Quelle alles wahren Bewuſstseins ist; denn dies allein war sein Allerheiligstes, jener Name des Zeus, der gesprochen sein will und auch nicht. Und so

läſst sich wol denken, daſs die Gegend seines Werkes in welcher er hiervon sprach, dies war aber, wenn wir anders den Sextus (*adv. Math. VII,* 132) recht verstehen, der Anfang, von Spätern als seine *θεολογία* ist angeführt worden, nicht aber daſs er selbst sie als einen besondern Theil mit einem eigenen Namen aufgestellt habe. Was er aber über die mannigfaltigen Verbindungen der allgemeinen Vernunft mit den verschiedenen Formen des Seins gesagt, wäre nur seine Dämonologie zu nennen, und ist hoffentlich auch nur sehr in der Kürze abgefaſst gewesen. Und hier müſste dann als Polemik gegen die Volksreligion und die dichterische Götterlehre ihren Siz gehabt haben eine unter dem Namen des Herakleitos aufbehaltene Stelle, die ich aber ihres alterthümlichen Ansehens ohnerachtet doch nicht wage als eine ächte zu bezeichnen. Sie findet sich

zuerst bei Clemens (*Cohort. c. IV, p.* 44) .. τοῦ γε σοῦ ἄκουσον φιλοσόφου τοῦ Ἐφεσίου Ἡρακλείτου τὴν ἀναισθησίαν ὀνειδίζοντος τοῖς ἀγάλμασιν „Καὶ ἀγάλμασι τουτέοισιν εὔχονται ὁκοῖον εἴ τις δόμοισι λεσχηνεύοιτο. Dann noch aus Celsus bei Origenes (*contra Cels. VII, p.* 738) mit einem Zusaz καὶ μὴν καὶ Ἡράκλειτος ὧδέ πως ἀποφαίνεται· καὶ τοῖς ἀγάλμασι τουτέοισιν εὔχονται, ὁκοῖον εἴ τις τοῖσι δό-

μοισι λεσχηνεύοιτο, οὔτε γιγνώσκων θεοὺς οὔτε ἥρωας οἵτινές εἰσι. „Und „zu diesen Bildern beten sie als wenn je-„mand mit den Häusern redete, nicht ein-„mal wissend wer Götter und Dämonen sind.“ Denn dafs er das lezte auch für Herakleitisch giebt, sieht man aus seiner Erklärung ὁ μέν γε μάλα ἀποῤῥήτως ὑποσημαίνει ἠλίθιον τὸ τοῖς ἀγάλμασιν εὔχεσθαι ἐὰν μὴ γιγνώσκῃ τις θεοὺς καὶ ἥρωας οἵτινές εἰσιν. — δοκοῖσι statt δόμοισι ist nur eine sinnreiche Vermuthung, und die doch wenig bessert, und von der Stelle den Verdacht jüdischen Ursprungs nicht abwälzt. Und Celsus mufste freilich die Alexandrinischen Juden auch lesen und konnte sich von ihnen und mit ihnen täuschen lassen.

Doch um zurükzukehren: so mag sich Herakleitos die menschliche Seele betreffend gedacht haben, dafs sie von solchen Dämonen und Göttern herrühre und nach dem Tode auch wieder in solche verwandelt werde, wie aus folgendem Bruchstük zu erhellen scheint

Ἔνθα καὶ λέγεται ὀρθῶς ὑπὸ Ἡρακλείτου, ὅτι ζῶμεν τὸν ἐκείνων θάνατον, τεθνήκαμεν δὲ τὸν ἐκείνων βίον. *Hierocles in carm. aur. p.* 186. Es kann aber hier nur von den Göttern die Rede sein, und von einem Leben aufserhalb der niedern Welt,

wie die vorhergehenden Worte des Hierocles „διὸ καὶ ἐπαμφοτερίζει (ὁ ἄνθρωπος) ταῖς σχέσεσιν, ὅτε μὲν ἐκεῖ ζῶν τὴν νοερὰν εὐζωΐαν, ὅτε δὲ ἐνταῦθα τὴν αἰσθητικὴν ἐμπάθειαν προσλαμβάνων genugsam zu erkennen geben. Man findet aber jene Worte von Andern auch anders gebraucht. Maximus Tyrius (*Diss. XLI. p.* 489. *Davis.*) verflicht sie in die schon angezogene Schilderung von den Verwandlungen der Dinge überhaupt (s. oben S. 407). Man vergleiche auch Philon a. a. O. Und wahrscheinlich ist es dieselbe Stelle welche Numenios bei Porphyrios (*de antro p.* 256. *Ed. Cantabr.*) auf den Gegensaz zwischen Seele und Leib bezieht καὶ ἀλλαχοῦ δὲ φάναι ζῆν ἡμᾶς τὸν ἐκείνων (der Seelen) θάνατον, καὶ ζῆν ἐκείνας τὸν ἡμέτερον θάνατον.

Und mit einer solchen Verwandlung der Menschen und Götter in einander stimmt auch gar sehr zusammen was Herakleides in Verbindung mit dem Vorigen anführt

51. ὁ γοῦν σκοτεινὸς Ἡράκλειτος ἀσαφῆ καὶ διὰ συμβόλων εἰκάζεσθαι δυνάμενα θεολογεῖ τὰ φυσικὰ δι' ὧν φησι, θεοὶ θνητοί τ' ἄνθρωποι ἀθάνατοι ζῶντες τὸν ἐκείνων θάνατον θνήσκοντες τὴν ἐκείνων ζωήν. (*alleg. Hom. p.* 442. 443. *Gale.*) Die ersten Worte führt abermals Maximus

auch an Σκόπει καὶ τὸν Ἡράκλειτον· θεοὶ θνητοὶ (so liest schon Heinsius statt ἀθάνατοι), ἄνθρωποι ἀθάνατοι (*Diss. X, p.* 107). Nimmt man nun hinzu, was Clemens anführt Ὀρθῶς ἄρα εἶπεν Ἡράκλειτος Ἄνθρωποι θεοὶ, θεοὶ ἄνθρωποι (*Paedag. III,* 1. *p.* 251) — wo aber Stephanus (*poes. phil. p.* 135) ganz fälschlich die folgenden Worte λόγος γὰρ αὐτὸς noch für Herakleitische hält und deshalb auch ωὑτὸς schreibt — und was den gröſsten Verdacht hat unsere nemliche Stelle zu sein: so wird hoffentlich Niemand zweifeln die ganze Stelle so herzustellen wie auch fast schon Fabricius (s. *Sextus p.* 185. *not. c*) gethan hat Ἄνθρωποι θεοὶ θνητοί· θεοί τ᾽ ἄνθρωποι ἀθάνατοι, ζῶντες τὸν ἐκείνων θάνατον, θνήσκοντες τὴν ἐκείνων ζωήν. „Die Menschen sind sterbliche Götter, und die „Götter unsterbliche Menschen, lebend jener „Tod und sterbend jener Leben," welches leztere dann gegenseitig zu verstehen ist. Doch würde vielleicht der Sinn noch schärfer ausgedrükt, wenn man mit vernachlässigter Genauigkeit des Gegensazes läse θνήσκοντες ἐς τὴν κ. τ. λ. Daſs übrigens Hierocles den lezten Saz nur aufgelöst hat und die Participien das ächte sind, erhellt aus Herakleides ganz offenbar.

Ja diese Verwandlung lieſse sich ähnlich den Verwandlungen des Ganzen ansehn als die auf- und absteigende Bewegung der Seelen in ihrer besondern Sphäre, und so bekäme einen bestimmten Sinn jener Bericht *Stob. Ecl. I, p.* 906 Ἡράκλειτος μὲν γὰρ... ὁδόν τε ἄνω καὶ κάτω τὰς ψυχὰς διαπορεύεσθαι ὑπείληφε. Oder mag auch Herakleitos nur im Allgemeinen an die Rükkehr aus der Gefangenschaft des Leibes in die Freiheit des περιέχον φρενῆρες gedacht haben, wie Theodoretos sagt ὁ δὲ Ἡράκλειτος τὰς ἀπαλλαττομένας τοῦ σώματος (ψυχὰς) εἰς τὴν τοῦ παντὸς ἀναχωρεῖν ψυχὴν ἔφησεν, οἷα δὴ ὁμογενῆ τε οὖσαν καὶ ὁμοούσιον (*T. IV, p.* 822), so hatte er immer Ursache den Tod zu preisen und höher zu achten als das Leben. Und hievon ist uns noch mehreres aufbehalten geblieben. Zunächst sagt Clemens indem er von Vergeltungen aller Art in jenem Leben redet

52. συνᾴδειν τούτῳ καὶ ὁ Ἡράκλειτος φαίνεται, δι' ὧν φησι περὶ τῶν ἀνθρώπων διαλεγόμενος Ἀνθρώπους μένει ἀποθανόντας ἅσσα οὐκ ἔλπονται οὐδὲ δοκέουσιν (*Strom. IV*, 21) „Die Menschen erwartet wenn sie todt sind was sie nicht hoffen „noch glauben." Fast eben so Theodoretos (*Ed. Hal. Vol. IV, p.* 913) ἐκεῖνο δὲ τοῦ Ἡρακλείτου μάλα θαυμάζω, ὅτι μένει τοὺς

ἀνθρώπους ἀποθνήσκοντας, ὅσα κ. τ. λ. Clemens selbst deutet anderwärts (*Cohort. II, p.* 18) gewiſs gegen die Meinung des Herakleitos den Saz unvollständig angeführt nur auf Bestrafungen. Der ersten Auslegung aber stimmt bei ein Fragment bei Stobäos, welches Wyttenbach dem Plutarchos vindicirt hat ἐπεὶ τήν γε πεισθεῖσαν ὅσα ἀνθρώπους περιμένει τελευτήσαντας καθ' Ἡράκλειτον οὐδὲν ἂν κατάσχοι. Nur für wörtlicher als jene darf man diese Anführung nicht halten (weshalb ich auch das beidemal beibehaltene ἅσσα des Clemens dem ὅσα des Theodoretos und dieses Fragmentes vorziehe); und ob der Verfasser das οὐδὲν ἂν κατάσχοι, nemlich die Seele in der Verbindung mit dem Leibe, auch als Herakleitisch will angeführt haben, läſst sich in der That eben wenn es Plutarchos ist am wenigsten entscheiden.

Dann mag auch wol Herakleitos gesucht haben zn zeigen wie eben hiermit auch manches in der herrschenden Denkungsart übereinstimme. Zwei verschiedene Stellen der Art führt Theodoretos an

53. Ὁ δέ γε Ἡράκλειτος καὶ τοὺς ἐν τοῖς πολέμοις ἀναιρεθέντας πάσης ἀξίους ὑπολαμβάνει τιμῆς. Ἀρηϊφάτους γὰρ, φησὶν, οἱ θεοὶ τιμῶσι καὶ ἄνθρωποι.. καὶ πάλιν

54. Μόροι γὰρ μείζονες μείζονας μοίρας λαγχάνουσιν. „Denn die im Krieg „getödteten, sagt er, ehren Götter und Men-„schen. Und wiederum: Denn der herbere Tod „erlangt auch den gröſsern Lohn.“ Die lezte Stelle führt auch Clemens an, ionisirender Μόροι γὰρ μέζονες μέζονας μοίρας λαγχάνουσι καθ' Ἡράκλειτον. (*Strom. IV, 7.*)

Denn wollte man auch von dem ersten Saze glauben, er sei aus einer politischen Stelle, wo er das Festhalten am Gesez, also auch das Streiten für das Gesez und für das Vaterland empfohlen: so kann doch dies von der zweiten nicht gelten. Ganz ähnlich ist noch eine Stelle bei Clemens (*Strom. III, 3.*)

55. Ἡράκλειτος γοῦν κακίζων φαίνεται τὴν γένεσιν Ἐπειδὰν, φησὶ, γενόμενοι ζώειν ἐθέλουσι, μόρους τ' ἔχειν, μᾶλλον δὲ ἀναπαύεσθαι καὶ παῖδας καταλείπουσι μόρους γενέσθαι. Statt ἐπειδὰν welches im folgenden nichts entsprechendes findet muſs man aber wol ἔπειτα lesen. Die Worte μᾶλλον δὲ ἀναπαύεσθαι will ich aber nicht als Herakleitisch vertheidigen, sie sehen fast aus wie zwischengeschobene mildernde Worte des Clemens selbst; am Ende zu μόρους γενέσθαι muſs man αὐτοῖς hinzudenken. „Wenn sie geboren sind wollen sie dann

„Leben und auch Tod haben, und hinterlas-
„sen Kinder dafs denen auch der Tod werde.“ Wenigstens kann man ihr nicht leicht einen andern Zwek beilegen, als zu zeigen, wie auch die gewöhnlichen Menschen den Tod für kein Uebel halten. Und da wir wahrscheinlich bei Herakleitos und seinen nächsten Anhängern zuerst philosophirende Spiele mit Worten zu suchen haben: so gehört auch hieher gewifs ein solches, welches in dem *Etymologicon magnum* (v. *βίος*) aufbehalten worden ist.

56. Ἔοικε δὲ ὑπὸ τῶν ἀρχαίων ὁμωνύμως λέγεσθαι βιὸς τὸ τόξον καὶ ἡ ζωή. Ἡράκλειτος οὖν ὁ σκοτεινὸς, τῷ οὖν τόξῳ ὄνομα βιὸς, ἔργον δὲ θάνατος. „Bedeutet „doch des Bogens Name Leben, sein Ge-„schäft aber ist Tod.“ Offenbar wollte Herakleitos hier mit Vernachlässigung des Tons die Sprache auf seine Seite ziehen, dafs der Tod selbst Leben sein müsse *).

Wenn nun das περιέχον φρενῆρες überall dasselbe, die menschliche Seele aber zwar sofern sie vernünftig ist jenem gleich, doch aber nicht ohne eine Beimischung des besonderen zu den-

*) Hier nun war es nicht schwer der Spur auch eines einzelnen Wortes nachzugehn; wohin aber gehöre, was Suidas anführt (v. ἀμφισβατεῖν) „ἔν τισι δὲ τὸ ἀμφισ-„βητεῖν. Ἴωνες δὲ καὶ ἀγχιβατεῖν, καὶ ἀγχιβασίην „Ἡράκλειτος“) das mag wol Niemand auffinden können.

ken ist, so wird nun in diesem der Grund aller Verschiedenheit unter den Menschen liegen. Denn wie überhaupt zwischen den verschiedenen Entwiklungsstuffen in dem Gebiet der Erscheinung mehr ein allmähliger Uebergang stattfindet als ein schroffer Unterschied: so gilt dies vorzüglich auch von der aus den Feuchtigkeiten des Menschen eben erst sich entwikkelnden *ἀναθυμίασις*. Sich selbst gleich aber wird auch diese immer sein, weil sie immer aus demselben Verhältniſs hervorgeht, welches der Zusammenfügung und dem Bestehen grade dieses Einzelnen zum Grunde liegt; daher ist nun ihre Beschaffenheit in dem engeren Sinne die *εἱμαρμένη* des Menschen.

57. Κατὰ δὲ τὸν αὐτὸν τρόπον καὶ ἐπὶ τῆς ψυχῆς εὕροι τις ἂν παρὰ τὴν φυσικὴν κατασκευὴν διαφόρους γινομένας ἑκάστῳ τάς τε προαιρέσεις καὶ τὰς πράξεις καὶ τοὺς βίους· ἦθος γὰρ ἀνθρώπῳ δαίμων κατὰ τὸν Ἡράκλειτον, τουτέστι φύσις. Alex. Aphrod. *de fato*. 56. „Des Menschen Gemüth ist sein „Geschik" δαίμων bedeutet hier ohne Zweifel dasselbe was sonst *εἱμαρμένη*. Derselbe Spruch auch bei Stobäos (*Serm. CII, p.* 559) und bei Plutarchos (*quaest. plat. p.* 939) der ihn in Verbindung bringt mit dem Menandrischen Verse ὁ νοῦς γὰρ ἡμῶν ὁ θεός.

Soll

Soll aber bestimmter ein Maaſsstab gegeben werden um zu beurtheilen, welche Seele die bessere sei und welche die schlechtere: so war gewiſs zuerst zu sagen, daſs jede um desto besser sei je feuriger. Vielleicht gehören auch hieher die Stellen worin Herakleitos den θυμὸς lobt, weil ja unter diesen Begriff alle die Handlungen fallen, in welchen sich die feurige Natur, die schnelle kräftige Beweglichkeit der Seele offenbart. Hierüber ist uns Ein vielfach angeführter und gewendeter Spruch übrig, der gleich so hier stehen mag, wie er wahrscheinlich zu schreiben ist

58. Χαλεπὸν θυμῷ μάχεσθαι, ὅ,τι γὰρ ἂν χρήζῃ γίγνεσθαι, ψυχῆς ὠνέεται. „Schwer ist gegen den Muth streiten; „denn was er will daſs geschehe, kauft er „für das Leben." Zuerst führt ihn Aristoteles an καθάπερ καὶ Ἡράκλειτος εἶπε χαλεπὸν φάσκων εἶναι θυμῷ μάχεσθαι· ψυχῆς γὰρ ὠνεῖσθαι (*Polit. V,* 11. Vergl. *Ethic. Nicom. II,* 2) und fast eben so *Eudem. II,* 7. χαλεπὸν γάρ φησι θυμῷ μάχεσθαι ψυχῆς γὰρ ὠνεῖται. Dann Plutarchos öfters *Coriolan. p.* 224. μαρτυρίαν ἀπέλιπε τῷ εἰπόντι θυμῷ μάχεσθαι χαλεπόν· ὃ γὰρ ἂν θέλῃ, ψυχῆς ὠνεῖται. Vergl. *de ira p.* 457 und *Amat. p.* 755. ἔρωτι γὰρ μάχεσθαι χαλεπὸν, οὐ θυμῷ, καθ᾽ Ἡράκλει-

τον· ὅ,τι γὰρ ἂν θελήσῃ, καὶ ψυχῆς ὠνεῖται καὶ χρημάτων καὶ δόξης, wo der lezte Zusaz offenbar eigne Arbeit ist. Endlich auch Iamblichos μάρτυς τοῖς λεχθεῖσιν Ἡράκλειτος· θυμῷ γάρ φησι μάχεσθαι χαλεπόν· ὅ,τι γὰρ ἂν χρήζῃ γίγνεσθαι, ψυχῆς ὠνέεται (*Protrept. p.* 140).

Gewiſs aber sind hieher zu ziehen die so berühmt gewordenen Aussprüche von den troknen Seelen, welche genau mit der physischen Theorie des Herakleitos zusammenhangen, und aus dem bisher dargestellten gar leicht zu verstehen sind. Denn je mehr die in dem Menschen selbst sich entwikkelnde ἀναθυμίασις diesen Namen verdiente, nicht mehr in das Gebiet der θάλασσα gehörig, also schwerfällig und dem starren verwandt, sondern leicht war und trokken und zur höheren Region dieser Eigenschaft wegen hinaufstrebend, um desto mehr konnte sie sich der von auſsen einwandernden vernünftigen Seele verähnlichen; je mehr aber jene noch verschiedener und untergeordneter Natur war, um desto weniger konnte diese ihr Recht in dem Menschen ausübend seine Vorstellungen dem gemeinsamen Erkennen und sein Leben dem gemeinsamen Gesez gemäſs bilden, sondern der Schein der in dem besonderen seinen Siz hat und die Willkühr muſsten die Oberhand behalten. Eine trokne Seele ist also eine solche

in welcher unbesiegt von den niederen Stuffen des Seins die gemeinsame Vernunft waltet. Dieses nun, daſs die trokne Seele die beste sei und die weiseste, wird von so Vielen und auf so vielfältige Art angeführt aus dem Werke des Herakleitos, kann aber auch von ihm in so mannigfaltigen Verbindungen sein vorgebracht worden, daſs schwer ist zu entscheiden welches mehr oder weniger seine eigenen Worte sein mögen, gewiſs aber viel zu kühn alles auf einen einzigen Ausdruk zurükführen zu wollen. Soviel nur sieht Jeder der sich in den Zusammenhang der ganzen Theorie stellen kann, daſs die Stelle welche Wesseling (*Obss. misc. Vol. V, P. III.*) zur Hauptstelle machen will

> 59. Ἀνὴρ ὁκόταν μεθυσθῇ ἄγεται ὑπὸ παιδὸς ἀνήβου σφαλλόμενος, οὐκ ἐπαΐων ὅκη βαίνει, ὑγρὴν τὴν ψυχὴν ἔχων· αὔη ψυχὴ, eine andere Leseart αὐγὴ ξηρὴ ist am Rande bemerkt, σοφωτάτη καὶ ἀρίστη. *Stobäos Serm. V, p.* 74. „Ein „Mann wenn er trunken ist, wird geführt „von einem unmündigen Kinde, fehltretend „nicht wissend wohin er geht, weil er eine „nasse Seele hat.“

nichts anders sein kann als eine faſsliche Bestätigung des schon in einem andern Zusammenhang vorgetragenen Sazes, um an einem Beispiel, wo die Ursache der Verschlimmerung daſs

nemlich feuchte Dünste die Oberhand gewonnen haben, leicht zu erkennen ist, den Unterschied beider Zustände zu zeigen. Daher sind auch die lezten Worte *αὔη ἀρίστη*, wiewol ganz gewiſs Herakleitisch nicht mit ausgezeichnet worden, weil nemlich nicht wahrscheinlich ist daſs Herakleitos nach einem solchen Beispiel jedesmal den Hauptsaz sollte wiederholt haben, sondern der frühere Epitomator, den Stobäos ausschreibt, hat ihn hieher gestellt, um an die eigentliche Absicht jener Beschreibung desto bestimmter zu erinnern. Es hat aber wahrscheinlich Herakleitos um seine Lehre zu erörtern nicht nur solche Beispiele gebraucht die das Verdienst der Popularität haben, sondern auch solche die mehr ins Groſse gehend des Naturforschers würdiger sind. Er konnte schon anfangen in dieser Hinsicht zu vergleichen Landthiere und Seethiere, und dann fortfahren verschiedene Völker zusammenzustellen nach ihrem Klima. Von dem lezteren hat sich eine ganz deutliche Spur erhalten in einer Stelle des Philon welche Eusebios gerettet hat

60. *μόνη γὰρ ἡ Ἑλλὰς ἀψευδῶς ἀνθρωπογονεῖ.. τὸ δ᾽ αἴτιον, λεπτότητι ἀέρος ἡ διάνοια πέφυκεν ἀκονᾶσθαι· διὸ καὶ Ἡράκλειτος οὐκ ἀπὸ σκοποῦ φησιν· οὗ γῆ ξηρὴ ψυχὴ σοφωτάτη καὶ ἀρίστη.* (*Praep. Evang. VIII,* 14.) Gewiſs hat Stephanus nur diese

Stelle im Sinne, wenn er (*Poes. phil. p.* 139) sagt *scio alioqui afferri ex eodem philosopho* ὅκου γῆ ξηρὴ ψυχὴ σοφωτάτη. Man sieht offenbar daſs hier die ganze Verbindung der angeführten Stelle mit dem behaupteten Saz verloren geht wenn man nicht die Worte läſst wie sie sind und übersezt, „darum sagt „auch Herakleitos nicht unpassend, wo das „Land trokken ist, ist auch die Seele die „weiseste und beste.“ Dennoch wollen Wesseling (a. a. O. p. 46. 47.) und Heyne (*Opusc. III, p.* 96) der jenem durchaus nur nachspricht, auch hier lesen αὔη ψυχὴ σοφωτάτη κ. ἀ. Doch die Sache redet wol für sich selbst und es ist kaum nöthig etwas gegen den gelehrten Mann zu sagen, der hier nicht ganz auf seinem Felde war. Denn wenn er die rechte Leseart durch solche Gründe widerlegen will, weil ja dann Herakleitos behauptet hätte, in den afrikanischen Wüsten müſsten die vortreflichsten Menschen erzeugt werden: so dürfen wir ihm ja nur entgegnen daſs Herakleitos, wenn er anders arabische und libysche Wüsten kannte, wol auch hierüber etwas näher bestimmendes gesagt haben wird, was uns aber verloren gegangen ist, und daſs dem Philon in seinem Zusammenhange wol nichts näher lag als die Vergleichung zwischen Hellas und dem schlammigen verwässerten Aegypten.

Der Hauptsaz selbst aber ist wahrscheinlich am ächtesten aufbehalten in der angezogenen Stelle des Stobäos, aus welcher wir ihn, weil er sich doch an die dortigen Worte schwerlich unmittelbar anschliefsen kann, besonders hieher sezen

61. αὔη ψυχὴ σοφωτάτη καὶ ἀρίστη. „Die trokne Seele ist die weiseste und beste.“ Eine andere Formel findet sich bei Porphyrios (*de antr. c. XI, p.* 207. *Ed. Cantabr.*) Ἀυτὸς δέ φησιν Ἡράκλειτος, ξηρὴ ψυχὴ σοφωτάτη. Und noch etwas verändert bei einem ganz späten Schriftsteller Glykas (*Annal. p.* 74.) ψυχὴ ξηροτέρη σοφωτέρη und nur umgestellt p. 116 ξηροτέρη ψυχὴ σοφωτέρη. Von diesen kann nun freilich wahrscheinlich nur Eine ächt sein und buchstäblich dem Herakleitos angehörig, und deshalb verdient allerdings das alte Wort αὔη den Vorzug. Demohnerachtet aber ist gar nicht nöthig alle Stellen, in denen der Herakleitische Saz auf irgend eine Weise angeführt wird, in diese Formel zu zwingen. So *Plut. de orac. def. p.* 432. wo es heifst „ἅμα δὲ ἄν τις οὐκ ἀλόγως καὶ ξηρότητα φαίη μετὰ τῆς θερμότητος ἐγγινομένην λεπτύνειν τὸ πνεῦμα καὶ ποιεῖν αἰθερίωδες καὶ καθαρόν, steht unmittelbar darauf höchst ungezwungen und richtig Ἄυτη γὰρ ξηρὰ ψυχὴ καθ' Ἡράκλειτον. Denn eben eine solche ist die trokne Seele des Hera-

kleitos; und ohne Grund wollen Wesseling und Heyne ändern αὔη γὰρ u. s. w. Eben so bei demselben *Romul. p.* 35. 36 ... καὶ γένηται καθαρὸν παντάπασι καὶ ἄσαρκον καὶ ἁγνόν· αὕτη γὰρ ψυχὴ ξηρὴ ἀρίστη καθ' Ἡράκλειτον. „Denn eben dies ist die trokne „Seele welche die beste ist nach Heraklei- „tos." Jene aber wollen auch hier ξηρὴ als Glossem zu αὔη ansehn, als ob αὖος ein so ganz ungeläufiges Wort wäre, und meinen, nachdem jenes in den Text gekommen, sei αὔη in αὕτη verwandelt worden.

Von diesem allgemeinen Ausdruk aber ist gewiſs noch ein anderer zu unterscheiden, daſs nemlich Herakleitos die Seele auch, und zwar die weiseste am meisten, einen troknen Strahl oder Glanz αὐγὴ genannt habe. Dies erhellt zunächst aus einer Stelle des Galenos

62. ἀλλ' εἰ καὶ ξηρότητα μὴ ξυγχωρῆσαι ἐναντίαν εἶναι συνέσεως, εἴ γε μὴν ὑφ' Ἡρακλείτου· καὶ γὰρ οὗτος οὕτως εἶπεν· αὐγὴ ξηρὴ ψυχὴ σοφωτάτη· τὴν ξηρότητα πάλιν ἀξιῶν εἶναι συνέσεως αἰτίαν, τὸ γὰρ τῆς αὐγῆς ὄνομα τοῦτ' ἐνδείκνυται. (*Quod anim. mor. Ed. Chart. T. V. p.* 450.)

Denn wenn gleich diese ganze Stelle sehr im Argen liegt, indem das ἐναντίαν keinen Sinn giebt, sondern αἰτίαν darin stekken muſs, und das εἴ γε μὴν gar nicht zu verstehen ist: so er-

hellt doch unwidersprechlich daſs Galenos αὐγὴ gelesen hat. Nun könnte man zwar sagen, er habe dafür ξηρὴ nicht gelesen, weil er sonst den Beweis, daſs Herakleitos die Trokkenheit für die Ursache des Verstandes gehalten, nicht aus dem Worte αὐγὴ würde geführt haben, und also liege auch hier bloſs αὔη und die spätere Danebenstellung von ξηρὴ zum Grunde. Allein es ist zu bemerken daſs statt der Worte καὶ γὰρ οὗτος οὕτως die älteren Ausgaben beide lesen καὶ γὰρ οὗτος οὐχ οὕτως u. s. w. Wer kann also bei einem so verdorbenen Texte wissen, ob nicht Galenos hätte sagen gewollt, ohnerachtet Herakleitos die Seele αὐγὴ ξηρὴ nenne habe er doch die Ursache des Verstandes weniger in dem ξηρὸν gesucht als in dem αὐγοειδές? Daſs aber Galenos auch ξηρὴ gelesen, wird gar sehr bestätiget durch die folgenden Worte ἐννοήσαντας καὶ τοὺς ἀστέρας αὐγοειδεῖς τε ἅμα καὶ ξηροὺς ὄντας, ἄκραν σύνεσιν ἔχειν. Hiezu kommt ein Fragment bei Stobäos (*Serm. XVIII, p.* 160) *)

ἡμᾶς δ' ὁμοιοτάτην ταύτῃ προσφέρεσθαι τροφὴν ἂν εἴη, εἰ τὴν κουφοτάτην καὶ καθαροτάτην προσφεροίμεθα· οὕτω δ' ἂν καὶ τὴν ψυχὴν ἡμῶν

*) Dessen Verf. Heyne (*Opusc. III, p.* 96) gewiſs sehr richtig ausgemittelt hat. Denn so pflegen ἀπομνημονεύματα anzuheben, wie hier περὶ δὲ τροφῆς εἰώθει μὲν πολλάκις λέγειν.

ὑπάρχειν καθαράν τε καὶ ξηρὰν ὁποία οὖσα ἀρίστη καὶ σοφωτάτη εἰς πᾶν, καθάπερ Ἡρακλείτῳ δοκεῖ λέγοντι οὕτως αὖ γῆ ξηρὴ (andere aber αὐγὴ ξηρὴ) ψυχὴ σοφωτάτη καὶ ἀρίστη. Wäre nun weder hier noch sonst wo eine Spur von αὐγὴ, so würde ich dem Verfasser eine Combination zutrauen zwischen trokner Nahrung und troknem Lande, und auch hier lesen οὗ γῆ ξηρή. Die Herausgeber des Clemens (zu *Paedag. II, 2. p.* 184) berichten freilich, in einer englischen Handschrift sei corrigirt αὔη ψυχὴ, aber wer weiſs wie spät diese vorwizige Verbesserung ist.

Nun schlägt sich auf dieselbe Seite noch eben jene Stelle des Clemens wo zwar Herakleitos nicht genannt, aber auf mehr als eine Herakleitische Stelle Rüksicht genommen ist.

οὕτω δ᾽ ἂν καὶ ἡ ψυχὴ ἡμῶν ὑπάρξαι καθαρὰ καὶ ξηρὰ καὶ φωτοειδής· Αὐγὴ δὲ ψυχὴ ξηρὰ σοφωτάτη καὶ ἀρίστη· ταύτῃ δὲ καὶ ἐποπτική; κ. τ. λ. wo das φωτοειδὴς fast die Richtigkeit von αὐγὴ verbürgt, und wo man wol am besten übersezt „denn ein trok„ner Strahl ist die beste Seele.“

Endlich noch eine Stelle des Plutarchos (*de esu carn. p.* 995.)

αὐγῇ ξηρῇ ψυχὴ σοφωτάτη κατὰ τὸν Ἡράκλειτον ἔοικεν, wo zwar das zur Verbindung

vorangestellte καὶ γὰρ mit Dank anzunehmen, sonst aber in den Worten selbst nichts zu ändern ist „denn einem troknen Glanze gleicht die weiseste Seele nach Herakleitos.“ Und dieser durch so viele Stellen bestätigte Ausdruk ist auch an sich selbst so wahrscheinlich. Denn wenn auch Herakleitos das Wort ἀναθυμίασις selbst gebraucht hat, was ich doch nicht behaupten möchte gewiſs zu wissen, so hat er es doch wol nicht genau unterschieden von ἀτμὶς oder ἀτμὸς, und es konnte ihm eben so gut das Dunstförmige in dem Gebiet seiner θάλασσα bezeichnen. Welches Wort kann ihm nun bei seiner Theorie von den Sternen näher gelegen haben um den nicht mehr wässrigen Dunst zu bezeichnen als eben αὐγή? So kann er die Seele im allgemeinen einen troknen Strahl genannt haben, so daſs die ursprünglichen Worte zu diesen Stellen wären αὐγὴ ξηρὴ ψυχὴ, und das andere nur aus Vermischung beider Formeln entstanden; oder er kann auch gesagt haben, die weisere Seele sei noch der troknere Strahl. Darauf führt auch schon die nicht undeutliche Spur daſs er die leichte Beweglichkeit der besseren Seele und zugleich ihre Bereitwilligkeit den Leib wieder zu verlassen bildlich so dargestellt, daſs sie ihn wie ein Bliz durchzukke. Diese Spur findet sich in einer schon angeführten Stelle des Plutarchos

und zwar so dafs sie fast die Worte des Herakleitos selbst zu enthalten scheint

63. αὕτη γὰρ ψυχὴ ξηρὴ ἀρίστη καθ' Ἡράκλειτον ὥσπερ ἀστραπὴ νέφους διαπταμένη τοῦ σώματος.

und eben darauf deutet auch in der zulezt angezogenen Stelle des Clemens (*Paed. II,* 2) der Zusaz

οὐδὲ ἔσται κάθυγρος ταῖς ἐκ τοῦ οἴνου ἀναθυμιάσεσι νεφέλης δίκην σωματοποιουμένη.

Nicht nur aber einen solchen persönlichen Unterschied in Absicht auf die Kraft der Seele, welcher den Menschen abhängig von Klima und Nahrung als sein Geschik durch das ganze Leben begleitete, hat Herakleitos festgesezt; sondern er hat auch, noch auf eine andere Weise als wir oben schon gesehen, aufmerksam gemacht auf den Unterschied in den Verrichtungen der Seele der bei jedem Menschen eintritt nach Maafsgabe verschiedener Zeiten, und auch hierhin begleitete ihn seine allgemeine Anschauung von einem Wechsel des Uebergewichtes bald der einen bald der andern Seite. Was die grofsen Perioden betrifft des mit erleichterter Beweglichkeit aller Dinge hervortretenden Feuers und der todesgleich hervortretenden Erstarrung: so dürfen wir nur der Analogie nach vermuthen dafs er zu jener auch gerechnet

habe vermehrte und kräftige Weisheit, und zu dieser ein gröſseres Versinken der Masse in Thorheit und Bewuſstlosigkeit. Von den kleineren Perioden aber, in denen regelmäſsig Anzünden und Verlöschen des Feuers ihr Uebergewicht mit einander vertauschen, wissen wir auf das bestimmteste daſs er dieses dargethan an den damit verbundenen Erscheinungen des Wachens und Schlafens. Unvollständig wäre daher für sich allein, aber doch auf das richtige hindeutend der schon erwähnte Bericht des Sextus (*adv. Math. VII,* 126. *ſq.*) τοῦτον δὴ τὸν θεῖον λόγον καθ᾽ Ἡράκλειτον δι᾽ ἀναπνοῆς σπάσαντες νοεροὶ γινόμεθα, καὶ ἐν μὲν ὕπνοις ληθαῖοι, κατὰ δὲ ἔγερσιν πάλιν ἔμφρονες. Denn sofern nur durch das Athmen die göttliche Vernunft eingesogen wird läſst sich ein solcher Unterschied nicht erklären, da ja das Athmen gleichmäſsig fortdauert im Schlaf wie im Wachen. Allein nicht nur durch das Athmen geschieht jenes, sondern durch alle Thore, welche dem Leibe eine Gemeinschaft eröfnen mit dem περιέχον, und ein solches ist jeder Sinn, unter welchen wiederum, wie wir schon gesehen haben und sich hier erklärt, dem Herakleitos die vorzüglichsten gewesen zu sein scheinen das Auge, welchem das Licht einzusaugen vergönnt ist, und die Nase, welche den sich eben entwikkelnden Duft, einen troknen

rauchartigen gewiſs nach seiner Vorstellung, verschlukt. Das Zurüktreten des Gehörs und also auch der Tonkunst bezeichnet stark den Gegensaz des Mannes gegen die Pythagoreer; das Gefühl aber hatte es ihm offenbar mit dem starren zu thun, und der Geschmak nebst der eigenthümlichen Empfindung des Erzeugungsgeschäftes waren ihm in das niedere Gebiet der Flüssigkeit versenkt. Lezteres kommt mehremale ausdrüklich vor, zwar bei Neuplatonikern, aber wo sie den Herakleitos anführen, und so daſs man glauben muſs sie haben es bei ihm gelesen. So Proklos (*in Tim. p.* 36) aus Porphyrios .. ὅτε δὲ τὸ ἐπιθυμητικὸν ὑπὸ τῆς γενεσιούργου κατακλυζόμενον ὑγρότητος ἐκνευρίζεται καὶ βαπτίζεται τοῖς τῆς ὕλης ῥεύμασι, καὶ ἄλλος οὗτος ψυχῶν τῶν νοερῶν θάνατος ὑγρῇσι γενέσθαι, φησὶν Ἡράκλειτος, wo die Citation doch nicht bloſs auf die lezten verdächtigen Worte gehn kann, sondern an dem ἄλλος οὗτος wenigstens hängt, so daſs man eher glauben kann, die ganze Gedankenreihe werde als Herakleitisch bezeichnet, und das allgemeine nur kürzer ausgedrükt durch den Gedächtniſsvers. Eben so Porphyrios selbst wiederum, wie es scheint aus Numenios, ὅθεν καὶ Ἡράκλειτος ψυχῇσι, φάναι, τέρψιν μὴ θάνατον ὑγρῇσι γενέσθαι· τέρψιν δὲ αὐταῖς εἶναι τὴν ἐς γένεσιν πτῶσιν, καὶ ἀλλαχοῦ δὲ φάναι κ. τ. λ.

(s. oben unter n. 50, S. 498) worauf noch folgt παρ' ὃ καὶ διερους τοὺς ἐν γενέσει καλεῖν τὸν ποιητὴν τοὺς διυγροὺς τὰς ψυχὰς ἔχοντας. (*de antro p.* 257. *Ed. Cantabr.*) Nun klingt es freilich als ob Herakleitos gesagt hätte dieses Feuchtwerden sei den Seelen eine Lust und nicht ihr Tod; allein theils ist die Wendung zu sehr denen ähnlich welche wir schon bei Aristoteles und Plutarch (s. oben n. 58) gefunden haben und noch dazu am Anfang der Stelle die Schrift fehlerhaft, so daſs leicht der eigentliche Sinn gewesen sein kann „Herakleitos sollte gesagt haben, es wäre Lust uud nicht Tod" theils ist doch beides nicht streitig, sondern er mag es beschrieben haben als die Lust der niederen Seele durch welche die Gemeinschaft mit dem περιέχον geschwächt und das wahre Erkennen gehemmt wird.

Je mehr nun jene edleren Sinne geöfnet waren, desto mehr, bei gleich guter und feuriger Beschaffenheit der Seele, ist Wahrheit in den Vorstellungen des Menschen; je mehr aber die Gemeinschaft mit dem περιέχον aufgehoben ist, desto mehr nimmt Schein und Irrthum überhand. Und so berichtet auch im Allgemeinen Sextus im Verfolg der angeführten Stelle, von der nur das zusammenfassendste hier seinen Plaz finden möge ὅνπερ οὖν τρόπον οἱ ἄνθρακες πλησιάσαντες τῷ πυρὶ κατ' ἀλλοίωσιν διά-

πυροι γίνονται, χωρισθέντες δὲ σβέννυνται· οὕτω καὶ ἡ ἐπιξενωθεῖσα τοῖς ἡμετέροις σώμασιν ἀπὸ τοῦ περιέχοντος μοῖρα κατὰ μὲν τὸν χωρισμὸν σχεδὸν ἄλογος γίνεται, κατὰ δὲ τὴν διὰ τῶν πλείςων πόρων σύμφυσιν ὁμοειδὴς τῷ ὅλῳ καθίςαται, wo man nur ja den Ausdruk ganz dem Berichterstatter zuschreiben muſs. Nur konnte die Spur der Wahrheit nie ganz verloren gehen so lange noch die Gemeinschaft mit dem περιέχον auch nur in der allgemeinsten Form des Athemholens bestand. Wol aber muſste bei verschlossenen Sinnen die in dem Leibe selbst sich entwikkelnde noch nicht gereinigte sondern ganz mit dem Feuchten behaftete ἀναθυμίασις ein groſses Uebergewicht gewinnen. Daher auch der Zustand des Bewuſstseins im Schlaf ihm aus zwei Elementen bestand, wovon das eine, die Aehnlichkeit nemlich mit den Vorstellungen des Wachens und die hierin schon liegende nie ganz zu vertilgende Gesezmäſsigkeit, in der fortdauernden Gemeinschaft mit dem περιέχον gegründet war, das andere aber, nemlich das in sich selbst haltungslose, den Dingen nicht entsprechende, das willkührliche der Verknüpfung war gegründet in der hervortretenden Besonderheit jedes Einzelnen. Dies bedeutet das ἐν ὕπνοις ληθαῖοι, κατ᾽ ἔγερσιν δὲ πάλιν ἔμφρονες. Dies auch was Plutarchos *de superstit. p.* 166 berichtet

ὁ Ἡράκλειτός φησι τοῖς ἐγρηγορόσιν ἕνα καὶ κοινὸν κόσμον εἶναι, τῶν δὲ κοιμωμένων ἕκαςον εἰς ἴδιον ἀποςρέφεσθαι. Was Antoninus sagt ὥσπερ καὶ τοὺς καθεύδοντας, οἶμαι, ὁ Ἡράκλειτος ἐργάτας εἶναι λέγει καὶ συνεργοὺς τῶν ἐν τῷ κόσμῳ γινομένων (VI, 42) kann demohnerachtet richtig sein, denn je stärker jener Ausdruk von der eigenen Welt der Schlafenden war, um desto nothwendiger wurde es einzuschärfen daſs die Einheit und der allgemeine Zusammenhang der Welt nicht solle aufgehoben werden. Auſser diesen Zeugnissen gehört auch noch hieher ein eignes bei Clemens vorkommendes Bruchstük des Herakleitos

64. Ὅσα δ' αὖ περὶ ὕπνου λέγουσι, τὰ αὐτὰ χρὴ καὶ περὶ θανάτου ἐξακούειν· ἑκάτερος γὰρ δηλοῖ τὴν ἀπόςασιν τῆς ψυχῆς, ὁ μὲν μᾶλλον ὁ δὲ ἧττον· ὅπερ ἐςὶ καὶ περὶ (παρὰ?) Ἡρακλείτου λαβεῖν Ἄνθρωπος ἐν εὐφρόνῃ φάος ἅπτει ἑαυτῷ· ἀποθανὼν ἀποσβεσθείς. Ζῶν δὲ ἅπτεται τεθνεῶτος εὕδων· ἀποσβεσθεὶς ὄψεις ἐγρηγορὼς ἅπτεται εὕδοντος. (*Strom. IV*, 22.) Nachdem Sylburg ἐν εὐφρόνῃ wiederhergestellt hatte aus ἐν εὐφροσύνῃ und Potter die ganz verkehrte Interpunction verbessert, war kaum noch etwas zu thun als zu schreiben ἅπτει ἑαυτῷ statt ἅπτεται ἑαυτῷ, welwelches wol sogar bei unserm Schriftsteller

in

in der nemlichen Bedeutung müſste genommen werden wie unten, wodurch eben Potter auf ganz unnöthige Veränderungen gerathen ist. Wir übersezen nun so „Der Mensch „zündet sich selbst ein Licht an in der Nacht. „Nur der Todte ist ganz ausgelöscht, der „Lebende aber schlafend grenzt an den Tod„ten; und, dessen Gesicht verlöscht ist, „grenzt auch wachend an den Schlafenden.“ Der erste Saz läſst vermuthen, daſs der Zusammenhang gewesen, zu zeigen, in welchem Maaſs und in welchem nicht auch der Mensch jenem täglichen Wechsel von Licht und Finsterniſs unterworfen ist.

Daher auch vergleicht, wie wir oben gesehen, Herakleitos diejenigen die mit ihrem Erkennen nicht in Uebereinstimmung mit der Natur sind, sondern sich der Willkühr überlassen, den Schlafenden. Daher kann er den Wahn, das Meinen aus persönlicher Willkühr, eine Krankheit genannt haben, wie Diogenes (IX, 5) und Hesychios (*de vitis* v. Ἡρακλ.) sagen

65. *οὗτος τὴν οἴησιν ἱερὰν νόσον ἔλεγε.* Und noch deutlicher erkennt gewiſs Jeder Herakleitische Art und Weise in einem andern Ausdruk desselben Gedankens *Philostr. Opp. p.* 391. *Ἡράκλειτος ὁ φυσικὸς ἄλογον εἶναι κατὰ φύσιν ἔφησε τὸν ἄνθρωπον· εἰ δὲ τοῦτο ἀληθὲς, ὥσπερ ἀληθές ἐςιν, ἐγκα-*

λυπτέος ἕκαςος ὁ ματαίως ἐν δόξῃ γενόμενος „verhülle sich jeder der eitler „Weise im Wahn sich befindet.“

Nur nachgebildet aber von einem stoischen Commentator kann sein was wir *S. Max. Serm. Ed. Combef. T. II, p.* 624 lesen

Ἡράκλειτος ὁ φυσικὸς οἴησιν ἔλεγεν ἐγκοπὴν προκοπῆς. Und ganz unächt sind gewiſs, weil wir einmal bei diesem Sammler stehen, zwei andere auf Herakleitos Namen geschriebene Säze ἡ εὔκαιρος χάρις λιμῷ καθάπερ τροφὴ ἁρμόττουσα τὴν τῆς ψυχῆς ἐνδείαν ἰᾶται. p. 557. vielleicht auch stoisch, wenigstens findet sich εὐκαίρημα als ein stoischer Ausdruk bei Stobäos (*Ecl. Eth. I, c. VII.*) Noch gemeiner und von allem eigenthümlichen entblöſst ist der andere συντομωτάτην ὁδὸν ὁ αὐτὸς ἔλεγεν εἰς εὐδοξίαν τὸ γενέσθαι ἀγαθόν. p. 646.

So tadelt er diejenigen, denen es nicht an Lebendigkeit wol aber an Gesezmäſsigkeit fehlt in ihren Vorstellungen. Vielleicht gehört hieher auch der eine von zwei Aussprüchen, welche Celsus angeführt hat, bei Origenes (*contr. Cels. VI, p.* 698.)

66. καὶ ἐντίθεταί γε Ἡρακλείτου λέξεις μίαν μὲν, ἐν ῇ φησιν ἦθος γὰρ ἀνθρώπειον μὲν οὐκ ἔχει γνώμας, θεῖον δὲ ἔχει. „Menschliches Gemüth hat nicht Einsicht, „göttliches aber hat sie.“

Nemlich je mehr das ganze ἦθος nur menschlich ist, in der eigenen Seele gegründet, und sich nicht immer durch die Gemeinschaft mit dem κοινὸς λόγος erneuert, um desto weniger kann es wahre Einsicht haben. Anders tadelt er die, welche auch, weil selbst die eigene Seele feuchter ist als bei jenen, an Schwerfälligkeit leiden und nichts selbst hervorbringen. Dahin gehört wol der zweite von den a. a. O. angeführten Aussprüchen

67. ἑτέραν δὲ, ἀνὴρ νήπιος ἤκουσε πρὸς δαίμονος, ὅκωσπερ παῖς πρὸς ἀνδρός. „Ein thörichter Mann vernimmt nicht mehr „vom Schiksal als ein Kind von einem Manne.“

und der bei Plutarch zweimal vorkommende

68. βλὰξ ἄνθρωπος ὑπὸ παντὸς λόγου ἐπτοῆσθαι φιλεῖ. „Ein stumpfer „Mensch pflegt von jeglicher Rede sich hin„reißen zu lassen.“ (*de aud. poet. II, p.* 28 und *de audition. II, p.* 41.)

So daſs auch wegen dieses nur zu weit verbreiteten Versenktseins in das Niedere nach seiner Meinung das Gute sich gestalten muſste als eine äuſsere Macht; wenn anders Clemens nicht zu sehr von der ursprünglichen Beziehung der Worte abgewichen ist, die er *Strom. IV*, 3, *p.* 568 anführt

69. Δικαίῳ γὰρ οὐ κεῖται νόμος, ἡ γραφή φησιν· καλῶς οὖν Ἡράκλειτος Δίκης ὄνομα,

φησὶν, οὐκ ἂν ἤδεσαν, εἰ ταῦτα nemlich von äuſserem Gesez, Furcht und Strafe war bei Clemens die Rede gewesen) μὴ ἦν. Ich ziehe ἤδεσαν der andern Leseart ἐδεισαν vor. Wunderbar aber wäre es wenn Clemens auch das ταῦτα so wie er es braucht, im Herakleitos gefunden hätte; daher kann man hier für weniges buchstäblich einstehen. „Denn auch „den Namen des Rechtes, sagt er, würden sie nicht wissen, wenn jenes nicht wäre."

Und zu derselben Verwerfung der feuchten Natur gehört auch folgende Stelle

70. Εἰ μὴ γὰρ Διονύσῳ πομπὴν ἐποιοῦντο καὶ ὕμνεον ᾆσμα αἰδοίοισιν ἀναιδέςατα εἴργαςαι, φησὶν Ἡράκλειτος, ὠυτὸς δὲ Ἀΐδης καὶ Διόνυσος ὁτέῳ μαίνονται καὶ ληναΐζουσιν. (*Clemens Cohort. c. II, p.* 30.) Die lezten Worte ὠυτὸς ... ληναΐζουσιν werden auch angeführt von Plutarchos καὶ μέντοι Ἡρακλείτου τοῦ φυσικοῦ λέγοντος Ἅιδης καὶ Διόνυσος οὗτος ὅτε οὖν μαίνονται καὶ ληραίνουσιν, κ. τ. λ. (*de Isid. et Osir. p.* 362.) Nur ist nicht zu begreifen warum Wyttenb. der diese Stelle aus jener Clementischen so verbessert, Ἅιδης καὶ Διόνυσος ὡὐτὸς, ὁτέῳ μαίνονται καὶ ληραίνουσι nicht auch das ληναΐζουσι aufgenommen hat. Daſs dieses Clemens wirklich gelesen hat scheint auch aus einer andern Stelle hervor-

zugehen, wo er einen schon angeführten Herakleitischen Spruch unrichtig deutend, sich offenbar genug auf diese bezieht. Sie lautet so ... πρὸς δὲ τῶν ἄλλων Ἑλλήνων οὕςτινας μένει τελευτήσαντας ἅσσα οὐδὲ ἔλπονται· τίσι δὴ μαντεύεται Ἡράκλειτος ὁ Ἐφέσιος; Νυκτιπόλοις, μάγοις, βάκχοις, ληναῖς, μύςαις· τούτοις ἀπειλεῖ τὰ μετὰ θάνατον, τούτοις μαντεύεται τὸ πῦρ. Auch von der Auslegung des Plutarchos, die sich darauf zurükbezieht, daſs so wie Apollon die Einheit, so Dionysos den Reichthum und die Fülle der Natur bedeuten soll, müssen wir abweichen, und uns der nähern welche er in den Worten οἱ γὰρ ἀξιοῦντες Ἅιδην λέγεσθαι τὸ σῶμα, τῆς ψυχῆς οἷον παραφρονούσης καὶ μεθυούσης ἐν αὐτῷ, γλίσχρως ἀλληγοροῦσιν verwerfen will. Nemlich nicht der Leib im allgemeinen ist, hier wenigstens, Hades, sondern die Neigung zu dem Gebiete des Feuchten, Dunkeln. Uebrigens tritt auch hier wieder der Fall ein daſs man nicht gleich weiſs, soll das ἀναιδέςατα zu ὕμνεον gezogen werden oder zu εἴργαςαι, für welches leztere man bis auf weiteres lieber lesen sollte εἴργας' ἄν. Dann würde ich die Stelle als eine Schilderung solcher feuchten Seelen so übersezen. „Und „begingen sie nicht dem Dionysos ein Fest „und besängen die Schamglieder, schamlos

„wäre ja das von ihnen," sagt Herakleitos. „Es ist aber derselbe wie Hades der Diony- „sos dem sie toll sind und Feste feiern." So daſs dieses „derselbe wie Hades" allerdings Tadel und Drohung sein soll.

In einer nun von diesen verschiedenen Bedeutungen glaubte er wie es scheint, daſs es den meisten Menschen an der richtigen Beschaffenheit der Seele fehle, wie wir schon oben an mehreren Stellen gesehn haben, und noch ein Zeugniſs davon uns aufbewahrt hat Proclus in dem ungedrukten Commentar zum Alkibiades

71. Ὀρθῶς οὖν καὶ ὁ γενναῖος Ἡράκλειτος ἀποσκορακίζει τὸ πλῆθος ὡς ἄνουν καὶ ἀλόγιστον· τίς γὰρ αὐτῶν, φησὶν, νόος ἢ φρήν; ὅτι οἱ πολλοὶ κακοὶ, ὀλίγοι δὲ ἀγαθοί· ταῦτα μὲν Ἡράκλειτος. Denn ich möchte nicht aus den lezten Worten schlieſsen daſs auch die vorhergehenden ὅτι . . ἀγαθοί· Herakleitisch sein sollen

und so schlieſst sich hieran, wovon wir anfänglich ausgingen, sein mannigfaltiger Tadel auch der Weiseren, um deswillen er so berüchtiget worden ist, daſs Proclus (*in Tim. p.* 106.) von ihm sagt .. ἀλλ' Ἡράκλειτος μὲν ἑαυτὸν πάντα εἰδέναι λέγων πάντας τοὺς ἄλλους ἀνεπιστήμονας ποιεῖ. Vielleicht aber ist er was den Selbst-

ruhm betrifft *) in seiner dunkeln Sprache nur mifsverstanden worden der Forderung wegen, welche er an die bessere Seele machte, und der Art wegen wie er sich über das Erkennen ausdrükte. Da nemlich eigentlich nichts ist, als die Eine in entgegengesezten Richtungen nach ewigen Gesezen sich bewegende Kraft, das *πῦρ ἀείζωον*, so giebt es auch kein anderes Erkennen als das Erkennen dieser Kraft und ihres Gesezes, so dafs wer etwas weifs, nothwendig auch alles weifs, wenn gleich nur auf allgemeine Art; die wahrnehmbaren Dinge aber, deren für sich bestehen nur ein Schein ist, werden nur erkannt, in wie fern sie als immer vergehend, als im beständigen Flufs begriffen erkannt werden, und dies ist der Sinn in welchem Aristoteles allein Recht haben kann wenn er behauptet (*Metaph. I,* 6) es gebe nach Herakleitos von den wahrnehmbaren Dingen kein

*) Man könnte dieser Beschuldigung auch entgegensezen wollen einen Saz den Diogenes (IX, 73) offenbar als Herakleitisch anführt *μὴ εἰκῆ περὶ τῶν μεγίστων συμβαλώμεθα,* allein dieser hat auch nicht die mindeste Spur von Herakleitischer Manier an sich. So auch des Aenesidemos Urtheil der ihn zum Vater der Skepsis macht, allein der Mifsverständnisse dieses Mannes haben wir mehrere unberührt gelassen, weil sie sich durch den Zusammenhang des Ganzen von selbst aufheben, und nur in einer Darstellung des Aenesidemos selbst bemerkenswerth sein könnten.

Erkennen. Genauer aber stellt Platon diese Vollkommenheit der Seele dar, wenn er sagt (*Cratyl. p.* 412. *a.*) sie müsse „die sich bewe- „genden Dinge begleiten,“ in ihrem, wenn irgend etwas einzelnes fest gehalten werden soll, freilich unerreichbaren Fluſs. Dies ist es was auch Aristoteles anführt als Grund, weshalb dem Herakleitos die Seele müsse feuriger Natur sein, weil das immer bewegte nur könne durch ein sich immer bewegendes erkannt werden (*de anim. I,* 2) und wie Simplicius (*ad. h. l.*) es näher erklärt

ἐν μεταβολῇ συνεχεῖ τὰ ὄντα ὑποτιθέμενος ὁ Ἡράκλειτος καὶ τὸ γνωσόμενον αὐτὰ τῇ ἐπαφῇ γινῶσκον συνέπεσθαι ἐβούλετο

Diese Foderung ist es die Kratylos aufs höchste treibend zugleich ihre Unmöglichkeit darstellte, wie uns Aristoteles erzählt, er habe zulezt gemeint man dürfe gar nichts aussagen, sondern er habe nur den Finger bewegt und den Herakleitos getadelt, welcher gesagt es sei nicht möglich zweimal in denselben Fluſs hineinzusteigen, denn er selbst meinte auch nicht Einmal (*Metaph. III,* 5.) Aus dieser Uebertreibung erhellt fast daſs Kratylos jenes Eine welches die Seele festhalten und welches sie auch darstellen soll, nemlich die ewige Kraft und den Ausdruk ihres Gesezes in den Dingen nicht mit ergriffen hat. Und dieses neben jenem bildet

eben jene zwiefache Beziehung in welcher Herakleitos, der wie den Wechsel der Dinge mit einem Strome so das Wahrnehmen dieses Wechsels mit dem Hineinsteigen in den Strom verglich, sagen konnte

72. ποταμοῖς τοῖς αὐτοῖς ἐμβαίνομέν τε καὶ οὐκ ἐμβαίνομεν, εἰμέν τε καὶ οὐκ εἰμέν. „In dieselbigen Ströme „steigen wir hinein und steigen auch nicht „hinein, sind und sind auch nicht.“ *Heracl. Alleg. hom. p.* 443. Vergleicht man aber die eben angeführte Aristotelische Stelle und das Plutarchische ποταμῷ γὰρ οὐκ ἔστι δὶς ἐμβῆναι τῷ αὐτῷ, so kann man sehr versucht sein nach αὐτοῖς einzuschieben δὶς, was so leicht kann ausgefallen sein.

Merkwürdig sind hier die lezten Worte. Oder wer kann bei Herakleitischer Dunkelheit wissen, ob sie noch auf ποταμοῖς τοῖς αὐτοῖς zu beziehen sind, oder für sich allein stehn und im allgemeinen sagen sollen, daſs eben in jener zwiefachen Beziehung auch von uns gilt, daſs wir sind und daſs wir nicht sind? Denn weder ist ein solcher Ueberfluſs, wie sie in jenem Falle wären, dem Ephesier fremd, noch ist dies leztere seiner Denkart zuwider. Das nemlich wäre kaum eine richtige Vorstellung, wenn man glauben wollte, eine ἀπόῤῥοια eine μοῖρα des περιέχον wäre in dem Leibe festgebunden; son-

dern die Seele ihrerseits ist wie jede Einheit eines einzelnen Wesens auch nur das immer erneuerte Erzeugniſs der Hemmung entgegengesezter Bewegungen, vernünftig aber sind oder vielmehr werden wir nur jeden Augenblik auch aufs neue durch die gleichsam in jedem Athemzug vergehende und wiederkehrende Gemeinschaft mit dem περιέχον, und so allerdings sind wir und sind auch nicht. Anders auch verstehe ich nicht, was die Meisten freilich anders verstanden haben, auch die Aufbewahrer selbst, wie Plutarchos es im allgemeinen von Erforschung der menschlichen Natur versteht

73. Ὁ δὲ Ἡράκλειτος ὡς μέγα τι καὶ σεμνὸν διαπεπραγμένος Ἐδιζησάμην, φησὶν, ἐμεωϋτόν. „Ich habe mich selbst gesucht.“ (*adv. Colot. p.* 1118.) Eben so auch Suidas (v. Ποςοῦμος) οὔκουν ἀπεικὸς ἦν.. λόγον λέγειν ἐκεῖνον, ὅνπερ οὖν Ἡράκλειτος εἶπε περὶ αὑτοῦ Ἐμωϋτὸν ἐδιζησάμην. Und hieraus ist wahrscheinlich der bei Stobäos *Serm. V. p.* 74) unter Herakleitos Namen vorkommende Saz gemacht Ἀνθρώποισι πᾶσι μέτεςι γινώσκειν ἑαυτοὺς καὶ σωφρονεῖν. Anders miſsverstanden hat ihn offenbar Diogenes (IX, 5) ἤκουσε δὲ οὐδενὸς ἀλλ' αὑτὸν ἔφη διζήσασθαι.

Auf die Fortsezung dieser Rede führt uns wahrscheinlich ein anderer Saz

Ἡράκλειτος νέος ὢν πάντων γέγονε σοφώτερος ὅτι ᾔδει ἑαυτὸν μηδὲν ὄντα, woraus vielleicht wieder verfälscht ist was bei Stobäos (*Serm. XXI, p.* 176) als aus Aristónymos vorkommt Ἡράκλειτος ... σοφώτερος, ὅτι ᾔδει ἑαυτὸν μηδὲν εἰδότα und wol auch das ähnliche *Diog. IX,* 5. ... καὶ νέος ὢν ἔφασκε μηδὲν εἰδέναι, τέλειος μέντοι γενόμενος πάντα ἐγνωκέναι.

Nemlich Herakleitos mag wol eigentlich gesagt haben, er habe in diesem ewigen Fluſs sich selbst gesucht, und auch sich nicht gefunden als seiend, beharrend, eben daraus aber sei ihm alle Erkenntniſs erst aufgegangen. Wie sich denn alles bisher auseinandergesezte sehr leicht hieran reihet, so daſs in der That der Keim seiner ganzen Weisheit eben dieses sich selbst verlieren und nur in der gemeinsamen Vernunft finden kann gewesen sein. Denn so ist dies der hellste und bezeichnendste Punkt für seine eigenthümlichste Ansicht, welche überall dem Allgemeinen den Vorzug einräumt, das besondere aber als abgeleitet und in sich nicht bestehend schlechthin unterordnet; und indem er diese durch das ganze Gebiet des damaligen Wissens durchführte hat er die Eine Seite der alten Ionischen Naturweisheit vollendet, die andere aber dem Anaxagoras und Empedokles überlassen.

Dieses scheint das Wesen der Lehre des Herakleitos wie es sich aus der aufmerksamen Betrachtung dessen was die Alten von ihm aufbehalten ergiebt; und es ist nicht zu glauben, daſs, wenn sich auch, wie zu wünschen ist, noch mehrere Bruchstükke seines Werkes aufstellen lassen, sie zu irgend bedeutenden Aenderungen in dieser Darstellung Anlaſs geben sollten. Aber bedeutende und anziehende Untersuchungen sind noch übrig, nemlich auf der einen Seite, ob irgend Persische Weisheit einigen Einfluſs auf die Bildung der Lehre des Ephesiers gehabt, auf der andern aber, welchen Einfluſs diese Lehre selbst ausgeübt zunächst auf Platon und seine Schule, und späterhin auf die Stoiker, welche wahrscheinlich weil sie eben so im sittlichen das Allgemeine vorzogen wie Herakleitos im natürlichen und alles besondere geringachteten und vernachläſsigten, um nur den κοινὸς λόγος geltend zu machen, durch diese Uebereinstimmung darauf geleitet wurden, seine Naturlehre der Empedokleischen und Pythagoreischen vorzuziehn. Endlich aber wäre auch um noch genauer die geretteten Bruchstükke zu berichtigen nothwendig so gründlich als irgend möglich zu erforschen, wie lange wol und wo das ursprüngliche Werk des Herakleitos sich erhalten, und wer wol aus diesem selbst, wer aber nur aus den Commentarien über das Werk

oder aus noch jüngeren und noch mehr abgeleiteten Quellen geschöpft habe, eine mit vielen andern ähnlichen zusammenhangende Untersuchung, welche hier allerdings nur so eben konnte angeregt und eingeleitet werden.

Dr. Fr. Schleiermacher.

Das Grab der Claudia Semne.

Nahe an der Appischen Strafse, ungefähr ein Drittheil unserer Meile von Rom, in einem Weingarten am Kloster zum heiligen Sebastian ward im Jahr 1792, beim Nachsuchen nach Alterthümern, ein Todtendenkmal aufgegraben, das, obgleich weniger erhalten, als die Gräber der Scipionen, der Caecilia Metella, der Plautier und anderer, auch nicht, wie einige von jenen, in der Geschichte genannt, dennoch in seinen Trümmern so manche merkwürdige, Sprache und Sitte der Römer angehende Gegenstände enthält, welche die Aufmerksamkeit anziehen, und dieses Denkmal nicht minder, als der berühmteren eines, einer genauern Beschreibung würdig machen.

Die Gelehrten, Marini *) und Zoega **), haben dieses Denkmal erwähnt, allein nur obenhin, ohne umständliche Beschreibung, wie es

*) Gli atti e mon. de' frat. Arvali p. 36. 616.

**) De Obeliscis p. 370.

die Gelegenheit, bei der sie dessen gedachten, mit sich brachte; auch die dort gefundenen Inschriften wurden zwar gleich auf einem besondern Blatte gedruckt, allein ohne Erläuterung und nur als Geschenk für Freunde.

Die Trümmer eines viereckten Gebäudes von ungefähr 12 Rheinl. Fuſs in der gröſsern, 10 Fuſs in der kleinern Breite zeigen den Raum, wo die Asche einer gewiſsen Claudia Semne beigesezt worden. An und in diesen Trümmern lagen Reste von Bildnerei und Inschriftstafeln, die auf die Verstorbene sich beziehen; auch fanden sich Scherben von schönen alabasternen Aschenkrügen umher zerstreut. Spuren von Nischen an den innern Wänden scheinen anzudeuten, daſs hier Statuen aufgestellt waren. Von diesen ist indessen nur eine gefunden, welche nachher beschrieben werden wird. Der Ort des Denkmals scheint früher schon durchwühlt und wol damals schon eines groſsen Theils seiner Merkwürdigkeiten beraubt worden zu seyn.

Gegen die Appische Straſse zu fand sich hart an diesen Trümmern ein Stück des Frieses der vordern Seite des Denkmals und eine viereckte Tafel, beide von weiſsem Marmor, mit darauf eingegrabenen Inschriften, welche die Bestimmung des Denkmals bezeichnen.

Die Inschrift des Frieses nennt die Ver-

storbene und ihren Gatten, der für sie dies Grabmal errichtet hatte:

CLAVDIAE. SEMNE. CONIVGI. DVLCISSIMAE
M. VLPIVS. AVG. LIB. CROTONENSIS. FECIT.

Die Inschrift der Tafel zeigt an, daſs ausser der Gattin auch ein Sohn des M. Ulpius hier beigesezt worden, und zählt ferner Alles auf, was zu diesem Grabmal gehörte, und in demselben enthalten war:

CLAVDIAE. SEMNE. VXORI. ET.
M. VLPIO. CROTONENSI. FIL.
CROTONENSIS. AVG. LIB. FECIT.
HVIC. MONVMENTO. CEDET.
HORTVS. IN. QVO. TRICLIAE.
VINIOLA. PVTEVM. AEDICVLAE.
IN. QVIBVS. SIMVLACRA. CLAVDIAE
SEMNES. IN FORMAM. DEORVM. ITA VTI.
CVM. MACERIA. A ME. CIRCVM. STRVCTA. EST.
H. M. H. N. S.

Dieses Grabmal gehörte also zu der Gattung von Todtendenkmalen, die, in ihrer Einrichtung und in ihren Umgebungen, Göttergeweihete Tempel in kleinerem Verhältnisse nachahmten; die Beisezung der Leichen oder ihrer Asche in dieselben war eine Apotheose der Verstorbenen. Dergleichen Gebäude, zu denen auch wol schon während der Republik Liebe der Hinterbliebenen zuweilen den Entwurf machte,

te *), sie auch hier und da ausführte, errichtete nachher häufig, besonders die gewöhnliche Eitelkeit schnellbereicherter glänzender Diener der Kaiser, ihren sonst unbekannten Verstorbenen. Petronius, oder wer der Verfasser des Satyricon ist, rechnet spottend viele der Dinge her, die zu einem Grabmal als durchaus nothwendig geachtet wurden, deren mehrere wir auch in den Trümmern dieses Grabmals der Claudia Semne finden, und Statius **) beschreibt das Grab der Gattin eines seiner Freunde, welches, diesem sehr ähnlich, gleichfalls an der Appischen Straſse gebauet war. Schriftsteller und Monumente erläutern auch hier sich wechselsweise, wie dies so häufig der Fall ist, und noch öfter zu wünschen wäre.

Nach jener Inschrift war also mit dem Grabmal der Claudia Semne verbunden:

1. Ein *Garten*. Die Anlage künstlicher Gärten um Todtendenkmale, deren, in Römischen Inschriften besonders, häufig Erwähnung geschieht, scheint eine Verfeinerung der fast allen Völkern des Alterthums und unserer Zeit gemeinen Sitte zu seyn, mit Bäumen ihre Todtenhügel und Begräbniſspläze zu bepflanzen.

*) So wünschte Cicero seiner Tochter ein solches Fanum zu erbauen epist. ad Attic. XII. 36. Vergl. Cicero de Legg. II. 26. cap. 71.

**) Stat. Silv. V. I.

Dergleichen Denkmale werden in Inschriften mit einem Worte Cepotaphia *) genannt. In diesem Garten waren:

2. *Tricliae.* Dieses Wort steht unbezweifelt also auf der Tafel eingegraben; es kömmt auch vor in mehrern Inschriften bei Muratori, Fabretti, Marini **) u. a. m.

Triclia oder *Trichila* heifst eine Laube von Rohrstengeln oder belaubten Zweigen, vorzüglich dazu bestimmt, sich unter ihrem Schatten gütlich zu thun. Man denke an die *trichilas* im Lager des Pompejus ***). Zu einem ähnlichen Zweck dienten auch die Lauben in diesem Grabgarten; hier versammelten sich die Verwandten zur jährlichen Feier des Andenkens ihrer Verstorbenen, hier ward das Todtenmal bereitet.

Die Form *Trichila* kommt statt der obigen bei den alten vorhandenen Schriftstellern viermal vor; in der vorhin angeführten Stelle Caesars, im 8ten Verse des dem Virgil zugeschriebenen Gedichts Copa, und zweimal im 10ten Buche der Schrift des Columella vom

*) Donius cl. 2. n. 178. Fabretti inscript. ant. p. 114. Du Fresne Glossar. h. v. und im Supplem. ead. v. Auch van Goens in einer besondern Schrift über diesen Gegenstand. Utrecht, 1763.

**) Marini mon. dei fratelli Arvali p. 205. 615 b. und 616 a.

***) J. Caesar de B. C. III. 96.

Landbau *). In den Handschriften, die der Werke Caesars ausgenommen, erscheint dies Wort nicht selten verändert und entstellt; auch haben es mehrere Herausgeber der gedachten Autoren, doch ohne Grund und Glück, mit andern zu vertauschen versucht. Auf alten Inschriften wird *Trichila* selten, und statt dieser Form *Triclia*, gewöhnlich *Triclea* gelesen. Wenn die von Scaliger **) angegebene Etymologie der Worte *Trichila*, von *trichinus*, die wahre ist, so wäre *Triclia* und *Triclea* nur eine durch falsche Aussprache verderbte Form jenes; doch ist es wol wahrscheinlicher, daſs beide Formen von einem gemeinschaftlichen Wurzelworte, welches den Begriff von *verflechten* hatte, zugleich mit den Wörtern *tricae, tricor*, die sich freilich nur in ihrer uneigentlichen Bedeutung erhalten haben, abstammen.

Ferner befand sich im Bezirk des Denkmals 3. ein *kleiner Weingarten* (viniola), auch 4. ein *Brunnen* (puteum) ***).

*) v. 378 und 394, wo auch *Tricleam* gelesen wird. Siehe var. lectionis zu diesem Vers in der Schneiderschen Ausgabe T. I. p. 492.

**) In den Anmerkungen zur *Copa* in Anthologia vet. lat. epigr. et poem. cura P. Burmanni Sec. T. I. p. 711. Vergl. G. J. Vossii Etymolog. h. v.

***) Puteum als Neutrum schreibt Varro beim Nonius Marc. c. 3. n. 155. ut sunt lacus et stagna et *putea* et maria.

5. Sehr merkwürdig und noch in keiner Inschrift so ausdrücklich und umständlich erwähnt und beschrieben sind die Kapellen, in denen hier die Porträtstatuen der Claudia Semne in Göttergestalten aufgerichtet waren (*aediculae in quibus simulacra Claudiae Semnes in formam deorum*). Einzelne Beispiele von der Römischen Sitte, Lebende und Verstorbene, auch Privatpersonen, in Gestalt von Göttern und Heroen durch die bildende Kunst darzustellen, zeigen uns einige, doch seltenere, Denkmäler. So steht ein Verstorbener mit seiner Gattin im Arm als Achilles und Penthesilea unter kämpfenden Amazonen und Griechen an der Vorderwand eines Sarkophags *) in Relief gearbeitet; so ist an einem Grabpfeiler im Kapitolinischen Museum **) die Büste einer unbekannten Römerin *Orcivia* als Venus in einer Muschel, von zwei Delphinen umgeben, gebildet; so ward nahe am Denkmal der Claudia Semne ein Grabpfeiler gefunden, an dem die Verstorbene, ein Mädchen von 12 — 14 Jahren, als Diana in Relief gebildet ist, mit der Inschrift:

*) *Mus. Pio-Clement. T. V. tav. XXI. p.* 41.

**) *Mus. Capit. T. IV. tab.* 9.

D.		M.
SACRVM DE	Relief	ANAE ET
MEMORI		AE. AELIAE
PRO		CVLAE

P. AELIVS. ASCLEPIACVS
AVG. LIB. ET. VLPIA
PRISCILLA. FILIAE
DVLCISSIMAE. FECERVNT.

Die Züge des Gesichts und das, in einer Flechte von der Stirn nach hinten zu gebundene Haar (wie gewöhnlich auf alten Denkmälern Kinder das Haupthaar geordnet tragen) lassen keinen Zweifel, daſs hier Aelia Procula, nicht Diana vorgestellt ist; nicht zu gedenken des Nero in der Gestalt des *Apollo citharoedus* auf bekannten Römischen Münzen, und der Darstellung der Gemahlin M. Aurels, als ΚΟΡΗ ΣΩΤΕΙΡΑ ΚΥΖΙΚΗΝΩΝ auf Münzen dieser asiatischen Stadt *).

Allein weit vollständigere und anschaulichere Aufschlüsse über diese Sitte giebt uns dieses Denkmal der Claudia Semne; nicht blos der, für dergleichen Darstellungen der Menschen in Göttergestalt gebräuchliche, Ausdruck der römischen Sprache wird hier bekannt, sondern von den Kapellen und den in ihnen geweihten Bildnissen hat sich so viel gefunden,

*) *Sestini Lett. II. p. 15.*

dafs jene Stelle der Inschrift völlig erklärt wird.

Die Anzahl und die Namen der Gottheiten, in deren Gestalt die Verstorbene in ihrem Tempel hier dargestellt war, lehrt eine Inschrift an einer marmornen *ara*, auf den beiden gegenüberstehenden Seiten doppelt eingegraben:

FORTVNAE
SPEI. VENERI
ET. MEMORIAE
CLAVD. SEMNES
SACRVM.

Um die Inschriften hängen Früchte und Blumen in Relief zierlich gearbeitet. Auf den beiden Seitenwänden der *ara* sind, wie gewöhnlich an dergleichen Altären, ein Krug (*guttus*) auf einer, eine Schale (*patera*) auf der andern, gleichfalls erhaben gearbeitet. Wahrscheinlich stand diese *ara* in der Mitte des kleinen Tempels.

Die drei Kapellen der hier benannten Gottheiten, deren Wahl die Geschichte dieser, unter dem Schutze der beiden erstern, und vielleicht auch der letztern empörgekommenen kaiserlichen Freigelassenen, veranlafst haben mochte, waren ohne Zweifel an drei Wänden des innern viereckten Raums, dessen vierte Wand durch die Thür durchbrochen war, angebracht. Sie bestanden aus einem hervortretenden Fron-

tispiz, welches zwei Säulen unterstützten *). Diese, zu andern Bauwerken brauchbar, sind wahrscheinlich schon früher geraubt worden; alle drei Giebel aber haben sich gefunden. Ihre verschiedene Form bestimmt die Stelle, die jedes in dem Denkmale einnahm, und die, in den Giebelfeldern in Relief gearbeiteten Attribute und Symbole zeigen die Gottheit an, die unter jedem derselben stand.

Das gröſste der drei Frontispize (ungefähr $6\frac{1}{2}$ Rheinl. Fuſs lang) ist oben abgerundet; die andern beiden kleinern sind von gleicher Länge und gleicher dreiekigen Form.

Das gröſste deckte die Kapelle der Göttin *Fortuna*. Durch seine Form unterscheidet es sich von den beiden übrigen gleichgestalteten, und stand also wol an der Wand, der Thür gegenüber; es ward beim Eintritt in das Grab zuerst bemerkt, und in der Inschrift des Altars hat auch *Fortuna* die erste Stelle. Die Attribute und Symbole im Giebelfelde setzen diese Angabe ausser allem Zweifel. In der Mitte steht eine Kugel, die Himmels- oder Erdkugel, mit dem daran durch einen Streif angedeuteten Thierkreise, zwischen zwei Füllhörnern, die an den Spitzen mit einem Bande zusammengebunden sind; neben diesen liegt auf der einen

*) Eine Abbildung des Innern eines Grabmals mit einer *aedicula* giebt Fabretti in *Inscript. ant. p.* 16.

Seite das, von der Göttin stets gehandhabte Steuer, auf der andern steht das, auf alten Monumenten ihr seltner beigegebene Rad; in den Ecken des Giebelfeldes liegt hier die Opferschale, dort der Opferkrug.

Der Andeutung der Inschrift folgend, mufs an der Wand zur Linken des Eintretenden, die Kapelle der Göttin *Spes* aufgerichtet gewesen seyn. Im Giebelfelde des ihr zugehörigen Frontispiz steht in der Mitte ein Knabe mit einem *Pedum* im rechten Arm, der linke ruht auf dem Nacken eines neben ihm stehenden Stieres. In der einen Ecke des Giebelfeldes liegt eine grofse Fackel mit aufwärts lodernder Flamme, in der andern ein langer Blumenstengel mit einer schon ganz aufgeschlossenen und einer eben aufbrechenden Blume. Diese Blume ist eher einer Lilie, als der, gewöhnlich dieser Göttin von den Antiquaren zugetheilten Granat- oder Mohn-Blüte ähnlich.

Dieser Kapelle gegenüber stand die *aedicula*, der *Venus* geweiht. In dem Giebelfelde des zu ihr gehörigen Frontons sind in der Mitte zwei Amorine gebildet, die den berühmten Gürtel der Göttin halten; in der einen Ecke des Feldes liegt ein Apfel mit zwei Blättern am Stiele, der gewonnene Preis der Schönheit, in der andern Ecke steht die der Göttin geheiligte Taube mit einer *vitta* im Schnabel.

Noch ein viertes Frontispiz ward gefunden, an welchem die Büste der Claudia Semne in Lebensgröſse sehr erhaben gearbeitet ist, mit ihrem darunter eingegrabenen Namen; sie trägt ihr Haar nach der, zu Trajans Zeit herrschenden Mode geordnet; die *Tunica* fällt von der rechten Schulter ein wenig herab; zwei fliegende nackte Kindergenien fassen die Büste an den Schultern. Ob dieses Frontispiz innerhalb des Tempels etwa über der Thür, oder von aussen über dem oberwähnten Fries mit der Inschrift gestanden, ist zweifelhaft.

Von den Bildnissen der Claudia Semne in Göttergestalt, deren die Inschrift ferner gedenkt, und die in den Kapellen aufgestellt waren, hat sich nur eines gefunden, die ungefähr drei Fuſs hohe Statue der Göttin *Spes* mit dem Porträtkopf der Claudia, völlig ähnlich dem vorhin beschriebenen lebensgroſsen Porträt der Verstorbenen. Sie steht, wie gewöhnlich, mit der linken Hand eine Falte ihres Obergewandes auffassend; der rechte Unterarm mit dem charakteristischen Attribut, der Blume, ist weggebrochen: sie ist bekleidet mit der *Tunica* und dem *Peplum*, und in dem alten Stil, wie fast alle Bilder dieser Göttin in Statuen, Reliefs, Münzen und auf Gemmen gearbeitet.

Ausser den drei in der Inschrift des Altars genannten Göttinnen, standen noch meh-

rere Porträtstatuen der Verstorbenen in ihrem Tempel umher. So fand sich unter den Trümmern ein weiblicher Kopf mit dem Helm, der, obgleich an der Nase versehrt, dennoch die Züge der Claudia unverkennbar zeigt; er gehörte zu einem Bilde der Verstorbenen in Gestalt der Minerva. Eine andere Porträtstatue der Claudia liegt auf einem Ruhebette in der Stellung, wie die Verstorbenen auf den Deckeln der Sarkophage gebildet werden.

Noch wurden in diesen Trümmern die Porträtstatuen zweier jungen Männer entdeckt, deren eine, wie aus den Spuren einer an der Basis eingegrabenen, sehr versehrten Inschrift erhellet, den Sohn der Claudia darstellte, dessen in der oben angeführten Inschrift Erwähnung geschieht.

Das Grabmal ist sehr wahrscheinlich unter der Regierung des Kaisers Trajans erbaut worden. Der Name Vlpius, die Mode des Haarwurfs sowohl an den weiblichen, als männlichen hier gefundenen Köpfen deuten auf jene Epoche.

Alle hier gefundene Inschriften, Statuen und Bruchstüke sollen gegenwärtig im Pallast der Familie Altieri zu Rom aufgestellt seyn.

Anhang.

I. Ungefähr 20 Schritt von dem Grabmal der Claudia Semne wurde zu gleicher Zeit eine kleine verschüttete Todtenkammer entdeckt, die, mehr erhalten als jene, eine deutlichere Ansicht von dem zertrümmerten Innern jenes Denkmals giebt, mit welchem sie in der Anlage viel Aehnlichkeit gehabt zu haben scheint. Es ist dies ein kleines vierektes Gebäude, von ungefähr 7 Rheinl. Fuſs in seiner gröſsern und 5 Fuſs in der kleinern Breite, mit gewölbter Dekke, durch welche in der Mitte eine etwa 3 Zoll weite Röhre von gebranntem Thon zum Luftzug hindurchgeht. Die eine breitere Wand ist mit der Thür und mit zwei oberhalb derselben schieſsschartenförmigen Fenstern durchbrochen. Der Thür gegenüber stand innerhalb ein groſser Sarkophag von gebranntem Thon *)

*) Die kleinen thönernen, viereckten, bisweilen runden Aschenkisten von Hetruskischer Kunst und mit Hetruskischer Schrift bemahlt, sind nicht selten; thönerne Sarkophage hingegen für ganze unverbrannte Leichen gehören zu den gröſsten Seltenheiten. Dergleichen sind vermuthlich die *Fictilia Sarcophaga*, deren eine Inschrift bei *Gruter DCVII*. 1. verglichen mit *Fabretti inscript. antiq. p.* 15. 17. gedenkt. Auſser dem obgedachten ist mir nur noch ein vortrefflich erhaltener

auf einer Erhöhung vor einer Kapelle (*aedicula*), die in der gewöhnlichen Form, aus zwei Säulen mit einem Frontispiz bestehend, von Ziegeln in einer grofsen oben muschelartig gewölbten Nische aufgemauert ist. Den Grund der Kapelle bildet ebenfalls eine Nische, in deren Boden zwei Aschenkrüge von gutgebranntem Thon eingesenkt sind, die mit Dekkeln verschlossen waren; hinter beiden ist eine enge irdene Röhre senkrecht eingesetzt, die alle Feuchtigkeit von der geliebten Asche ableiten sollte. Zwei ähnliche Kapellen sind je eine an jeder Seitenwand angebracht, und auch in den

grofser thönerner Sarkophag bekannt, der unter andern zahlreichen hetruskischen Alterthümern, die der Graf Alexander Oddi in seiner *Villa* bei der Stadt Perugia mit gelehrtem, patriotischem Eifer sammelt, sich befindet. Dieser hat die Form einer länglichten Wanne, flach abgerundet an den beiden schmalen Enden; nach der Gestalt des menschlichen Körpers breiter an dem einen, nach dem andern schmaler zulaufend; oben mifst seine gröfste Länge 5 Fufs $11\frac{1}{2}$ Zoll Rheinl., seine gröfste Breite 1 Fufs $10\frac{1}{2}$ Zoll, die kleinste 1 Fufs $6\frac{1}{4}$ Zoll. Die einzelnen genauen Maafse dieses sehr merkwürdigen Sarkophags mit einer Zeichnung desselben werden bei einer andern Gelegenheit gegeben werden. Die an der einen langen Seite von aufsen mit braunrother Farbe und grofsen Hetruskischen Buchstaben gemahlte Inschrift hat Vermiglioli (*le antiche iscrizioni Perugine etc. classe VI. No. I. T. I. p.* 202) genau, auch richtig übersetzt bekannt gemacht.

Zwischenräumen, den Kapellen zur Seite, sind einzelne Aschenurnen eingesenkt, jede hinten mit einem ableitenden Kanal, wie die in den Kapellen, versehen.

Diese Grabkammer ist inwendig durchaus mit Stukkatur - Arbeiten und Mahlereien verziert; mit jenen die Dekke, wo man noch Spuren von Quadrigen, geflügelten Genien u. dgl. wahrnimmt. In dem Fries der mittlern Kapelle erkennt man noch gemahlt *Ariadne* oder eine Nymphe, auf die ein Faun hinzuschleicht; hie und da fliegen Genien mit Fruchtkörben, und den Sokkel kränzt ringsum der bekannte wellenartig fortlaufende Schnörkel, weiſs auf einem noch ungemein ſrisch erhaltenen blauen Grunde gemahlt.

II. So wie die Giebelfelder der beiden andern Kapellen mit Dingen angefüllt sind, die auf die hier geweihten Portätstatuen in Gestalt der *Fortuna* und *Venus* sich beziehen, so müssen die im Giebelfelde der dritten Kapelle gebildeten Gegenstände die Göttin *Spes* und ihren Cultus betreffen. Ausser der Blume sind die übrigen symbolischen Figuren, in Bezug auf diese Göttin, noch nicht weder aus Monumenten, noch aus Schriften der Alten bekannt.

Die Blume, die Verkünderin der fruchtbringenden Jahreszeiten, in der rechten Hand, scheint das charakteristische Attribut der Rö-

mischen Göttin *Spes* zu sein, und nicht sowol das Auffassen des Gewandes mit der Linken. Dieser Akt ist mehreren weiblichen Figuren, besonders fortschreitenden, auf Denkmälern, gemein *), und die, wegen dieses Akts, von Visconti und Buonarotti **) gleichfalls für ein Bild der *Spes* gehaltene altgriechische bronzene Figur in der ehemaligen Sammlung des Kardinals Carpegna zu Rom, ist vielmehr eine *Diana*, welche in der geschlossenen Rechten, den an der Faust nunmehr abgebrochenen Bogen hielt, und mit der Linken das schon kurze Gewand, zum rüstigern Lauf, noch auffaſst. In ähnlicher Stellung, auch wie hier ohne Köcher, erscheint *Diana* auf dem Kapitolinischen Puteal ***). Die der Göttin geweihte Blume ist in diesem Giebelfelde eine weiſse Lilie; für diese, und nicht für eine Granat- oder Mohnblume wäre demnach die gewöhnliche Blume in der Hand der *Spes* zu halten, wie auch schon Spanheim aus der Ansicht der Monumente in Vergleichung mit einer Stelle des Artemidorus †) vermuthete.

*) *Mus. Capitol. T. IV. tab.* 22. *tab.* 43. 56. *Mon. Gabini. Tav. agg. c.*

**) *Museo Pio-Clement. T. IV. p.* 9. *Osservazioni istor. sopra alcuni medaglioni etc. p.* 93.

***) *Mus. Capitol. T. IV. tab.* 22.

†) *De usu et praest. num. T. I. p.* 162. Artemidori *Oneirocritica. T. I. p.* 108. *T. II. p.* 289. *ed.* Reifii.

Der Stier mit dem Bauerknaben, der neben ihm steht, scheint nicht sowohl das, der Göttin dargebrachte Opferthier (denn ihr wurde eine Kuh geopfert *) zu bezeichnen, als vielmehr die Landarbeiten, zu welchen der Schutz dieser wahrscheinlich auf dem Lande ursprünglich verehrten Göttin erfleht wurde. Auf der Seitenwand einer sinnvollen *ara* im päbstlichen Museum **) steht wirklich die Statue der *Spes* in einer ländlichen Gegend, und zwei in der Geschichte genannte ihr geweihte Tempel lagen vor den Thoren der Stadt, einer auf dem *foro olitorio*, der andre am Tiberstrom***), jener, schon vom Dictator Atilius Calatinus geweiht †), hiefs vermuthlich zum Unterschied von andern neuern Tempeln der Göttin *templum Spei veteris* oder *Spes vetus*, in dessen umgebende Gärten Heliogabal sich aus seinem Pallaste flüchtete ††).

*) *Monum. de' fratelli* Arvali *Tav. XVII. b. col.* 2. *l.* 10. *p. CXXIII.* und *p.* 125.

**) *Mus. Pio-Clem. T. IV. tav. XXV. p.* 53.

***) Nardini *Roma antica. p.* 1181. 1249.

†) Cicero *de Legg. II.* 11.

††) Lampridius *in* Heliogab. *Hist. aug. Vol. I. p.* 239. *ed. Bipont.* Vergl. Winkelmann *déscript. d. pier. grav. du feu Bar. d.* Stosch *p.* 302, der unter der dort erwähnten *Spes vetus* eine im alten Styl gearbeitete Statue der Göttin mit Unrecht versteht. Von einer *Spes nova* (moderne) ist übrigens in keiner Schrift der Alten, so viel ich weifs, die Rede.

Nachher wurde *Spes* besonders in Beziehung auf die zu Nachfolgern in der Kaiserwürde bestimmten Caesares aufgestellt, und erscheint häufig so auf Römischen Münzen von Claudius Zeit an. Auf lateinischen Münzen der spätern Kaiser verschwindet ihr Bild, und der Name *Spes* wird andern Symbolen beigesetzt. Die Alexandrinischen Münzen der Kaiser hingegen zeigen das Bild der Göttin bald für sich, bald in einer Kapelle, doch ohne Umschrift, bis zu Maximians Zeit hinunter.

Die in die Höhe flammende Fackel scheint den Phosphorus, den Verkünder des hoffnungsvollen, erwachenden, fruchtbringenden Tages zu bezeichnen.

Zu den durch Visconti, Hirt **) und hier oben bekannt gemachten alten Denkmälern, welche die Göttin *Spes* angehen, füge ich noch eine bis jetzt unbekannte *ara* hinzu, die um so betrachtungswerther ist, da eine ganz ähnliche in einem griechischen Epigramm ***) beschrieben, und der Inhalt dieses Gedichts dadurch anschaulicher gemacht wird.

Es ist ein viereckter Bomos von weißsem Mar-

*) Zoega *numi Aegyptii Imp. Tab. XI. XX.*

**) *Mus. Pio-Clem. T. IV. p.* 9. *p.* 53. Bilderbuch *p.* 100.

***) *Analect. T. III. p.* 173. *CXVII.*

Marmor *), an dessen schmalen Seiten in flachem Relief auf der einen *Nemesis*, auf der andern *Elpis* gut gearbeitet ist. Jene, ein Weib von edler Gestalt, steht mit etwas gesenktem Haupte, hält den rechten Arm, wie gewöhnlich, hinaufgebogen, faſst mit zwei Fingern der rechten Hand eine Falte am obern Saum der Tunika, und hält in der linken einen kurzen Stab; ihr Haupt umgiebt ein vorn etwas erhabenes Diadem; sie ist bekleidet mit der Tunika ohne Ermel, um die Hüften und unter der Brust gegürtet; zu ihren Füssen steht rechts ein Rad, links sitzt ein geflügelter Greif, der nach ihr hinaufschaut. Auf der gegenüberstehenden Seite des Bomos ist die Göttin *Spes* gebildet, in ihrer gewöhnlichen Kleidung, mit der Rechten die Lilie emporhaltend, mit der Linken eine Falte der Tunika seitwärts auffassend; auf dem Haupt trägt sie ein etwas erhabenes Diadem. Auf einer der breiten Seiten des Bomos ist folgende Inschrift **) eingegraben:

*) in dem öffentlichen Museum zu Florenz aufgestellt.

**) Die vier ersten Reihen sind mit groſsen schönen Buchstaben, die zwei letzten mit kleinen schlechten eingehauen.

Θ Η*)
ΕΛΠΙΔΙ ΕΩοΣ
ΚΑΙ ΚΗΝΣΩ
ΡΕΙΝΑ ΤΕΙΜΙ
ωΤΑΤΗΙ ΑΠΕΛΕΥΘΕΡΑ
ΑΝΕΘΗΚΑΝ

Eine Zeichnung dieses merkwürdigen Denkmals wird zu seiner Zeit, mit andern, aus einer vortreflichen Sammlung von Zeichnungen alter Monumente und Inschriften, welche ein Gelehrter vor ungefähr anderthalbhundert Jahren hinterlassen hat, bekannt gemacht werden.

*) ΘΕΟΙΣ ΗΡΩΣΙΝ statt der gewöhnlichen Weihungsformel: ΘΕΟΙΣ ΚΑΤΑΧΘΟΝΙΟΙΣ. Jene findet sich vollständig auch am Anfang einer Grabschrift in den *Miscel. erud. antiq.* von *Spon. p.* 370. *No. CXVIII.*

W. Uhden.

Giambattista Vico
über den Homer.

Zur Geschichte der neuern Untersuchungen über die Homerischen Werke und deren Urheber gehört eine Schrift des hier genannten italiänischen Gelehrten, deren Dasein unter uns und überall außer ihrem Vaterlande auch den kundigsten Litteratoren unbekannt ist. Der Verfasser ist es etwas weniger; aber vielleicht nahm das, was man anderswoher von ihm wußte oder gehört hatte, gegen sein Buch ein; auch konnte dies der Titel selber thun: *Principi di scienza nuova d'intorno alla commune natura delle nazioni.* Die Ausgabe, die uns vor Augen liegt, ist bereits eine *terza impressione, in un gran numero di luoghi corretta, schiarita e notabilmente accresciuta, in Napoli,* 1744. zwei BB. in 8. SS. 526. Das Verdienst der Bekanntmachung des Buches verdanken wir dem gelehrten Paduaner, Melchior Cesarotti, dem von seinen Landsleuten bewunderten Uebersetzer des Ossian und Homer, einem liebenswürdigen Greise, den we-

der ein von Jugend auf nach einerlei Vorstellungen gepflegtes Studium des griechischen Sängers, noch die aller Kritik gefährliche Beschäftigung des Uebersetzens, noch endlich der Vorsatz, selbst wider den deutschen Verfasser der *Prolegomena ad Hom.* zu schreiben, gegen neue befremdliche Ansichten verblendete und gegen das in dieser rein-historischen Untersuchung etwa Geleistete. Jener war der erste und einzige, der diesem von dem angeführten Werke Notiz gab, versichernd, er werde, was er methodisch entdeckt und zuerst vorgetragen zu haben glaube, mit Verwunderung dort zum Theil wie *voraus geträumt* finden. So fand es sich denn wirklich, und so urtheilten mehrere, denen das Buch seitdem zu Händen kam.

Dies Buch des J. B. Vico ist durchaus in seinem Inhalte und der Behandlungsart seiner Materien eines der seltsamsten, das aus dem Kopfe eines belesenen und, nach eigener Weise, scharf- und spitzsinnigen Italiäners hervorgegangen ist. Wollten wir es hier von litterarischer Seite überhaupt unsern Lesern bekannter machen, so wäre das eine leichte Arbeit. Wir dürften nur den am Ende stehenden *Indice de' capi che si contengono nell' opera* nach Art einer Recension abdrucken lassen, mit einigen beiläufigen Anmerkungen. Man würde schon den Geist des Ganzen wehen und

rauschen hören, wenn sich zeigte, wie der lebhaft umherspringende Ragionatore, gleichsam in Einem Athem, von ältester Völker-Geschichte, vom Ursprunge der Sprachen, Kenntnisse, Gesetze, Hieroglyphen, Münzen, von der allgemeinen Fluth und den Giganten, von der poetischen Weisheit, der poetischen Physik, Astronomie, Kosmographie, Geographie, Chronologie, von Aeneas' Niederlassung in Italien und mancherlei Anderm spricht, was man sonst selten so beisammen antreffen möchte. Aber uns soll hier allein das dritte der fünf Bücher beschäftigen, worein das Werk eingetheilt ist. Es hat die prächtige Ueberschrift: *della discoverta del vero Omero*, und enthält in elf Abschnitten, was wir nach einem sorgfältig gemachten Auszuge des Wesentlichsten mittheilen wollen, ohne irgendwo unser Urtheil einzumischen, ob es noch gegenwärtig nutzbare Ansichten oder nichts als Träume seien, noch weniger in wiefern etwas dort mit dem vorhin erwähnten Werke des Deutschen zusammentreffe oder davon abweiche. Es findet sich indeſs bei manchen wunderlichen und irrigen Begriffen hier Besseres, als hin und wieder in neuern Aufsätzen und Schriften, z. B. eines de Sales, der uns neulich mit seiner *Histoire d'Homère et d'Orphée* überschwenglich belustigte. Doch alles dies zu vergleichen, zu sichten und die

schwierigste aller litterarisch-kritischen Aufgaben so zu durchforschen, daſs endlich der wahre Weg zwischen dem Zuviel und Zuwenig der allgemeine werde, wird das Geschäft des nächsten Menschenalters sein, oder vielleicht eines noch spätern, wann blos die groſsen und kleinen Bücher auf die Wagschale kommen werden, keine Namen noch Anekdoten noch Persönlichkeiten, und wann man jedes verfallene Spital unserer ehemaligen schönen Wissenschaften ganz vergeſsen hat mit seinen Balsamträgern für schwer zu heilende Wunden, die zuweilen possirlich nachhinkend gern ein rächendes Wesen vorstellen möchten. Jetzt zu unserer *nuova Sapienza.*

„I. Homers Vaterland. Von dem Homer, *dem Verfasser der Odyssee,* sind wir versichert, daſs er aus dem südwestlichen Theile von Griechenland war, aus der herrlichen Gegend, wo Alcinous, König der Phäacier, dem Ulysses ein wohl ausgerüstetes Schiff seiner Unterthanen anbietet, die, wie er sagt, erfahrne Seeleute wären, und ihn, wenn es nöthig, selbst nach Euböa führen würden; diese Insel, welche sie vielleicht zufälliger Weise gesehen hatten, wäre, sagten sie, sehr entfernt, gleichsam die Thule der griechischen Welt. Hieraus erhellt deutlich, daſs *der Homer der Odyssee* ein anderer ist als *der Dichter der Ilias;* denn Euböa war nicht weit von Troja —

Der Streit der griechischen Städte um die Ehre, den Homer ihren Mitbürger nennen zu können, entstand daher, weil beinahe eine jede in seinen Gedichten Wörter, Redensarten und Dialekte bemerkte, die bei ihnen üblich waren.

II. Homers Zeitalter. Von dem Alter Homers zeugen folgende Stellen seiner Gedichte:

1. Bei den Leichenfesten des Patroklus läſst Achilles fast alle Arten von Spielen sehen, die späterhin bei Olympia Griechenland in seiner Cultur zur Ausübung brachte.

2. Die Kunst erhabene Arbeiten zu gieſsen, und die in Metall einzugraben, waren schon erfunden, wie unter andern der Schild des Achilles beweiset; die Mahlerei war noch nicht erfunden: denn im Gieſsen wird die Oberfläche der Körper mit einiger Erhabenheit dargestellt, im Eingraben mit Vertiefung; die Mahlerei aber abstrahirt darstellend die Oberfläche an sich selbst, welches eine höchst schwere Arbeit des Geistes ist; daher erwähnt weder Homer, noch Moses, je der Mahlerei; ein Beweis des hohen Alters von beiden.

3. Die Herrlichkeit der Gärten des Alcinous, die Pracht seines Pallastes, die Ueppigkeit seiner Mahlzeiten beweisen, daſs die Griechen damals schon Luxus und Pracht bewunderten.

4. Die Phönicier brachten bereits nach den griechischen Seestädten Elfenbein, Purpur, arabischen Weihrauch, von dem die Grotte der Venus duftete, auch sehr feine Leinwand, gestickte Kleidung u. s. w.

5. Priamus Wagen von Cedernholz, und die Höhle der Kalypso, gleichfalls von Räucherwerk duftend; ein angenehmes Vergnügen der Sinne, welches nicht einmal die Römer kannten, als sie unter ihren Neronen und Elagabaln im höchsten Luxus schwelgten.

6. Bei der Circe werden die ausgewähltesten Bäder beschrieben.

7. Die Diener der Freier sind schön, schlank und blond, gerade so wie sie in den Zeiten der verfeinertesten Sitten gewünscht werden.

8. Männer und Frauen sorgen für ihren Haarschmuck; was Hektor und Diomedes dem Paris vorwerfen.

9. Die Homerischen Helden essen beständig gebratenes Fleisch, die einfachste und reinlichste aller Speisen: denn es bedarf dazu nur Kohlengluth. Weiterhin muſste gekochtes Fleisch folgen, zu dessen Bereitung noch Wasser, ein Kessel und ein Dreifuſs gehörte; endlich zusammengesetzte Speisen: die feinste von diesen besteht beim Homer aus Mehl, Käse und Honig. Doch gedenkt er auch der Fischerei in zwei Gleichnissen.

10. Besonders bemerkenswerth ist, daſs Homer scheint zu einer Zeit gelebt zu haben, wo in Griechenland das heroische Recht schon gesunken war, und die Volksfreiheit sich zu verbreiten angefangen hatte: denn die Heroen verheurathen sich mit Fremden, und die Bastarde werden Thronfolger.

Nach diesen Bemerkungen sind wir der Meinung derjenigen, die den Homer sehr lange nach dem Trojanischen Kriege leben lassen, etwa um die Zeit des Numa; aber doch sieht man wieder nicht ein, wie so feine Sitten mit so vielen rohen und wilden Gewohnheiten zusammenpassen, die er von seinen Helden berichtet, zumal in der Ilias; so daſs — diese Gedichte *mehrere Zeitalter hindurch* und *von mehrern Händen* bearbeitet zu sein scheinen. So vermehren sich durch diese Bemerkungen über das Vaterland und das Alter des *bisher angenommenen Homer* die Zweifel in der Forschung nach dem *wahren*.

III. Beweise der Entdeckung des wahren Homer.

1. Alle alte weltliche Geschichten haben einen fabelhaften Anfang.

2. Die barbarischen Völker, welche abgesondert von allen andern Nationen lebten, wie die alten Deutschen und die Amerikaner, bewahrten den Anfang ihrer Geschichte in Liedern auf.

3. Auch die römische Geschichte wurde zuerst von Dichtern geschrieben.

4. In der zurückgekehrten Barbarei schrieben wieder lateinische Dichter ihre Geschichte.

5. Manethon, ein ägyptischer Oberpriester, erhob die früheste Geschichte Aegyptens, die in Hieroglyphen geschrieben war, zu einer hohen natürlichen Theologie.

6. Auf gleiche Weise behandelten die griechischen Philosophen die älteste in Fabeln erzählte Geschichte Griechenlandes.

7. So haben wir oben (*in der poetischen Weisheit*) einen dem Manethon ganz entgegengesetzten Weg einschlagen und aus dem mystischen Sinne den ursprünglichen historischen Sinn der Fabeln wiederherstellen müssen; und die Einfachheit und Leichtigkeit, mit der wir ohne Gewalt, Umwege oder Verdrehungen zu Werke gegangen sind, bürgt für die Eigenthümlichkeit der in ihnen enthaltenen historischen Allegorieen.

8. Ebendas beweiset auch jene Behauptung des Strabo, dafs vor Herodot, ja vor Hekatäus von Milet, die ganze Geschichte der griechischen Völker nur von Dichtern vorgetragen worden.

9. Demnach zeigten wir (im zweiten Buche), dafs die frühesten Schriftsteller der alten und neuern Völker Dichter waren.

10. In zwei merkwürdigen Stellen der Odyssee, wo jemand wegen einer gut erzählten Geschichte gelobt wird, heiſst es, er habe sie als ein Sänger erzählt: das muſsten wol eben die sogenannten Rhapsoden sein, welche theilweise die Homerischen Gesänge auswendig wuſsten.

11. Homer hinterlieſs keines seiner Gedichte schriftlich, wie mehr als Einmal Josephus gegen den griechischen Grammatiker Apion bestimmt behauptet.

12. Die Rhapsoden zogen umher und sangen theilweise, dieser eines, jener ein anderes der Bücher Homers auf den Märkten und Festen der griechischen Städte.

13. Nach der allbekannten Etymologie der beiden Wörter, woraus der Name der Rhapsoden zusammengesetzt ist, waren sie Gesang-Hefter. So soll auch Ὅμηρος aus ὁμοῦ und εἴρειν entstanden sein, wonach es einen Bürgen bedeutet, der nemlich den Gläubiger mit dem Schuldner verbindet. So weit hergehohlt und gewaltsam diese Etymologie von Einer Seite betrachtet ist, so leicht und passend ist sie, um *unsern Homer* zu bezeichnen, sofern er ein Verbinder oder Compositeur von Fabeln war.

14. Die Pisistratiden zu Athen theilten und ordneten, oder lieſsen theilen und ordnen, die Gesänge Homers in die Ilias und Odyssee. — Der Unterschied im Stil des einen und des

andern Homerischen Gedichts ist unendlich groſs (*infinita la differenza*).

15. Ebendiese Pisistratiden verordneten, daſs diese Gedichte sofort an den Panathenäen von den Rhapsoden gesungen würden, wie Cicero, Aelian u. A. berichten.

16. Aber die Pisistratiden wurden aus Athen, wenige Jahre früher als die Tarquinier aus Rom, vertrieben; so daſs, wenn Homer, wie wir oben bemerkten, zu Numa's Zeit lebte, jene Recitatoren noch eine gute Zeit fortfahren muſsten seine Gedichte im Gedächtnisse aufzubewahren. Diese Tradition benimmt der andern des Aristarch allen Glauben, daſs zu den Zeiten der Pisistratiden eine dergleichen Sichtung zu einer Eintheilung und Anordnung der Gesänge Homers geführt habe: denn dies konnte wol ohne einen *gemeinen Grundtext* nicht geschehen; und sodann waren keine Rhapsoden mehr nöthig, um den Homer theilweise und aus dem Gedächtnisse herzusagen.

17. So daſs Hesiodus, der schon schriftliche Werke hinterlieſs, (denn wir haben keine Beweise, daſs auch er von Rhapsoden wäre auswendig gelernt worden,) und von Chronologen mit fruchtloser Genauigkeit 30 Jahre vor Homer gesetzt wird, erst nach den Pisistratiden gelebt haben muſs; wenn nicht die cyklischen Dichter, welche die fabelhafte Geschichte der Grie-

chen erzählten, den Rhapsoden gleiche Sänger waren. Diese Dichter mufsten nemlich, ihrem Namen von κύκλος nach, nur unwissende Leute sein, die dem *im Kreise* versammelten Volke an Festen die Fabeln vorsangen u. s. w.

18. J. G. Vossius hat mit zu grofser Leichtgläubigkeit den Josephus durch drei heroische Inschriften, eine des Amphitryon, die andere des Hippokoon, die dritte des Laomedon, widerlegen wollte; Teuschereien gleich denen, die noch alle Tage von den Verfälschern alter Münzen verübt werden.

19. Zu Obigem kömmt, dafs Homer nirgends der Buchstabenschrift gedenkt, und von dem hinterlistigen Briefe des Prötus sagt, er sei mit σήματα geschrieben gewesen.

20. Aristarch verbesserte die Gedichte Homers, die gleichwohl solche Verschiedenheiten der Dialekte und solche ungeordnete Sprachweisen behielten, dafs darin deutliche Spuren verschiedener Idiomen unter den griechischen Völkern vor Augen liegen.

21. Schon oben haben wir mit gutem Grund die Vermuthung geäufsert, dafs *der Homer der Odyssee* vom *südwestlichen* Griechenlande, und *der Dichter der Ilias* vom *Nordost* her gewesen sein müsse.

22. Longin, der die *Verschiedenheit des Stils* nicht leugnen kann, sagt, Homer habe als

Jüngling die Ilias, als Greis die Odyssee gedichtet. Vielleicht gründete Longin seine Muthmaſsung darauf, daſs in der Ilias der Zorn und Stolz des Achilles, Eigenschaften der Jünglinge, in der Odyssee aber die Verstellung und Umsicht des Ulysses, Charakterzüge des höhern Alters, dargestellt werden u. s. w.

IV. Entdeckung des wahren Homer. Alle Umstände, die uns vom Homer und dessen Gesängen durch die Alten zugekommen sind, leiten zu der Behauptung, daſs es mit diesem Dichter ungefähr so hergegangen ist wie mit dem Trojanischen Kriege, welcher, obgleich eine berühmte Epoche der ältesten Geschichte, dennoch nach dem Urtheile einsichtsvoller Beurtheiler wol niemals Statt gefunden hat. Und sicher, wenn, wie vom Trojanischen Kriege, so vom Homer, nicht einige groſse Spuren geblieben wären, wie *seine Gedichte;* so würde man auf alle so groſse Zweifel und Schwierigkeiten sagen, daſs Homer ein *idealisirter* Dichter gewesen sei, der niemals ein wirklicher natürlicher Mensch war. Aber dergleichen Schwierigkeiten und zugleich seine hinterlassenen Gedichte scheinen uns zu zwingen, dies nur *zur Hälfte* zu behaupten: nemlich, daſs dieser Homer ein *Ideal* gewesen, oder *ein heroischer Charakter der Griechen, in sofern sie als Sänger ihre Geschichten erzählten.*

V. Die Ungereimtheiten und Unwahrscheinlichkeiten in dem seither angenommenen Homer werden in dem nunmehr entdeckten nothwendiger Zusammenhang. Zuerst nöthigen uns hier die ungewissen hauptsächlichsten Lebensumstände Homers zu behaupten, daſs

1. die griechischen Völker deshalb solchen Streit über dessen Vaterland erhoben, und fast alle ihn zu ihrem Mitbürger machen wollten, weil diese griechischen *Völker* selbst *dieser Homer* waren.

2. Daher die Mannichfaltigkeit der Meinungen über sein Zeitalter: denn ein solcher Homer lebte wirklich im Munde und Gedächtniſs der griechischen Völker vom Trojanischen Kriege an bis zu den Zeiten des Numa; also in einem Zeitraume von 460 Jahren.

3. Die Blindheit und

4. die Armuth Homers kommen von den Rhapsoden; die, weil sie blind waren, (daher ein jeder sich *Homer* nannte) ein gutes Gedächtniſs hatten, und da sie arm waren, ihren Unterhalt durch Absingen der Homerischen Gesänge in den Städten Griechenlandes erwarben.

5. Sofern dichtete Homer als Jüngling die Ilias, als Griechenland damals noch jung war, und daher von erhabenen Leidenschaften erglühte, wie von Stolz, Zorn, Rache, die nicht

Verstellung dulden und Edelmuth lieben. Sofern dichtete er im Alter die Odyssee, als Griechenland den Muth durch Nachdenken abgekühlt hatte; Nachdenken aber erzeugt Schlauheit, und daher bewundert er den Ulysses, den Heros der Klugheit s. w.

6. Beweisbar ist hienach, dafs Homer, *der Sänger der Ilias,* weit früher lebte als Homer, *der Sänger der Odyssee;* ingleichen dafs jener vom nordöstlichen Griechenland war, und dieser vom südwestlichen.

7. Homer, verloren in der Masse der griechischen Völker, wird nicht allein auf diese Art von vielen Beschuldigungen Platons und der spätern Kritiker losgesprochen, insonderheit wegen der niedrigen Sentenzen, der rauhen Sitten und Vergleichungen, der metrischen Freiheiten, der schwankenden Verschiedenheiten der Dialekte s. w.

8. Dagegen gebühren ihm die zwei grofsen Privilegien, die im Grunde nur Eines sind, dafs nemlich, wie Aristoteles sagt, *die poetischen Lügen,* wie Horaz, *die heroischen Charaktere* nur Er allein darzustellen wufste. Aufserdem gebühren ihm noch alle andern Vorrechte, die ihm jeder Meister der Dichtkunst ertheilte, dafs er unübertreffbar ist in jenen wilden Vergleichungen, jenen grausen Beschreibungen der Schlachten und Todesarten, in den Ausdrücken

erha-

erhabener Leidenschaften, in deutlicher und prachtvoller Sprache. Alles dies aber waren Eigenschaften des Heroen-Alters der Griechen, in welchem und für welches Homer ein Dichter ohne Gleichen war: denn in dem Zeitalter des lebendigen Gedächtnisses, der starken Einbildungskraft und des erhabenen Genies konnte er nichts weniger als Philosoph sein s. w.

VI. Die Gedichte Homers sind zwei grofse Schätze des Naturrechts der Völker Griechenlandes. Vorzüglich erwächset ihm durch unsere Entdeckung ein sehr glänzender Ruhm, dafs er nämlich der *erste Geschichtschreiber* ist, der sich von allen heidnischen Völkern bis auf uns erhalten hat. Darum müssen seine Werke als Schätze der Sitten des ältesten Griechenlandes gepriesen werden s. w.«

Wird nicht hienach mancher Leser, dem die besten dieser Ansichten wie aus deutschen modischen Aufsätzen wiederholt dünken müssen, auf die Betrachtung gerathen, welche Celebrität wol solchen Gedanken würde geworden sein, wenn sie um gleiche Zeit etwa von einem Engländer wären ausgesprochen worden? Historische Strenge ist zwar nirgends in diesem Räsonnement; kaum scheint Vico davon eine Idee gehabt zu haben. Alles hat eher das Ansehen von Visionen: doch nähern sich solche Visionen oft der Wahrheit mehr und haben

grösern Werth, als die ebenso unbewiesene Wiederholung des gemeinen beweislosen Glaubens, wie sie sich bis zu einer gewissen Zeit so allgemein in den Schriften unserer Gelehrten und schönen Wissenschafter fand.

Vermischte Bemerkungen.

(Gelehrter Reisenden.)

I.

Daſs unter der Erde noch wichtige Schätze alter Litteratur verborgen liegen, Schriften, deren Verlüst man seit lange beklagt, ist freilich nicht unmöglich; nur zu besorgen, daſs das meiste der Art unlesbar sein möchte, wenn nicht etwa dauerhaftere Schriftmassen, wie Pergamene, in glücklicher versunkenen oder geschickter aufgegrabenen Herculaneen entdeckt werden. Eben so unsicher scheint mir die Hoffnung, über der Erde begrabene noch unbekannte Schriftsteller aufzufinden, auſser in etlichen wenigen Klassen. Selbst in Paris trifft man bei sorgfältigem Suchen unter der rühmlichst bekannten Begünstigung der Conservatoren meistens nur auf Excerpte griechischer Grammatiker, wie dasjenige ist, was ich Ihnen hiebei aus *Cod.* 464 und *C.* 2610 zum Orion überschicke: denn von *Cod.* 2653 ist, wie ich von dem ehrwürdigen Larcher höre, schon eine vollständige Abschrift in Ihren Händen.

Von dem ersten *Cod.* ist im Catalog der Mss. gar nicht die Rede, vermuthlich weil die Titel der übrigen darin enthaltenen Schriften mit rother Tinte geschrieben sind; schwarz hingegen und ohne alle Auszeichnung, der Titel des Orion. Ich habe aber am Rande einige zu den etymologisirten Wörtern gehörige Anmerkungen beigefügt, die mir der ungemein schätzbare *Cod.* 2630 gewährte, in welchem noch viel Unbekanntes steckt. Er ist sonst derselbige, den Ruhnkenius und Koen hie und da unter dem Namen *Etymolog. Ms. Bibl. Reg.* anführen. Erst aus der Vergleichung aller 4 Handschriften bestätigte sich mir ganz die einst von Ihnen geäuſserte Behauptung, daſs, den *Pollux* und das *Etymol. Magnum* ausgenommen, keines der alten griechischen Wörterbücher anders als in Auszügen auf uns gekommen sei; wie gleich das älteste, *Apollonii Lex. Homeri.*

Desto eher also müssen wir uns mit den Handschriften begnügen, aus denen sich das bereits Vorhandene im Groſsen und Kleinen, zu besserer Gestalt bringen läſst; und hier eben ist noch das Mehreste zu thun.

Dergleichen Funde könnten dann durch Museen und Magazine der öffentlichen Benutzung dargeboten werden, wenn nicht jemand selbst davon einen Gebrauch als Herausgeber

zu machen gedenkt. Vielleicht liefere ich zu anderer Zeit solche Beiträge zu Ihrem Werke, wenn sie dem Plan und Zweck desselben gemäſs scheinen. Der Wissenschaft in ihrem groſsen Umfange, wozu noch so Vieles zusammenzutragen ist, dünkt mir selbst eine Arbeit gar nicht unwürdig, zu der ich neulich durch mehrere dem P. Victorius einst gehörende alte Ausgaben gelockt wurde. Dieser Gelehrte, dessen Religiosität im Gebrauche der Hdschrr. so bekannt ist, pflegte bei seinen Editt. am Rande oft Lesarten zu setzen, die nicht Vermuthungen von ihm, sondern Varianten wenigstens theilweise verglichener Codices sind. So fand ich zu München bei einem Pausanias von seiner Hand vieles beigeschrieben, was Facius unlängst aus einem Mosk. Cod. angeführt hat, Lesarten, die gar nicht die Physiognomie von Conjecturen tragen. Schade nur, daſs gewöhnlich bei Zerstreuung der Adversarien solcher Gelehrten die Notiz der von ihnen benutzten Hdschriften verloren gegangen ist. Seine Manier war, das verderbt scheinende Wort durch Punkte zu bezeichnen, und die Verbesserung am Rande mit ähnlichen Punkten zu bezeichnen. Unter diesen Editt. durchblätterte ich auch einen Pindarus cura Z. Calliergi 1515., wo Isthm. VIII, 12. in den Scholien die Lücke nach τοῖς ausgefüllt wird durch

Ἕλλησιν (was aber doch wol nicht zureicht), und zum 17. Vers die nach Ξέρξου durch πόλεμον. Allein zum Ende dieses Gedichts und der ganzen Scholien-Sammlung kann ich Ihnen eine etwas längere Ergänzung mittheilen. Es folgen nach ἐχώμεθα diese Zeilen:

N. 27. Δόλιος γὰρ αἰὼν ἐπ' α. κρ.] ποικίλος καὶ εὐμετάθετος. ὁ δὲ νοῦς· ὁ γὰρ δὴ τῆς ζωῆς χρόνος ἐνήρτηται τοῖς ἀνθρώποις τὸν τοῦ βίου ὅρον κυλίων καὶ προϊών· ἢ οὕτως· ὁ γὰρ χρόνος πολλὰς εὑρίσκει μεταβολάς, ἑλίσσων τὸν τοῦ βίου ὅρον, τουτέστι τὴν ὁδὸν τοῦ βίου.

30. Ἰατὰ δ' ἐ. βρ.] τὰ προςπίπτοντα μετὰ ἐλευθερίας, ἰατά ἐστι καὶ ἐὰν ἀτυχία ὑπάρχῃ. ἠλευθερωμένοι οὖν καὶ νενικηκότες τοὺς Πέρσας, εἰ καὶ ἐν ἀτυχίᾳ γεγόνατε, εὐθυμεῖτε· ἢ οὕτως· ἀλλ' ὅμως πρὸς τὰ συμβεβηκότα δεινὰ φορητά ἐστι καὶ ταῦτα, προςούσης καὶ τῆς ἐλευθερίας.

32. Χρὴ δ' α. ἐ.] προςήκει δὲ τὴν τῶν ἀγαθῶν ἐλπίδα τοῖς ἀνδράσι φροντίζεσθαι· προςήκει δὲ καὶ ἐν ταῖς ἑπταπ. Θήβαις τὸν τραφέντα τῇ τε Θήβῃ καὶ τῇ Αἰγίνῃ τὸν ὕμνον, τὸν ὄντα Χαρίτων ἀπάνθισμα, διδόναι· ἢ οὕτως· δεῖ δὴ τὸν Θηβαῖον εὐχαριστεῖν τῇ Αἰγίνῃ καὶ τὸ ἄνθος τὸ ἀπὸ τῶν Χαρίτων προςνέμειν· πρὸς τί δὲ τοῦτό φησιν; ὅτι ὁ μὲν νενικηκὼς Αἰγινήτης, αὐτὸς δὲ Θηβαῖος.

37. Πατρὸς οὕνεκα δ. γ. θ.] Θήβη καὶ Αἴγινα αἱ Ἀσωποῦ τοῦ Βοιωτιακοῦ ποταμοῦ θυ-

γατέρες νεώτεραι τὴν γένεσιν· ἦν γὰρ προτεχθεῖσα Μετώπη καὶ ἄλλαι τινές. ὁ δὲ νοῦς· ὅτι δὴ ἐκ τῶν Ἀσωποῦ θυγατρῶν νεώτεραι ἐγεννήθησαν, Αἴγινα καὶ Θήβη καὶ ἀμφότεραι ἀρέσασαι τῷ Διῒ τίμιαι γεγέννηνται...

Was hier ferner noch auf der letzten Seite gegenüber den VV. 131—138 *ex vetusto Cod. Petri Candidi* steht, ist groſsen Theils durch die Würmer verzehrt, und man sieht nicht, wohin es gehört.

K. D.

II.

Wahrscheinlich ist es Einigen in Deutschland nicht gleichgültig zu erfahren, daſs wir immer noch der Hoffnung leben, auf unserer Reise auch Griechenland nicht flüchtig zu berühren, wenn es irgend die Zeitumstände erlauben. Dies veranlaſst vielleicht da und dort jemand, uns auf gewisse Merkwürdigkeiten und brauchbare Beobachtungen aufmerksam zu machen; obgleich wir nicht gern Erwartungen zu erregen wünschten, wie einst die Reisenden, an die Michaelis seine Fragen ergehen lieſs. Allerdings bedauren wir, wie Hr. Prof. B., von des Engländers Hawkins Ausbeute noch nichts erhalten zu haben; auch soll dazu zunächst eben so wenig Hoffnung sein, als zur Benutzung der schönen Handschriften, die Clarke auf seiner

griechischen Reise gesammelt hat *). Ueberhaupt erwartet man hier nicht, daſs uns bei Eröffnung der Thore von England viele unterdessen fertig gewordene Werke im Fache des Alterthums entgegen fallen werden.

Die Auszüge aus den Villoison'schen Mss. über Griechenland werden uns, wie wir hoffen, bei und besonders nach unserer Reise sehr wichtig werden. Nach einem Ihnen vermuthlich bekannt gewordenen gedruckten Verzeichnisse darf niemand sich von dem Inhalte derselben eine Idee bilden. Danach würde man vieles in den Sammlungen ganz vergebens suchen, wogegen sie wieder manches enthalten, was man zu erwarten nicht berechtigt war. Vor kurzem hat einer unserer Freunde, Hr. Malte-

*) Die wichtigsten der von diesem Engländer auf den Inseln Patmos und Naxos, auf dem Berge Athos und an a. O. gemachten litterarischen Funde waren: eine groſse Handschrift *Platonischer* Werke, mit sehr schöner, ansehnlicher Schrift, selbst die Scholien mit kleinen Capitälchen geschrieben; ein Codex von J. d. W. 6404 n. Chr. 890: (besonders reich an Citaten verlorner Dichter sollen die Scholien sein, so daſs dagegen die in Leyden erschienenen nur wie Auszüge aussehen:) ferner, Handschriften des *Demosthenes* und der übrigen attischen Redner, worin wenigstens einige Reden noch unbekannt seyn sollen: dann drei Sammlungen griechischer Gedichte, mit alten musikalischen Noten. S. *Millin's Magasin encyclop.* 1803 *T. V, p.* 367.

Brun im 2ten Heft des 2ten Theils seines Journals, *Annales des voyages, de la géographie et de l'histoire,* etwas aus jenen Reise-Nachrichten effleurirt. Das Ding ist aber von leichtfertiger Art: abgerissene Urtheile, wovon viele zu schneidend, andere ziemlich unphilosophisch und echt... sind, d. i. ohne eindringendes Urtheil und Geschmack. Diese so isolirt hingeworfenen Gedanken und Bemerkungen sind gröſstentheils bedeutungslos, und die hiesigen Griechen sind daher nicht ohne Grund böse darüber geworden.

Von dem Koryphäus unter ihnen sollen diesem Briefe Exemplare seines neulich aus der Presse gekommenen *Isokrates* beigelegt werden. Die Edition ist in der Manier des *Heliodorus* bearbeitet, und verschafft uns endlich einen von Sprachfehlern und anderm Wust gereinigten und oft gelehrt erklärten Text des Redekünstlers.

B. K.

Philologische Aufgaben.

Unter dieser Rubrik sollen von Zeit zu Zeit, wenigstens Einmal in jedem Bande, allerlei Probleme, Zweifel, Anfragen ausgestreuet werden, deren so viele in den verschiedenen Feldern der alten Litteratur sich zudrängen. Es ist möglich, daſs manche dergleichen Fragen schon irgendwo in einem wenig bekannten Buche beantwortet stehen; dann würde die gefällige Hinweisung auf eine solche Beantwortung Andere von neuer Mühe befreien. Auch hat oft jemand eine bedeutende Schwierigkeit für sich gelöset, ohne zu wissen, daſs sie noch Viele drückt; und so wäre dem Glücklichen auf der Stelle ein Platz zu gemeinschaftlicher Belehrung dargeboten. Manchmal dürften dergleichen Aufgaben auch mit der Absicht gemacht werden, um für eine nächstens zu liefernde Ausführung einer Materie vorläufig einiges Nachdenken zu erwecken. Sollte aber dieser Artikel nicht immer unmittelbaren Nutzen zu haben scheinen, so sehe man ihn an *quasi ob fugam vacui,* nicht im figürlichen Sinne von Lücken der Einsicht, sondern in der sprichwörtlichen typogra-

phischen, zumal so gegen Ende eines Bogens, wie hier.

I.

Was ist aus dem französischen Versprechen geworden, das man im 4. B. der *Histoire de l'Acad. d. Inscrr. p.* 545 (*Amst.* 1736. 8.) las? *Quod*, wie Wesseling in der Vorr. zu Sam. Petiti LL. AA. p. VII sagt, „*summa cum ad-„miratione iucundissime legimus, laboriosissimum Fourmontium Abbatem legum Solonis „tabulas, in deperditis hucusque censitas, e „ruderibus Atticae urbis incredibili quadam „felicitate nuper admodum eruisse, et in regis „Galliarum bibliothecam importasse.*“ Wo sind Zeugnisse, glaubwürdige Zeugnisse solcher, die sie in einer gewissen Zeit gesehen haben? und wie kömmt es, daſs sie jetzigen Reisenden nicht gezeigt werden, wenn es je geschah?

II.

Darf des italiänischen Gelehrten Nic. Ignarra Meinung, die er zuerst in dem Werke *de palaestra Neapolitana* (Neap. 1770. 4. pagg. 331) ausführte, und nachher in dem neuern, bei uns unbekanntern Buche *de Phratriis, primis Graecorum politicis societatibus* (Neap. 1797. 4. pagg. 276) wiederholte, als vollkommen ausgemacht angesehen werden, nach welcher

unser Petronius Arbiter in das Zeitalter der Antonine herabzurücken sei, wie Ruhnkenius in der Anzeige des erstern Werks in der *Bibl. crit. Amst. II,* 1. *p.* 84 unbedenklich annahm? Wenn wir hier die leztere Schrift des treflichen Neapolitaners in Deutschland unbekannt nennen, so veranlaſst uns dazu unter andern das neuerliche Stillschweigen eines Gelehrten, der an einem der bücherreichsten Orte lebt, des Göttingischen Herausgebers von *Quinti Smyrn. Posthomerica* in der vorgesetzten litterarischen, jetzt sehr vermehrten, Commentation, über eine andere viel seltsamere Meinung des Ignarra, daſs der Dichter dieser Paralipomenen — einer Steinschrift zufolge — *Alcibiades* geheiſsen habe. S. dort p. 211—215.

III.

Was läſst sich zu gründlicher Wegräumung der Zweifel sagen, die der französische Uebersetzer des älteren Plinius, *Poinsinet de Sivry,* gegen die Echtheit der Dedication an Vespasian mit so vielem Vertrauen auf seine Behauptung vorgebracht hat? Auf keine Weise wenigstens sollten solche abweichende Meinungen lange unbekannt bleiben und unerörtert.

IV.

Um auch von dunkeln Stellen alter Schriftsteller hier Erklärungen oder Emendationen zu

veranlassen, mache Platon den Anfang. Wie ist bei ihm zu verstehen *Sophist. ed. Steph. T. I. p.* 253. *D.* (*Lugd. p.* 163. *D. Bipont. T. II. p.* 274. *Fisch. p.* 72.) die Stelle von einer vierfachen Gattung der Ideen in den Worten: Τὸ κατὰ γένη διαιρεῖσθαι — — — Παντάπασι μὲν οὖν? Was für Beispiele gäbe es etwa, worin jene sich anschauen lieſsen? Schwerlich darf man dabei die zunächst aufgezählten fünf Ideen zu Hülfe nehmen, da hierauf erst das fortschreitende Räsonnement leitet, dem Theätet aber die Behauptung des Eleaten so einleuchtend ist auch ohne diese Beispiele, daſs er gleich anfangs ohne Bedenken bejaht, und da ohnedem die letztern fünf Ideen sich unter die angegebenen vier Gattungen nicht wohl vertheilen lassen.

V.

Noch eine Stelle im Platon, *Lach. ed. Steph. p.* 187. *E.* (*Lugd. p.* 249. *E. Bipont. T. V. p.* 179.) fordert, wie so manche andere in sonst nicht gar verderbten Dialogen, wiederholte Betrachtung der Lesart und des Sinnes, besonders die Worte ὥςπερ γένει, die doch nicht das Gepräge eines Glossems haben.

VI.

Wenn der herrschende Sprachgebrauch, die Bemerkung Quintilians (I. O. 1, 5, 50) und die

Regeln der alten Grammatiker bei bestimmten und directen Prohibitionen dem *non* keinen Platz anstatt *ne* erlauben, so ist die Frage: was denn mit Stellen zu thun wie *Hor. A. p.* 460. *non sit qui tollere curet!* Dort z. B. ist des Dichters unverkennbare Absicht, mit launiger Kraft auszusprechen, was nicht dürfe geschehen, was geschehen müsse; keinesweges anzuzeigen, was geschehen könnte oder möchte.

VII.

Um der Vollkommenheit der Wörterbücher in beiden Sprachen immer besser vorzuarbeiten, ist es nöthig viele Ausdrücke nach ihren Bedeutungen und deren Zusammenhange einzeln zu behandeln. Ein leichter Versuch der Art wäre z. B. die genauere Bestimmung der Wörter *ratio* und *respectus*, nebst den daraus gebildeten Redensarten. Ueberdies bemerkt man in dem heutigen Gebrauche dieser Wörter auch bei den gelehrtesten Latinisten einige Abweichung von dem Sprachgebrauche der Alten; so in dem *ratione rei habita.*

VIII.

Ueberhaupt giebt es der Akyrologieen (um nicht von Solöcismen und Barbarismen zu reden) gar viele bei den übrigens nachahmungswürdigsten Latinisten der neuern Zeit. Auch bei Muret, der doch in der ersten Klasse der-

selben steht, zeigte **Ruhnkenius** so manches Irrige der Art; aber nicht alles. Dahin gehört das schon bei **Muret** und überall vorkommende, *parum abest quin*. In grammatischen Lehrbüchern sogar wird geboten, nach *parum abest* nur *quin* zu schreiben. Daher endlich die Anfrage, bei welchem Klassiker denn *parum* vorkomme vor *abest quin*, und wie es vorkommen könne nach dem rechten Begriff von *parum*?

IX.

Da schwerlich aus Denkmälern und andern Quellen der Orthographie gültige Gründe für die Schreibart *Jupiter* aufzubringen sind, warum hangen wir noch immer, auch gegen besseres Wissen, an der gemeinen Gewohnheit? Oder wäre *Juppiter* nicht von allen Seiten gegen Einwendungen gesichert?

X.

Wie ist der Sprachgebrauch zu erklären, nach welchem die Römer bei Angabe des Datums statt *die* sagten *ante diem*.. und sogar *in ante d.* und *ex ante diem?*

XI.

Welches ist die beste Aufklärung der Redensart, *loqui quod in solum venit*, von Gedanken und Sachen, wie sie einem einfallen, ohne Absicht, ohne Ueberlegung, ohne Zusammenhang mit dem Vorigen gesagt?

XII.

Welches ist die richtigste und durch Gebrauch der Alten bewährteste Form des Genitivs der griechischen Wörter auf *is*? *Poeseos*, *poesios*, *poesis*? u. dergl.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Inhalt des ersten Bandes.

Seite

I. Darstellung der Alterthums-Wissenschaft nach Begriff, Umfang, Zweck und Werth. 1—145

II. Über das Pantheon 148—294

III. Mosychlos, der feuerspeiende Berg auf Lemnos 295—312

IV. Herakleitos von Ephesos, dargestellt aus den Trümmern seines Werkes und den Zeugnissen der Alten 313—533

V. Über das Grab der Claudia Semne 534—554

VI. Giambattista Vico über den Homer 555—570

VII. Vermischte Bemerkungen. . . . 571—577

VIII. Philologische Aufgaben 578—584

Verbesserungen.

S. 58 Z. 11 für Etruscer lies Etruscier.
— 75 — 23 — Selbstständ. l. Selbständigkeit.
— 84 — 6 — Diplomatiker l. Diplomaten.
— 120 — 8 — thunlich l. thulich.
— 175 — 19 — Gewölbe l. Gebälke.
— 176 — 19 — ungefehr l. ungefähr.
— 312 — 6 — das l. daſs.
— 346 — 14 — ἐγένετο l. Βίας ἐγένετο.
— 405 — 25 — Sommer l. Sammler.
— 413 — 4 — λύρην καὶ τόξον l. λύρης καὶ τόξου.
— 414 — 15 — Regel l. Angel.
— — — 16 — nachzu l. auszu.
— 450 — 10 — nein l. wie.
— 454 — 6 — I, 17 lies I, 7.
— 486 — 27 — eine l. nie.
— 503 — 1 — Leben l. leben.
— 508 — 4 — αὔη ἀρίστη l. αὔη — ἀρίστη.

Wolf, Friedrich A. / Wolf, Friedrich A. / Buttmann, Philipp

Museum der Alterthums-Wissenschaft

Bd.: 1

Berlin (1807)

Philol. 294 d-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10765776-2